



MYTHOS ERWIN ROMMEL

DES TEUFELS FELDMARSCHALL

Hitlers Helfer, Hitlers Opfer



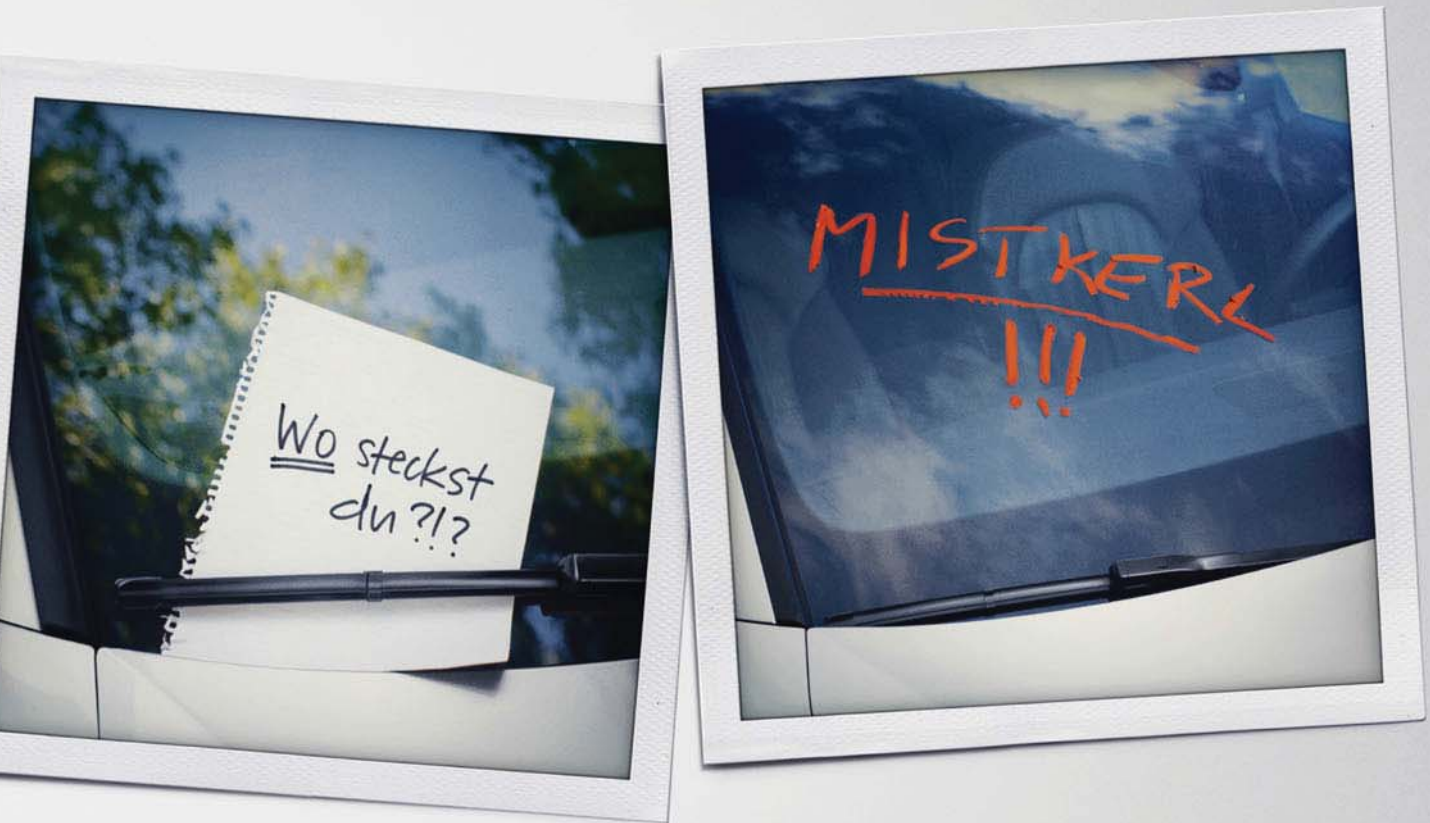
Für alle, die mit ihren Wischerblättern schon viel erlebt haben.

**Neue Aerowischer von Audi Original Teile®.
Damit Sie auch weiterhin den Durchblick behalten.**



Es gibt Momente, da verliert man den Überblick. Damit Sie nicht noch den Durchblick verlieren, empfehlen wir beim nächsten Tausch Ihrer Wischerblätter Audi Original Aerowischer. Erfahren Sie mehr: einfach den QR-Code mit Ihrem Smartphone scannen oder besuchen Sie uns auf www.audi.de

Audi
Original Teile



**Audi
CarCheck: für € 19,90***

Beim Audi CarCheck werden besonders beanspruchte Funktionsteile Ihres Audi geprüft.

**Audi
Batterie Check: für € 0***

Damit Sie wissen, wie es um die Batterie Ihres Audi steht.

Weitere attraktive Komplettpreisangebote erhalten Sie bei Ihrem teilnehmenden Audi Partner.

*Unverbindliche Preisempfehlung des Herstellers.



20 Jahre unverändert gut.
Die BahnCard.
Zum Jubiläum für nur 20 Euro.



Verlängert sich ohne rechtzeitige Kündigung vor Laufzeitende automatisch um ein Jahr (reguläres BahnCard 25-Abo).

4 Monate 25% sparen.

Die Jubiläums-BahnCard 25 gibt's bis zum 30.11.2012 für nur 20 Euro. Damit sparen Sie immer 25%, in Kombination mit den Sparpreisen sogar noch mehr. Erhältlich überall, wo es Fahrkarten gibt, und unter www.bahn.de.

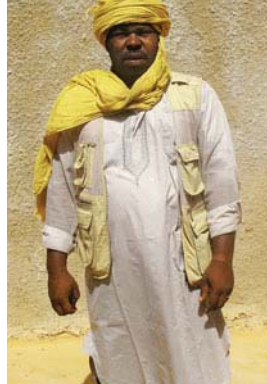
Die Bahn macht mobil.

Hausmitteilung

29. Oktober 2012

Betr.: Islamisten, Baumgartner, SPIEGEL WISSEN

Schon die Vorbereitungen für die Reise waren ungewöhnlich: Zunächst musste SPIEGEL-Mitarbeiter Paul Hyacinthe Mben, 39, auf dem Basar in Bamako, im westafrikanischen Mali, einen Turban erstehen, dann lernen, das Tuch auf gottgefällige Art zu wickeln, außerdem durfte er sich nicht mehr rasieren und musste wochenlang über Reiseroute und freies Geleit verhandeln – Mben wollte in den Norden seines Landes aufbrechen. Mali ist geteilt, und im Norden, in den Regionen um Timbuktu, regieren Islamisten, gilt die Scharia. Frauen müssen den Schleier tragen, und wer des Diebstahls als überführt gilt, dem wird die Hand abgehackt. Zweieinhalb Wochen bereiste Mben, liberaler Muslim, das Herz der Finsternis, stets in der Furcht, entführt oder getötet zu werden. Zurück in Bamako, umarmte Mben zuerst seine Ehefrau, der er lieber keine Details über seine Reise berichtet hat; dann trank er sein erstes Bier seit Wochen – im Reich der Islamisten kann ein Bier den Tod bedeuten (Seite 92).



Mben

Diesen Mann dürfe man keineswegs warten lassen, so schimpfte, drängte, mahnte die PR-Frau – doch Felix Baumgartner plauderte behaglich, nahm sich für das Gespräch mit dem SPIEGEL alle Zeit. In New York, in einem Fernsehstudio in Manhattan, trafen Lukas Eberle und Janko Tietz jenen Mann, der aus der Stratosphäre mit einem Fallschirm auf die Erde gesprungen war, und Baumgartner, in Jeans und Lederjacke, erzählte ihnen von den klaustrophobischen Attacken, unter denen er gelitten hatte, ausgelöst durch den Raumanzug. Er berichtete, wie viele Millionen der Sprung kostete, und er sprach von seinem neuen Leben als vielfacher Rekordhalter. Nach dem Interview musste Baumgartner sich spalten: Jener Mann, den man eigentlich nicht warten lassen durfte, auch für den SPIEGEL nicht, war Ban Ki Moon. Zum Umziehen blieb Baumgartner keine Zeit mehr, er traf den Generalsekretär der Uno in Jeans und Lederjacke (Seite 54).



Eberle, Tietz, Baumgartner

Der Unternehmer Fritz Roth gilt als kreativster Mann in seiner Branche, in Bergisch Gladbach bei Köln betreibt Roth die „Gärten der Bestattung“, einen Privatfriedhof. Dort kann man die E-Gitarre des Verstorbenen auf dessen Grab stellen oder in den Stein einen QR-Code gravieren lassen, als Zugang zu einem Online-Film über das Leben des Toten. Für SPIEGEL WISSEN „Abschied nehmen – Vom Umgang mit dem Sterben“ traf Redakteurin Annette Bruhns Roth zum Interview über die neue Friedhofskultur. Weitere Themen: Alltag in einem Hospiz, der Schriftsteller Martin Walser über das selbstbestimmte Ende. Bestattungsunternehmer Roth, selbst an Krebs erkrankt, wurde von Bruhns auch gefragt, ob er Wünsche für seine Beisetzung hinterlassen habe – was Roth verneinte: „Darum dürfen sich die Hinterbliebenen kümmern.“ Das Heft erscheint am Dienstag dieser Woche.



**Wadenkrämpfe?
Verspannungen?**

**Körperfreundliches
EXPRESS^{*}
Magnesium**

Das einzige Arzneimittel mit reinem Magnesiumcitrat, wie es als Baustein im Körper vorkommt. Deshalb körperfreundlich und schnell aktiv.

- Stark, direkt und nachhaltig
- Gegen Krämpfe und Verspannungen
- Nur 1x täglich
- 24-Stunden-Langzeiteffekt
- Ohne künstliche Süß- und Farbstoffe

Mit reinem
Magnesium
CITRAT



Nur in der Apotheke

* Erhöhung der Magnesiumkonzentration im Blut nach 90 Minuten.

Magnesium-Diasporal® 300, Granulat (Wirkstoff: Magnesiumcitrat) Anwendungsgebiet: Nachgewiesener Magnesiummangel, wenn er Ursache für Störungen der Muskeltätigkeit (Neuromuskuläre Störungen, Wadenkrämpfe) ist. Enthält Sucrose (Zucker). Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Protina Pharm. GmbH, D-85737 Ismaning

In diesem Heft

Titel

Wie aus dem Panzergeneral Erwin Rommel eine mythische Figur werden konnte 60

Deutschland

Panorama: Troika will neuen Schuldenschnitt / Thüringen beharrt auf ungeschwärtzten NSU-Akten / Grippe-Impfstoff reicht aus 15
FDP: Fraktionschef Rainer Brüderle bestimmt die Politik der Liberalen 20
CSU: Die Anruf-Affäre wird zum Problem für Generalsekretär Alexander Dobrindt 24
 Geheimdiplomatie für ein Comeback Karl-Theodor zu Guttenbergs 25
Bundesbank: Wer kontrolliert die deutschen Goldreserven? 26
Parteien: Der designierte Stuttgarter OB Fritz Kuhn über die Ankunft der Grünen im Bürgertum 28
Kommentar: Die teuren Rentenpläne von Union und SPD 30
Karrieren: Umweltminister Peter Altmaier und sein Leben für die Politik 34
Kirche: Katholische Geistliche schreiben für das reaktionäre Schmähportal kreuz.net 38
Kriminalität: Einer der Hauptverdächtigen der tödlichen Prügelei am Berliner Alexanderplatz war als Schläger justizbekannt 40
Bücher: In seinen Lageberichten vor dem CDU-Bundesvorstand fiel Kanzler Kohl über politische Gegner, Parteifreunde und Medien her 43
Hauptstadt: Verkehrsminister Ramsauer nutzt den Berliner Flughafenskandal parteipolitisch aus ... 44
Außenpolitik: Der deutsche Russlandbeauftragte Andreas Schockenhoff über die desolaten Menschenrechtslage in Russland 46
Gesundheit: Werden Fettleibige von deutschen Krankenkassen diskriminiert? 47

Gesellschaft

Szene: Der Abenteuerfotograf Corey Rich über Adrenalin / Interview mit der Sozialpädagogin Maike Workowski über Cybermobbing 50
 Eine Meldung und ihre Geschichte – wie ein Rentner den Glauben an die Behörden verlor 52
Extremsport: SPIEGEL-Gespräch mit dem Basejumper Felix Baumgartner über seinen Rekordsprung aus der Stratosphäre 54
Ortstermin: Ein Konvertit macht Bankgeschäfte im Sinne des Propheten 59

Wirtschaft

Trends: Swiss Life tilgt die Marke AWD / Wende im Porsche-Prozess? / Schadstoffe in Outdoor-Kleidung 70
Unternehmen: ThyssenKrupp will kein Stahlkonzern mehr sein 72
Euro-Krise: EZB-Chef Mario Draghi verteidigt im SPIEGEL-Gespräch die Ankäufe von Staatsanleihen 74
Automobilindustrie: Wie BMW sich auf die kommende Krise vorbereitet 79
Zeitgeist: Die Sehnsucht nach der heilen Welt im Grünen 80
Genussmittel: Nach Kaffee nun auch Tee in Kapseln 89

Ausland

Panorama: Angst vor weiteren Anschlägen in Beirut / Scheitert der EU-Beitritt Kroatiens? 90
Mali: Eine Reise zu den Islamisten im Norden ... 92
 Der riskante Einsatz der Bundeswehr 94
Ägypten: Wie die Muslimbruderschaft das Land islamisiert 97
USA: Die Kandidaten kämpfen um die Stammwähler ihrer Parteien 100

Heimlicher Machtwechsel

Seite 20

Bei der FDP bestimmt nicht mehr Philipp Rösler, sondern Fraktionschef Rainer Brüderle die Linie der Politik. Der nominelle Parteivorsitzende hat seine Autorität verspielt.



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Draghi und die deutschen Ängste

Seite 74

Im SPIEGEL-Gespräch wirbt EZB-Chef Mario Draghi für seine Krisenpolitik und verspricht, die Preise stabil zu halten. Die Zentralbank müsse die Ängste der Deutschen „sehr ernst nehmen“, sagte er.

Gewaltexzess am Alexanderplatz

Seite 40

Der tödliche Angriff auf einen 20-Jährigen am Berliner Alexanderplatz befeuert die Debatte um den Umgang mit jungen Gewalttätern: Einer der Beschuldigten war der Justiz seit Jahren als notorischer Schläger bekannt.



Provinzidylle

PETER HIRTH/LAIF

Geschäft mit der Landlust

Seite 80

Die Deutschen haben ihre Liebe zum Landleben entdeckt, die Sehnsucht nach der Idylle im Grünen ist zum Megatrend und Milliardengeschäft geworden. Das tatsächliche Leben abseits der großen Städte aber hat mit dieser Konsum- und Kitschwelt wenig zu tun, ganze Landstriche veröden, die Jungen ziehen fort.

Obama mit Anhängern

USA: Kandidaten im Endspurt Seite 100

Weil sich fast alle Wähler schon entschieden haben, müssen Obama und Romney unbedingt alle Anhänger mobilisieren. Das tun sie, indem sie den Gegner massiv attackieren.

Blutvergiftung, die unterschätzte Gefahr s. 116

Rund 150 000 Menschen erkranken in Deutschland jährlich an einer Sepsis, einer Blutvergiftung. Jetzt zeigt eine Studie: Die Antibiotikatherapie beginnt oft viel zu spät. Bis zu 10 000 Leben könnten pro Jahr gerettet werden.

Der letzte Kampf des Bernie Ecclestone s. 146

Formel-1-Herrscher Bernie Ecclestone droht eine Anklage wegen Bestechung, viele seiner Gegner sähen den Briten gern vor Gericht. Ein Prozess in München könnte das Lebenswerk des 82-jährigen Briten zerstören.

Visionen aus Hollywood s. 128

Sie haben das Hollywood-Kino verändert. Seit die Geschwister Andy und Lana Wachowski mit der „Matrix“-Trilogie 1,6 Milliarden Dollar machten, gelten sie als Visionäre. Nun haben sie sich den komplizierten Roman „Cloud Atlas“ von David Mitchell vorgenommen, den selbst der Autor für unverfilmbar hielt.



„Cloud Atlas“-Stars Tom Hanks, Halle Berry

DAMON WINTER/DAMON WINTER/THE NEW YORK TIMES

Afghanistan: Wie es zur Festnahme des Taliban-Führers Abdul Rahman kam 104

Global Village: Warum alle bei Miss Tootsie in Texas essen wollen 106

Serie

China (Teil III): Die Weltmachtambitionen der Pekinger Führung und des Militärs 108

Wissenschaft • Technik

Prisma: Klimasünder im Altertum / Deutsche Geophysiker geschockt über italienisches Erdbebenurteil 114

Medizin: Tausende Patienten sterben jährlich, weil eine Sepsis zu spät erkannt wird 116

Automobile: PR-Offensive von Range Rover 120

Rohstoffe: Erzrausch in Lappland 122

Umwelt: Eine neue Krankheit sucht Deutschlands Kastanien heim 124

Kultur

Szene: Eine Ausstellung in Linz widmet sich dem Bart / Wie erotisch ist die Musik von Rachmaninow? 126

Kino: Die Geschwister Lana und Andy Wachowski und ihr Film „Cloud Atlas“ 128

Kunst: Eine Ausstellung in Frankfurt am Main lotet die Grenzen des Privaten aus 132

Autoren: Christoph Ransmayrs furioses Reisebuch „Atlas eines ängstlichen Mannes“ ... 134

Bestseller 136

Ökonomie: SPIEGEL-Gespräch mit dem Ex-Banker Greg Smith über die Praktiken bei Goldman Sachs und das Schattenreich der Investmentbanken 138

Filmkritik: „Skyfall“, der neue Bond 142

Sport

Szene: Sportrechtler Michael Lehner über mögliche Ansprüche gegen Lance Armstrong / Vizepräsident Carl-Uwe Steeb kritisiert die Nachwuchsarbeit des Deutschen Tennis Bundes 145

Affären: Wie Formel-1-Boss Bernie Ecclestone um sein Lebenswerk kämpft 146

Medien

Trends: ARD erwägt Reduzierung der Talkshows / ZDF testet Nazan Eckes 151

TV-Produktionen: Die Trash-Serie „Berlin – Tag & Nacht“ ist auch im Netz ein Renner 152

Internet: Die Ahnensuche boomt 155

Briefe 8

Impressum, Leserservice 156

Register 158

Personalien 160

Hohlspiegel / Rückspiegel 162

Titelbild: Collage DER SPIEGEL, Fotos dpa, Ullstein, AKG, laif

Auf der Couch

Ein DVD-Abend mit Tom Schilling und seinen Filmen „Crazy“ und „Oh Boy“. Außerdem im KulturSPIEGEL: das Computerspiel „Dishonored“; die deutschen Theater werden europäisch.





SPIEGEL-Titel 43/2012

„Laut Schopenhauer ist die Welt nichts weiter als Wille und Vorstellung. Heutzutage ist die Welt, die man im Internet vorfindet, jedoch Googles Wille und Vorstellung.“

WOLFGANG QUAKERNACK, DETMOLD

Nr. 43/2012, Google – Die undurchsichtigen Methoden eines übermächtigen Konzerns

Pfui, unfassbar

„Fair Search“ ist Schwachsinn, da Suche zwangsläufig eine Gewichtung der Resultate beinhaltet. Und die bestimmt Google anhand seines Algorithmus und nicht nach dem Wunsch irgendwelcher (Konkurrenz)-Unternehmen. Wieso auch? So lange der Nutzer zufrieden ist, hat jede Klitsche, die meint, höher im Ranking stehen zu müssen, Pech gehabt. Google sollte lieber die ganzen Suchmaschinenoptimierer, die das System manipulieren, aus dem Index werfen, die können sich ja gern über Bing, Yahoo et cetera finden lassen.

JÖRG REIBERT, DINSLAKEN (NRW)

Ich, 80 Jahre und Rentner, habe mich mal gegoogelt. Bei den ersten Einträgen sind dreimal die 1999 liquidierte Firma, dreimal das 2003 geschlossene Büro und zweimal eine falsche Anschrift. Korrekt ist keine, auch in den folgenden Seiten nicht. Wenn die Angaben für Andere auch nicht besser sind, dann ...

DR. KARL REISSMANN, MITTWEIDA (SACHSEN)

Wir lieben die Suchmaschine für die Auswahl der ersten zehn Treffer aus Millionen Websites, die wir ohne Google selbst sichten müssten. Und diesen Service lässt Google sich bezahlen. Zu Recht.

MARKUS KLIE, BRÜSSEL

Zunächst witterte ich einen Skandal erster Güte. Dann las ich: Google ist ein privatwirtschaftliches, börsennotiertes Unternehmen mit Gewinnerzielungsabsicht. Pfui. Die Eigentümer und Anteilseigner erhalten Dividenden, die Mitarbeiter werden bezahlt und arbeiten nicht ehrenamtlich, wie ich das erwartet hätte. Unfassbar. Aber als mir dann klar wurde, dass dieses Unternehmen auch noch dadurch Gewinne erzielt, dass es seine Tochterunternehmen in ein besseres Licht rückt als die Konkurrenz, da war für mich mein Glaube an das gute, neutrale, immer



Google-Datenzentrum, US-Bundesstaat Georgia

so nett aufgemachte Google endgültig zerstört. Das hat mich so entsetzt, dass ich das Heft beiseitelegen musste.

MICHAEL SZUTTA, VELLBERG (BAD.-WÜRTT.)

Leider ist der Titel sehr einseitig auf Google als Suchmaschine ausgerichtet. Dabei gewinnt Google mehr Macht durch andere Geschäftsfelder. Mail-Dienst, Android, Cloud-Dienste aller Art. Dort wird nicht das große Geld verdient, aber eine monopolartige Marktstellung gesichert. Der Titel ist zu zahm und lässt Google nur lächeln – eine Woche kostenlose Werbung.

ALFRED MANGER, HINTERZARTEN (BAD.-WÜRTT.)
SPIEGEL ONLINE FORUM

Das Problem bei Google besteht weniger im Pushen seiner eigenen Zusatzangebote als vielmehr in der fehlenden Sensibilität gegenüber dem Datenschutz.

RASMUS HELT, HAMBURG

Nr. 42/2012, Aus Angst vor dem Auflagenschwund entdecken viele Zeitungen das Regionale

Verirrte Blattmacher

Leider glauben die im luftleeren Raum verirrten Blattmacher noch immer, der Leser warte morgens ungeduldig auf „seine“ Zeitung mit den großen Weltneuigkeiten. Eine kopflastige Regionalzeitung mit dieser Denke hat im Zeitalter der elektronischen Medien bei jungen Leuten keine Chance. Und die alten Leser sterben aus. Nur wenn die Verleger in die Lokalausgaben investieren und die Journalisten begreifen, dass ihre Zukunft nicht im Redigieren von Agenturmeldungen liegt, sondern in der Provinz, besteht noch Hoffnung.

HANS-DIETER HAMBOCH, WIESBAUM (RHL.-PF.)

Nr. 42/2012, Der bittere Abschied des Unionsabgeordneten Norbert Geis

Deppisch

Auch wenn Geis wie ein tragisch angestaubter Held einer längst zerfallenen konservativen Trutzborg wirkt, dem die Orientierung heute nicht so recht gelingen will, so steckt hinter seiner Auslegung katholisch konservativer Werte doch eine geballte und im Grunde knallharte Portion Intoleranz, die Errungenschaften des Humanismus ignoriert und auch christliche Nächstenliebe vermissen lässt.

SUSANNE KNEISSELE, BAD BUCHAU (BAD.-WÜRTT.)

Was ist denn in den SPIEGEL gefahren? Eineinhalb Seiten, teilweise hymnisch, widmen Sie sich einem Erzkonservativen, der sich immer wieder gegen die Menschenrechte von Schwulen und Lesben und gegen die Gleichberechtigung von Frauen in Stellung gebracht hat. Zuletzt aber auch immer deppischer agierte. Dieser Mann, der es einfach nicht mehr blickt, erhält immerhin monatlich circa 11000 Euro und fette Pensionsansprüche. Auch Ihnen fiel ja zur Figur Geis nicht wirklich viel positives Wirken in seiner langen Parlamentszeit ein, als sein Bemühen um die Rekonstruktion der fünfziger Jahre.

ROLAND HORNUNG, BERLIN

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- **Titel** Gehörte Erwin Rommel zum NS-Widerstand?
- **Goldreserve** Wohin mit dem deutschen Schatz?
- **Auslandseinsatz** Soll die Bundeswehr in Mali helfen?





OYSTER PERPETUAL DATEJUST II


ROLEX

Nr. 42/2012, Europa gewinnt den Friedensnobelpreis, doch die Union steht vor ihrer Spaltung

Schämen!

Mir erschien es immer sehr paradox, dass die eigensinnigen und überheblichen Briten der so abschätzig betrachteten und gar verhassten EU beigetreten sind. In fast jeder Hinsicht, politisch, ideologisch, gefühlsmäßig und so weiter, ist der Atlantik zwischen den britischen Inseln und Nordamerika viel schmalere als der Ärmelkanal zwischen Britannien und dem Festland-Europa!

DR. AHMAD HUSSEIN, RONNENBERG (NIEDERS.)



Kanzlerin Merkel mit EU-Partnern in Rom

Die Briten sind eigentlich nur noch an ihrer Vorrangstellung als globales Finanzzentrum interessiert. Der Herr der Meere wurde vom Herrn über die Finanzen abgelöst und wähnt sich in der Sicherheit seiner Insel als Dirigent mindestens zwischen Amerika und EU. Die Werbeveranstaltung zur letzten Olympiade ließ etwas von dieser Commonwealth-Großmannssucht durchscheinen. Aber Europa braucht gerade jetzt keine Herren, sondern Partner – schade, dass es auf eine EU ohne Großbritannien hinausläuft.

WALTER LUDWIG, REHAU (BAYERN)

Die britischen Regierungen betreiben seit Jahrzehnten ein für jeden Europäer unerträgliches Rosinenpicken. Dabei werden wichtige Entscheidungen immer wieder verkompliziert, bürokratisiert, verzögert oder verhindert. Das muss ein Ende haben. Großbritannien muss sich jetzt entscheiden: für die EU oder dagegen – mit allen Konsequenzen!

OLAF BROKATE, PEINE

Großbritannien muss zunehmend als Sündenbock herhalten, da es angeblich die europäische Idee verrät. Dabei sehen die Fakten anders aus. Wer redete nicht nur auf dem Tahrir-Platz während des Arabischen Frühlings von den westlichen Werten, sondern kämpfte auch kurze Zeit später in Libyen für sie? Wer verhinderte eine Finanztransaktionssteuer, die den Sparer in den Ruin treiben würde, statt die Banken an den Kosten der Krise zu

beteiligen? Wer droht einen EU-Haushalt zu stoppen, in dem Subventionen für die EU-Agrarindustrie den weltweiten Wettbewerb verzerren und somit afrikanische Bauern in den Ruin treiben und in dem nicht eine Kürzung bei den Privilegien für EU-Beamte vorgesehen ist? Für europäische Werte steht, wie im vergangenen Jahrhundert zweimal, eben nicht Deutschland, sondern Großbritannien ein. Und dafür muss es sich auch noch von allen kritisieren lassen. Deutschland und Frankreich sollten sich was schämen!

MARIUS GRÖTEKE, WEIL A. RHEIN (BAD.-WÜRTT.)

Die Vergabe des Friedensnobelpreises halte ich für den größten Schildebürgerstreich in der wechselvollen Geschichte dieses honorigen Preises. Wie kann man uneigennütziges Eintreten für Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit ausgerechnet einer monströsen, seelenlosen internationalen Institution EU zuordnen, die zwar massenhaft supranationales Recht schafft, anwendet und spricht, aber eigentlich gar keine Schöpfung der Bürger von 27 Mitgliedstaaten ist, sondern bloß das Produkt von Regierungen?

HUBERTUS WULF, BRAKEL (NRW)

Die Würdigung der EU ist einseitig und verfehlt, hat sie doch zu einem bedenklichen Abbau von demokratischen Entscheidungsstrukturen geführt. Die Entscheidungen der EU-Kommission werden zu wesentlichen Teilen von Wirtschaftslobbyisten bestimmt. Und glaubt jemand ernsthaft, ohne die EU hätte es in den letzten Jahrzehnten Kriege in Europa gegeben? Die Beendigung des Kalten Krieges verdanken wir nicht der EU, sondern der politischen Umwälzung in der UdSSR.

DR. HEINER JÜTTNER, AACHEN

Nr. 42/2012, Bestseller

Mängel und Lösungen

In Ihrer Notiz in der Bestsellerliste geben Sie den Inhalt meines Buches falsch wieder. Ich klage nicht über das Bildungssystem, sondern beschreibe Mängel und biete gleichzeitig Lösungsansätze an. Über Schüler klage ich an keiner Stelle des Buches, das Mobbing durch Kollegen spielt nur eine nebensächliche Rolle. Es geht unter anderem um jahrelanges, gezieltes und beabsichtigtes Mobbing durch Vorgesetzte mit strafrelevantem Hintergrund und um seine öffentliche Verbreitung unter Beteiligung von Eltern, die ihre Ehrenämter dafür ausnutzen. Das ist etwas ganz anderes als der hervorgerufene Eindruck einer weinerlichen Beschwerde einer Lehrerin, die mit dem Schulalltag nicht zurechtkam. Davon gibt es genug zu lesen. Mein Buch gehört nicht dazu.

URSULA SARRAZIN, BERLIN

Nr. 42/2012, Winzige Totgeburten haben in Zukunft das Recht auf einen Namen und ein Grab

Ein Ort zum Trauern

Auch ohne diese formale Anerkennung des Babys als Kind der Familie gibt es seit einigen Jahren verschiedene Möglichkeiten zur Bestattung des kleinen Menschen. Vielerlei Elterninitiativen, engagierte Klinikseelsorgen oder Arbeitskreise in Entbindungskliniken, Friedhofsverbände, Bestatter, Kirchengemeinden und so weiter unterstützen die betroffenen Eltern dabei, ihrem Kind ein würdevolles Grab zu geben. Die Initiativen nutzen dabei die Möglichkeiten des Bestattungsrechts im jeweiligen Bundesland. Wir haben einen kleinen Sarg entwickelt, der den betroffenen Eltern zum Selbstkostenpreis zur Verfügung gestellt wird. Denn bislang gab es kaum angemessene Objekte zur Beisetzung der winzigen Kinder.

ELKE HEINEN, TOLK (SCHL.-HOLST.)

VERWAISTE ELTERN SCHLESWIG-HOLSTEIN E. V.

Dem SPIEGEL ist zu danken, dass er auf die bisher unerträgliche Situation aufmerksam macht. Wichtig ist dabei, nicht nur die Lage im Personenstandsrecht zu ändern, sondern auch im Steuerrecht klarzustellen, dass Stiftungen, die Grabfelder für Sternenkinder errichten und unterhalten, gemeinnützige Zwecke verfolgen.

DR. WOLFGANG LEIBNER, LANGENHAGEN (NIEDERS.)

Ich habe vor 44 Jahren einen toten Jungen geboren. Meine Schwiegermutter hat sich damals sehr dafür eingesetzt, dass das Kind beigesetzt wurde. So hatte ich einen Ort, wo ich hingehen und trauern konnte. Das Grab wird heute immer noch von mir gepflegt – und zwar sehr gern.

ANNE ZYSK, RECKLINGHAUSEN



Eltern eines Totgeborenen am Familiengrab

Live Updates in Echtzeit.

Was auch immer Sie interessiert – Windows® 8 zeigt es direkt auf Ihrer Startseite:
die aktuellsten Sportergebnisse, das Wetter von morgen oder das Neueste aus dem Freundeskreis.



Lenovo ThinkPad Tablet 2

 Windows 8

Nr. 42/2012, Die letzten Minuten im Leben eines Schwarzen, der mitten in New York durch Polizeikugeln starb

Um Leben und Tod



Opfer Kennedy, Polizisten in New York

Ein Polizist, der ernsthaft mit dem Messer angegriffen wird, kämpft um Leben und Tod. Ein Angreifer benötigt nicht länger als drei Wimpernschläge, um eine Distanz von fünf Metern zu überwinden. Selbst wenn er Pfefferspray ins Gesicht bekommt oder von einer Schusswaffe getroffen wird, hat er immer noch sehr gute Chancen, den Polizisten zu erreichen und auf ihn einzustechen. Ob das Messer 15 oder 30 Zentimeter groß ist, spielt gar keine so große Rolle; weder die Angst noch die Gefahr halbieren sich mit der Klinglänge. Es ist keinem Polizisten zumutbar, sich auf den ersten Schuss, auf Pfefferspray oder Entwaffnungstechniken zu verlassen, die wohl nur in Hollywood-Filmen sicher funktionieren. Im Übrigen ist es keine willkürliche Entscheidung von Polizisten, ihr ganzes Magazin zu verschießen, sondern eine adrenalingesteuerte.

JENS WAGNER, SAARBRÜCKEN
POLIZIST

Da zu keiner Zeit eine Gefahr für Leib und Leben der Polizisten bestand, kann man die Aktion getrost als Hinrichtung bezeichnen. Die Polizisten tragen nämlich Westen, wie man deutlich sehen kann und sind schwer bewaffnet. In Deutschland müssten beide wegen Totschlags angeklagt werden, und dies würde die Öffentlichkeit auch fordern.

GERALD SCHÄDLICH, DINSLAKEN

Wenn sich Ihnen ein nicht durch Zuruf beeinflussbarer Mann mit Messer auf fünf bis sechs Meter nähert, müssen Sie zum Selbstschutz als Polizist schießen, wenn Ihnen kein Taser zur Verfügung steht. Abwehrsprays wirken meistens nicht schnell genug. Das Problem liegt also in der fehlenden Nichtletalwaffenausrüstung der Polizei – nicht beim Polizisten.

DR. CORNELIUS SPANGENBERG, LÜNEBURG

Ich kenne die Polizisten in NY als die freundlichsten und hilfsbereitesten Polizisten der Welt. Sie schützen ihre Ein-

wohner, Gäste und notfalls sogar sich selbst. Die Bürger der Stadt wissen, dass es glatter Selbstmord ist, einem Polizisten mit einem Messer entgegenzutreten. Deutsche Polizisten lassen sich lieber im Extremfall umbringen, leider.

GERD KONRAD, LEIPZIG

Nr. 42/2012, Der chinesische Dissident Liao Yiwu attackiert Mo Yan, den designierten Nobelpreisträger für Literatur

Nur das Werk zählt

Die Reaktion von Liao Yiwu auf die Vergabe des Literaturnobelpreises an Mo Yan ist nicht nur verletzend und von außerordentlicher Menschenfeindlichkeit geprägt, sondern zeigt auch, dass Liao Yiwu das Werk von Mo Yan entweder nicht gelesen oder einfach nicht verstanden hat.

RAINER JUSTKE, NECKARSTEINACH (HESSEN)

Man muss für die politische Sichtweise von Liao Yiwu Verständnis haben. Er hat uns in seiner Frankfurter Rede den Spiegel vorgehalten und aufgezeigt, wie gemein wir uns unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten mit einem Unrechtsregime machen. Völlig falsch wäre es aber, einen Genrepreis wie den Literaturnobelpreis nur noch in einem politischen Kontext zu vergeben, die Stellung des Autors in seinem Staat zum Maßstab zu erheben und nicht das Werk in seinem literarischen Wert allein bewerten zu können. Den Chinesen Mo Yan würde kaum jemand für den Friedensnobelpreis oder den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels vorsehen. Für ihn gilt das, was bei Natur- und Wirtschaftswissenschaftlern zählt – nur die fachspezifische Leistung.

PETER SCHMIDT, WEDEL (SCHL.-HOLST.)
HAMBURGER AUTORENVEREINIGUNG

Mo Yan mag wohl nach außen hin angepasst erscheinen, seine Bücher aber sind in sich gekehrt und spiegeln das Leben auf dem Lande wider. Sie werden von den Chinesen wahrgenommen und gelesen. Das ist ein größerer Beitrag, als Liao Yiwu vorweisen kann, der sich der Gedankenwelt westlicher Berichterstatter anpasst und ihre Suche nach Missständen befriedigt, um dafür in den Adelsstand gehoben zu werden.

PETER SANDEN, JESTEBURG (NIEDERS.)



Nobelpreisträger Mo Yan

Nr. 42/2012, Wie pubertierende Mädchen einen Kult um die beste Freundin zelebrieren

Wirklich ganz toll beobachtet

Ich bin 23 und habe meine beste Freundin vor etwa zehn Jahren kennengelernt. Das war zu Zeiten, als das Internet in meinem Freundeskreis noch überhaupt keine Rolle spielte. Auch wir sind händchenhaltend durch die Stadt gelaufen und fanden es witzig, wenn ältere Menschen entsetzt geguckt haben, als wären wir lesbisch. Auch wir haben uns Texte geschrieben, die kaum von Liebesbriefen zu unterscheiden waren. Auch wir saßen einander ständig auf dem Schoß. Auch wir haben irgendwann angefangen, uns bei jeder Begrüßung zu umarmen. Wie gesagt: nix Neues! Und das alles ohne Internet!

KATHARINA BILL, NÜRNBERG



Beste Freundinnen (Online-Selbstporträt)

Der wissenschaftliche Erkenntniswert der Doktorarbeit von Herrn Voigt lässt sich jetzt schon anzweifeln, ist die große Bedeutung von Mädchenfreundschaften doch ebenso bekannt wie einfach zu erklären. Während die Zuneigung zur besten Freundin früher zum Beispiel durch das Tragen identischer Kleidung und mit romantischen Freundschaftsbucheinträgen demonstriert wurde, posten die Mädchen heutzutage kitschige Liebesbeweise im Internet. Das haben die Forscher wirklich ganz toll beobachtet.

CLAUDIA LÜCK, MÜNCHEN

Haben nicht die Anforderungen einer leistungsorientierten Gesellschaft an die Heranwachsenden und deren Bedürfnis nach vertraulicher Nähe diese Art von Kompensation überhaupt erst nötig gemacht? Während aber zärtliche Gefühle eigentlich in den intimen Bereich eines Menschen gehören, werden diese hier öffentlich zur Bewertung freigegeben – das ist schon erschreckend.

SANDRA ROTHFUSS, BERLIN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe befindet sich im Mittelbund ein achtseitiger Beihefter der Firma McFit Fitness, Berlin.

Glashütte Original – mehr als 165 Jahre deutsche Uhrmacherkunst.

Senator Observer



Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY

Der Senator Observer. Ein von Hand gefertigtes Meisterwerk würdigt die Kunst der Navigation. Das lackierte, silber-grainé Zifferblatt mit Gangreserve-Anzeige erinnert an die legendären Forscher und Entdecker, welche die hoch präzisen Beobachtungsuhrer aus Glashütte auf ihre Expeditionen mitnahmen. Erfahren Sie mehr über uns unter www.glashuette-original.com. Wir laden Sie ein, unsere iPhone-Applikation vom App Store herunterzuladen.


JUWELIER
Rueschenbeck

Dortmund • Duisburg • Frankfurt • Frankfurt Airport „THE SQUIRE“ • Hagen • Köln • Münster • Oberhausen (CentrO.)

www.rueschenbeck.de

ANTWORTEN FÜR MORGEN FINDEN SIE NICHT IN EINER DATENBANK VON GESTERN.

*SAP HANA®. Eine völlig neue Art,
Daten zu nutzen.*

Selbst die modernsten Datenbanken beruhen auf einer Architektur, die sich seit Jahrzehnten kaum verändert hat. Die Daten liegen verteilt auf verschiedenen Systemen und Plattenspeichern, was Verzögerungen und Doppelungen mit sich bringt. SAP HANA ist von Grund auf anders: Weil alle Daten jederzeit direkt im Arbeitsspeicher liegen, bekommen Sie tausendfach schneller Antworten auf Ihre Fragen. Und mehr als das: Sie können komplexe Zusammenhänge besser durchschauen, präziser planen, genauer steuern – und deshalb am Ende sicherer entscheiden.

Ihr Unternehmen kann mehr: sap.de/antworten

MEHR ERREICHEN.





Proteste gegen
Sparkurs in Athen

EURO-KRISE

Troika schlägt neuen Schuldenschnitt vor

Die Troika aus EU-Kommission, Europäischer Zentralbank (EZB) und Internationalem Währungsfonds (IWF) schlägt einen weiteren Schuldenschnitt für Griechenland vor. Damit würde die Euro-Rettung die Steuerzahler zum ersten Mal richtig Geld kosten. Denn vor allem die öffentlichen Gläubiger des angeschlagenen Landes sollen sich diesmal an der Maßnahme beteiligen und auf einen großen Teil ihrer Forderungen verzichten. Die Troika-Vertreter präsentierten ihren Vorschlag vergangenen Donnerstag bei einer Vorbereitungssitzung für das nächste Finanzministertreffen der Euro-Zone. Teilnehmer waren Spitzenbeamte aus den Finanzministerien der Mitgliedsländer. Der Plan stieß auf den Widerstand einer Reihe von Staaten, darunter auch Deutschland. Viele Ländervorteiler erklärten, sie wollten das Geld nicht verlieren, das ihre Regie-

rung für Unterstützungszahlungen an Griechenland vergeben habe. Die EZB, die selbst rund 40 Milliarden Euro griechische Staatsanleihen hält, soll sich nicht an dem Schuldenschnitt beteiligen, weil ihr diese Form der Staatsfinanzierung verboten ist. Allerdings erklärte sich die Zentralbank bereit, ihre Gewinne, die sie mit den griechischen Anleihen erzielt, zur Verfügung zu stellen. Sie entstehen, weil die Notenbank die Papiere deutlich unter ihrem Nennwert aufkaufte, bei deren Fälligkeit den Nennwert aber erstattet bekommt. Athen habe erst 60 Prozent der geforderten Reformen eingeleitet, heißt es in dem von der Troika vorgelegten Zwischenbericht. 20 Prozent würden derzeit von der griechischen Regierung beraten, 20 Prozent stünden aus. In dem Papier zählt die Troika 150 neue Reformvorschläge auf, die Athen umsetzen soll,

darunter eine Lockerung des Kündigungsschutzes, eine Aufweichung des Mindestlohns und eine Aufhebung bestimmter Berufsstandsprivilegien. Zudem schlug die Runde Maßnahmen vor, um die griechische Regierung zu Reformen zu zwingen: Dabei geht es um die Einrichtung eines Sperrkontos, auf dem die Kredittranchen geparkt werden, sowie um ein Gesetz zur schärferen Kontrolle der Haushaltspolitik. Falls Athen die Reformen nicht wie vereinbart umsetzt, würden zum Beispiel automatisch die Steuern erhöht. Um den Haushalt in Ordnung zu bringen, soll Griechenland zwei Jahre mehr Zeit erhalten. Die Verlängerung wird laut EU-Kommission und EZB rund 30 Milliarden Euro kosten, der IWF rechnet mit 38 Milliarden. Der Troika-Abschlussbericht zu Griechenland soll spätestens am 12. November vorgelegt werden.

GEHEIMDIENSTE

Schwarze braune Akten

Bei der Frage, in welchem Umfang der NSU-Untersuchungsausschuss des Bundestags und der des Thüringer Landtags Geheimdienstakten auswerten dürfen, eskaliert der Streit. Während das Bundestagsgremium bereit ist, mit geschwärzten Papieren zu arbeiten, besteht der Ausschuss in Erfurt auf einer Analyse der kompletten Dokumente, um Behördenfehler beim Vorgehen gegen die rechtsextreme

Terrorzelle aufzuklären. Das Thüringer Innenministerium hatte dem Ausschuss in Berlin sowie dem in Erfurt Hunderte ungeschwärzte Akten zur Verfügung gestellt, was Innenminister und Geheimdienstler der anderen Länder erzürnte (SPIEGEL 41/2012). Die Ressortchefs wollen, dass sämtliche „personenbezogenen Daten“ von Geheimdienstlern, „Klarpersonalien von Quellen und Zielpersonen“ sowie „Fallbezeichnungen“ und „erkennbare Bezüge zu ausländischen Nachrichtendiensten“ in den Akten unkenntlich gemacht werden. In einem Brief an den Vorsitzenden der Innenminister-

konferenz, Lorenz Caffier (CDU), lehnt die Erfurter Ausschuss-Chefin Dorothea Marx (SPD) dieses Ansinnen ab: Sie könne „nicht nachvollziehen“, warum Abgeordnete unter „einen stärkeren Generalverdacht auf Offenbarung von Geheimnissen gestellt werden als Mitarbeiter der betroffenen Dienste“. Marx fordert die Innenminister auf abzuwägen, „welcher Vertrauensverlust bei unseren Bürgern und insbesondere bei den Hinterbliebenen der Mordopfer“ entstehe, „wenn wir Parlamentarier ein mögliches Fehlverhalten unserer Dienste nicht – im Wortsinne – lückenlos (!) aufklären können“.

„Es ist unerträglich“

Schalcker Fans im Dortmunder Stadion

NRW-Innenminister Ralf Jäger, 51 (SPD), über gewaltbereite Fans und arrogante Fußballmanager

SPIEGEL: Am Rande des letzten Revierderbys zwischen Borussia Dortmund und Schalke 04 kam es zu den schlimmsten Ausschreitungen der deutschen Fußballgeschichte. Warum bekommt die Polizei so etwas nicht besser in den Griff?

Jäger: Sicherheit beim Fußball ist nicht allein Aufgabe der Polizei. Wir hatten in dieser Saison bundesweit schon 92 Angriffe auf Polizisten und Ordner. Was wir am Wochenende erlebt haben, übersteigt das normale Maß und ist unerträglich. Insgesamt sind wir jetzt in einer Situation, die nicht mehr hinnehmbar ist. Wir haben es leider häufig mit Vereinsvertretern zu tun, denen die Gäste in den VIP-Lounges wichtiger sind als die auf den Rängen und die der Ansicht sind, alles, was außerhalb des Stadions passiert, sei allein Aufgabe der Polizei. Das ist aber viel zu kurz gesprungen.

SPIEGEL: Was muss sich ändern?

Jäger: Die Vereine müssen mehr Verantwortung für ihre Fans übernehmen. Sie könnten beispielsweise eigene Ordner mit zu Auswärtsspielen schicken. Sie kennen ihre Pappenheimer, darum passiert zu Hause auch weniger als auswärts. Und die Vereine sollten mehr und qualifizierteres Personal für die Kontrolle der Zuschauer stellen und gezielt nach Pyrotechnik suchen.

SPIEGEL: Mehr Polizei könnte doch auch eine Lösung sein.

Jäger: 30 Prozent der Einsatzstunden unserer Bereitschaftspolizei werden inzwi-



schen bei Fußballspielen geleistet. Den Bürgern fehlt dafür zunehmend das Verständnis. Wenn die Vereine ihre Verantwortung nicht besser wahrnehmen, müssten auch mal Spiele ausfallen, wenn parallel Demonstrationen und Kundgebungen mit Gewaltpotential stattfinden, wie zum Beispiel am 1. Mai in Berlin.

SPIEGEL: Es gab doch im Sommer ein Spitzengespräch der Innenminister mit der Deutschen Fußball Liga und dem Deutschen Fußball-Bund. Ist denn nichts dabei herausgekommen?

Jäger: Ein Ergebnis waren zehn Millionen Euro, die künftig in Fanprojektarbeit fließen sollen. Das wäre ein guter Anfang. Schließlich erlöst die Bundesliga in den nächsten vier Jahren rund 2,5 Milliarden Euro für die Fernsehrechte. Was mich ärgert: Bis heute haben die Verbände noch nicht einmal das Protokoll unterschrieben. Wir haben uns also auf etwas geeinigt, wozu eine Seite jetzt nicht mehr stehen will.

SPIEGEL: Dortmunds Polizeipräsident hat nach den jüngsten Ausschreitungen Spiele ohne Auswärtsfans und sogar Geisterspiele gefordert.

Jäger: Das kann nur Ultima Ratio sein. Fußball soll immer noch Spaß machen. Und den lassen wir uns nicht von einer gewalttätigen Minderheit verderben, die vielleicht 0,5 Prozent ausmacht. Wir alle müssen daran mitarbeiten. Die Vereine müssen mehr für die Sicherheit tun. Die Polizei sollte gegenüber friedlichen Fans nicht zu martialisch auftreten. Aber auch die Bahn darf die Fans nicht mehr in zu enge Waggonen einpflegen und auch noch die Toiletten absperren.

Panorama

PROLIFERATION

BND kannte Waffendeal

Die vermutlich von israelischen Kampfflugzeugen in der Nacht zum vergangenen Mittwoch zerstörte Waffenfabrik in Khartum ist dem deutschen Auslandsgeheimdienst seit längerem als Partner des iranischen Militärs bekannt. In der sudanesischen Fabrik werde „unter der Bezeichnung Military Industrial Corporation die Produktion von konventionellen Rüstungsgütern und möglicherweise auch von Proliferationsgütern (Massenvernichtungsmittel und Raketen) sowie eine zivile Produktion aufgebaut“, heißt es in einem internen Bericht des Bundesnachrichtendienstes. „In der letzten Zeit ist verstärkt auch eine Zusammenarbeit mit Iran festzustellen“, heißt es dort weiter, das betreffe auch Firmen, die Iran zur Beschaffung von Rüstungsgütern im Ausland nutze.

VERKEHR

Deutsche rasen billig

Die Zahl der Fälle, in denen Temposünder Punkte in Flensburg kassieren, nähert sich einem neuen Höchststand. Dem Kraftfahrtbundesamt wird ein Autofahrer gemeldet, wenn er mindestens 21 Stundenkilometer zu schnell war. Vergangene Woche wurden bei einem „Blitz-Marathon“ in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen etwa 30 000 Autofahrer erwischt. Die Temposünder kommen vergleichsweise billig davon. Wer hierzulande 20 Stundenkilometer zu schnell fährt, muss nicht mehr als 35 Euro bezahlen. In Frankreich werden mindestens 135 Euro und in Norwegen gar 465 Euro fällig.



HSH NORD BANK

Gierig und erfolglos

Die HSH Nordbank zahlt ihren Vorständen nach Ansicht der EU zu hohe Gehälter. Dies geht aus dem vertraulichen Bericht einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft hervor. Die Firma überwacht im Auftrag der Europäischen Kommission, ob die zu gut 80 Prozent Hamburg und Schleswig-Holstein gehörende Bank die von der EU verordneten Sanierungsaufgaben umsetzt. Wettbewerbskommissar Joaquin Almunia vertritt die Auffassung, dass der EU-Auflagenkatalog die Vorstandsgehälter bei 500 000 Euro jährlich deckelt. Die HSH zahlt ihren Vorständen zusätzlich eine Altersvorsorge, variable Erfolgsvergütungen und Sachleistungen wie Dienstwagen. Ein HSH-Sprecher bestätigt, dass die Bank sich „über die Auslegung einzelner Regeln des Vergütungssystems in Gesprächen mit der EU-Kommission“ befindet.

Die Prüfer monieren auch das neue Geschäftsmodell, verstärkt regionale Unternehmen zu betreuen. Es sei fraglich, ob damit überhaupt nachhaltige Erfolge erzielt werden könnten. Die Bank habe in keinem Segment nennenswertes Neugeschäft generiert. Zuwächse seien nahezu ausschließlich auf Währungsschwankungen zurückzuführen. Nach HSH-Angaben gibt es für die Neuausrichtung der Bank „eine wachsende Akzeptanz am Markt, die eine Ertragssteigerung nach sich ziehen wird“. Am vergangenen Dienstag hatte die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht die schleswig-holsteinische Finanzministerin Monika Heinold (Grüne) und ihren Hamburger Amtskollegen Peter Tschentscher (SPD) einbestellt. Die Aufseher forderten die Vorlage eines sogenannten Resolution Plans binnen vier Wochen, den die HSH schon vor Monaten liefern sollte. Darunter versteht man ein Worst-Case-Szenario, das im Krisenfall helfen soll, ein Kreditinstitut abzuwickeln.



HSH Nordbank in Hamburg

MANFRED WITT / DER SPIEGEL

PARTEIEN

Rabatt für CDU-Mitglieder

Die CDU belohnt ihre 500 000 Mitglieder und deren Familien mit vergünstigten Krankenversicherungen. Parteimitglieder bekommen fünf Prozent Rabatt, wenn sie sich bei der AXA privat versichern. Um ihren Mitgliedern den Preisnachlass zu sichern, hat die CDU mit dem Privatversicherer einen Gruppenvertrag geschlossen, der sonst für Unternehmen oder Berufsverbände üblich ist. Weiterer Vorteil für Parteimitglieder: Die AXA kann sie nicht ablehnen – auch wenn sie schwer krank sind. Die Verbindungen zwischen

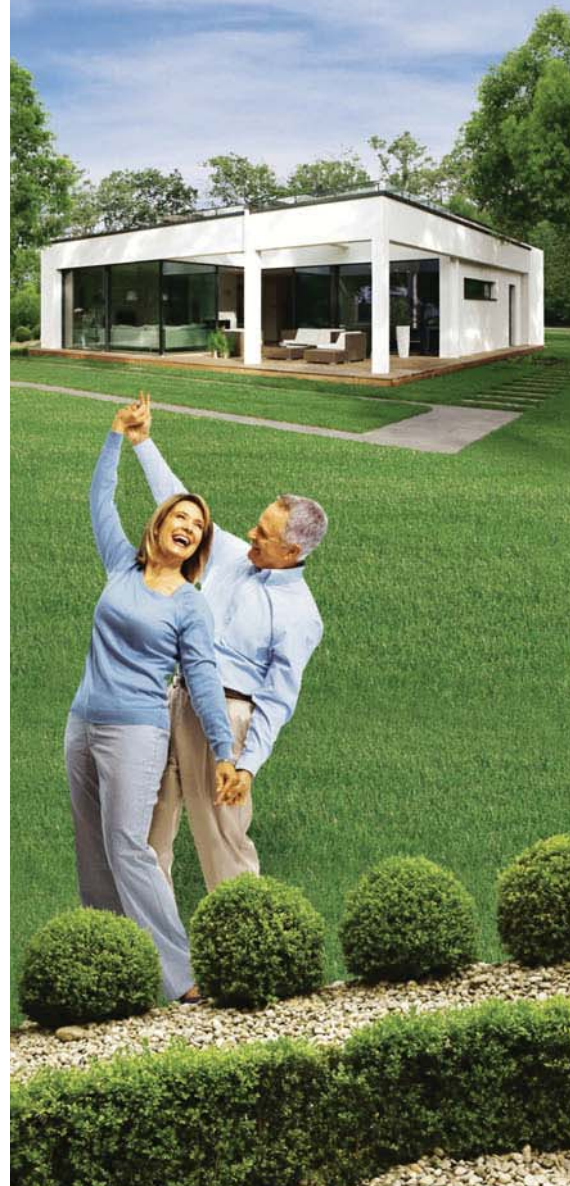
AXA und CDU sind eng: Petra Roth, ehemalige CDU-Oberbürgermeisterin aus Frankfurt am Main, und Friedrich Merz, Ex-Unionsfinanzexperte, sitzen im Aufsichtsrat. Die CDU streitet ab, dass der Deal verstecktes Sponsoring sei. Ein AXA-Sprecher sagte, der Konzern verfolge „beim Versicherungsschutz keine parteipolitischen Interessen“. Nicht nur die CDU lockt ihre Mitglieder mit Sonderkonditionen: Bekannt ist ein Vertrag zwischen FDP und der privaten Krankenversicherung DKV, ebenfalls mit Nachlass von fünf Prozent. Wegen enger Verbindungen der Versicherung ins FDP-Gesundheitsministerium stieß die Vereinbarung auf Kritik. SPD, Grüne und Linke bieten ihren Mitgliedern nach eigenen Angaben keine vergünstigten Krankenversicherungen.

ebenLeben

Warum Sie Ihr Leben in einem WeberHaus sorglos und ohne Barrieren genießen können? Weil das Wohnkonzept WeberHaus ebenLeben Komfort und Design auf einer Ebene vereint. Wir finden: Sie haben sich die maximale Wohnfreiheit verdient – heute, morgen und übermorgen.

Mehr zum Wohnkonzept ebenLeben auf www.weberhaus.de

WeberHaus®
Die Zukunft bauen





FLORIAN SCHUH / DAPD

GESUNDHEIT

Genug Grippe-Impfstoff

Obwohl das zuständige Paul-Ehrlich-Institut (PEI) vergangene Woche die Freigabe von fünf bedenklichen Chargen Novartis-Grippe-Impfstoff zurückgenommen hat, sehen Experten derzeit keinen Anlass zur Sorge. Weder bestehe die ernst-

hafte Gefahr eines Impfstoffmangels, noch hätte ein vorübergehender Mangel katastrophale Folgen. Wie aus Kreisen des Bundesgesundheitsministeriums verlautete, hat das PEI am Freitag zusätzlich 620 000 Dosen Grippe-Impfstoff anderer Hersteller freigegeben. Nach Auskunft des Bundesgesundheitsministeriums stehen derzeit 14,08 Millionen Dosen zur Verfügung. Im Vorjahr seien 15 Millionen Dosen verbraucht worden. Zudem wird die Schutzwirkung von Grippe-Impfstoffen oft überschätzt. „Zu sagen, die Impfung wirke zu 100 Prozent, wäre falsch“, sagt der Vorsitzende der Ständigen Impfkommission (Stiko), Jan Leidel. Eine Auswertung aller wichtigen Studien zu diesem Thema durch die unabhängige Cochrane Collaboration ergab: Erkrankten von den ungeimpften Erwachsenen pro Saison etwa zwei bis fünf Prozent an

Influenza-Symptomen, sind es bei den geimpften rund ein Prozent. Bei alten Menschen, für die die Grippe-Impfung wegen ihrer besonderen Gefährdung von der Stiko empfohlen wird, ist wegen ihres schwächeren Immunsystems die Wirksamkeit wahrscheinlich noch etwas schlechter. Obwohl er Risikopersonen die Grippe-Impfung empfiehlt, bleibt Stiko-Vorsitzender Leidel gelassen: „Es ist auch gar nicht unbedingt nötig, dass man sich in den nächsten Tagen impfen lässt. Die echte Virusgrippe kommt meist erst Anfang Januar.“

LOBBYISMUS

Von der Netzentur zum Konzern

Die Grünen kritisieren den Seitenwechsel eines ehemaligen Spitzenbeamten der Bundesregierung für die Energiewirtschaft. Johannes Kindler (CDU), bis Jahresanfang Vizepräsident der Bundesnetzagentur, wirbt nun als Lobbyist im Auftrag des amerikanischen Energiekonzerns Anbaric für eine Änderung des Energiewirtschaftsgesetzes zugunsten der Industrie. Das sei „höchst bedenklich“, findet der Abgeordnete Oliver Krischer (Grüne). Spitzenbeamte dürften nicht „sofort zu gutdotierten Jobs in die Privatwirtschaft wechseln“. Das Bundeswirtschaftsministerium hat Kindler die Arbeit in der Anwaltskanzlei Bird & Bird genehmigt, es habe dabei aber nichts von „konkreten künftigen Mandaten“ gewusst. Als Berater vertritt Kindler nun Anbaric und besuchte kürzlich gemeinsam mit Firmenvertretern Beamte der Bundesregierung und Abgeord-

nete. Er warb dafür, privaten Investoren den Bau von Offshore-Windanlagen und den dazugehörigen Leitungen zu erleichtern. Anbaric überlegt, mit rund vier Milliarden Euro beim Stromnetzbetreiber Tennet einzusteigen. Dieser braucht dringend Investoren, um den Anschluss der Offshore-Anlagen an das Stromnetz zu finanzieren. Kindler sagt, seine Arbeit stehe nicht „im Konflikt mit den Interessen der Bundesrepublik, sondern nützt vielmehr der Energiewende“.



MATTHIAS RIETSCHEL / DAPD

Hochspannungsleitung bei Dresden

ZAHLE DER WOCHE

111

untergetauchte Rechtsextremisten

sucht die Polizei derzeit per Haftbefehl. Die meisten von ihnen sind offenbar keine potentiellen Rechtsterroristen, wie das 1998 abgetauchte Zwickauer Trio Beate Zschäpe, Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos. Lediglich 18 der Abgetauchten sollen politisch motivierte Taten begangen haben, 3 davon Gewaltdelikte. Die restlichen 93 Fälle sollen nach Erkenntnissen des Bundesinnenministeriums unpolitisch sein. Dazu zählen Tatverdächtige, die den Behörden als Neonazis bekannt sind, deren Delikte aber nichts mit ihrer Gesinnung zu tun haben – etwa Kreditkartenbetrüger oder Väter, die keinen Unterhalt zahlen. Etwa ein Drittel der Straftäter mit rechter Gesinnung wird wegen Gewaltdelikten gesucht, die aber keinen politischen Hintergrund haben sollen.

Europas Beste Airline. 2012 aufs Neue.

Über 18 Millionen Passagiere wurden 2011 bei den Skytrax World Airline Awards befragt – die größte Erhebung zur Zufriedenheit von Fluggästen weltweit.
Wir wurden „Europas Beste Airline“.

Die Auszeichnung hat uns beflügelt...

Unsere Sitze sind noch bequemer, unsere Bordmahlzeiten sind noch köstlicher,
unser Streckennetz ist noch größer geworden.

Deshalb sind wir auch 2012 „Europas Beste Airline“.

Wir danken unseren Fluggästen!



Globally Yours

**TURKISH
AIRLINES**



FDP

Der Scheinriese

Noch ist Philipp Rösler der Vorsitzende der Liberalen, doch faktisch gibt Fraktionschef Rainer Brüderle den Ton an. Ihm fiel die Macht kampflos zu, weil Rösler mit seinem Schlingerkurs die Partei und den Koalitionspartner verwirrt.



Kontrahenten Brüderle, Rösler*

Philipp Rösler verfügt über eine Eigenschaft, die in der Politik nicht sehr verbreitet ist. Der FDP-Chef hat ein sonniges Gemüt. Das hilft ihm in schweren Tagen. Wenn er will, kann er die Welt jederzeit positiv sehen, und am vergangenen Freitag wollte er.

Röslers Sicht der Dinge geht in etwa so: Es war eine Superwoche. Sie fing schon gut an, als er in der „Bild am Sonntag“ den Koalitionspartner frontal anging und die zentralen Projekte der Union ablehnte: Zuschussrente, Großelternzeit, Betreuungsgeld – alles zu teuer.

Ein schöner Wochenaufakt, so sieht es Rösler. Riesenresonanz, Schulterklopfen in der Partei, viel Zustimmung bei Facebook; endlich hat die FDP klare Kante gezeigt. Kommt es beim Koalitionspoker am 4. November zu einer Einigung, weiß man jetzt wenigstens, in welchen Punkten die Liberalen einen Stich gemacht haben.

Einen sauberen Aufschlag gemacht und viel Aufmerksamkeit bekommen – hätte es besser kommen können für den bedrängten FDP-Chef?

Es ist eine schöne Geschichte, die Rösler erzählt. In der Partei verbreiten sie eine andere. Sie lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen: Der Vorsitzende spielt im Interview den Scheinriesen, obwohl ihm längst klar ist, dass sich FDP und Union beim Koalitionsgipfel am 4. November einigen werden. Warum macht er das?

Nur drei Tage später wird klar, wer wirklich das Sagen in der Partei hat: Fraktionschef Rainer Brüderle, der in seinem wöchentlichen Pressegespräch Rösler konterkariert und auf die Union zugeht. Er signalisiert, die FDP werde dem Betreuungsgeld zustimmen („Wir sind vertragstreu“). Es ist das, was er immer sagt, aber auf einmal wirkt es wie ein Affront gegen den Parteivorsitzenden. Am Ende werden sich Union und FDP einigen. Rösler weiß es, Brüderle sagt es. Das ist der Unterschied zwischen beiden.

Noch ist Rösler der offizielle Vorsitzende der Liberalen, doch die Macht ist ihm entglitten. Er hat zu oft außerhalb des Spielfelds gespielt. Brüderle dagegen ist im Mittelfeld geblieben. Jetzt ist er für die Spieler der Kapitän, obwohl der andere noch die Binde trägt.

In der Partei hat ein Machtwechsel stattgefunden, dem kein Kampf vorausging. Das ist selten in der Politik. Die Macht ist Brüderle zugefallen. Seine Vertrauten sagen, er habe sie noch nicht einmal gewollt.

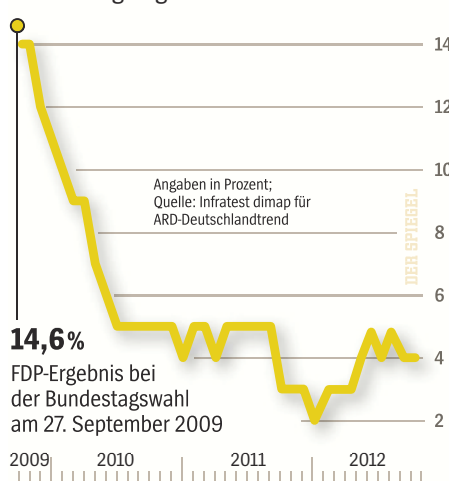
Der Fraktionschef ist ein alter, erfahrener Politiker. Er macht sich keine Illusionen, was es heißt, an der Spitze der FDP zu stehen. Mit deutlich weniger als fünf Prozent in den Umfragen ist die

Partei in einem so bemitleidenswerten Zustand, dass jeder FDP-Chef sofort im Feuer stünde. Auch wenn er Brüderle hieße.

Deshalb hält er sich zurück und lenkt die Partei aus der zweiten Reihe. Für ihn ist es eine ideale Position. Wenn es nach ihm ginge, könnte es so weitergehen: Er hat die Macht, Rösler den Ärger. Brüderle ist zum heimlichen FDP-Chef aufgestiegen, weil er berechenbar blieb,

Leidensweg der Liberalen

FDP-Umfrageergebnisse im Bund



während der andere einen überraschenden Kurswechsel nach dem anderen vollzog.

So wie am vergangenen Montag, als er im Parteivorstand erklärte, beim Betreuungsgeld habe die FDP nun einmal eine Zusage gemacht, „da werden wir nicht rauskommen“. Röslers Kollegen waren erstaunt. Hatte er nicht am Tag zuvor in seinem Sonntagsinterview genau den gegenteiligen Eindruck erweckt?

Und es war ja nicht das erste Mal, dass Rösler die eigenen Leute bei diesem Thema verblüffte. Auf einer Klausurtagung des FDP-Präsidiums im Berliner Steigenberger-Hotel vor vier Wochen wollte Rösler wissen, wie sich die FDP denn beim Betreuungsgeld verhalten solle. Er sei gleich telefonisch mit Angela Merkel verabredet.

Bei seinen Parteifreunden gehen dann immer die Alarmlampen an. Sie fürchten, dass sich Rösler von Merkel über den Tisch ziehen lässt. Brüderle reagierte geistesgegenwärtig: „Philipp, das kannst du jetzt nicht von uns verlangen nach fünf Gläsern Rotwein.“ Die anderen nickten. Sie hatten Zeit gewonnen.

Am Tag darauf vermittelte Rösler öffentlich den Eindruck, dass es möglicherweise gar keine Einigung geben werde. Es war ein schlechter Bluff, denn auch der FDP-Chef wusste, dass er dann gleich das Ende der Koalition hätte verkünden können.

Die Schlingertour ging weiter. Kurz darauf kündigte er ein eigenes Konzept zum Betreuungsgeld an. Wenige Tage später wollte er nichts mehr davon wissen. In der Fraktionsspitze hatte man sich ohnehin gefragt, warum sich die FDP mit dem ungeliebten Thema unbedingt in Verbindung bringen sollte.

Auch in der Euro-Krise ließ Brüderle den Parteichef schlecht aussehen – indem er Ruhe bewahrte. „Ein Austritt Griechenlands aus der Euro-Zone hat längst seinen Schrecken verloren“, erklärte Rösler im ARD-Sommerinterview. Es war eine Botschaft an die Euro-Skeptiker in der eigenen Partei.

Dabei hätte er wissen können, dass die Regierung ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt ihre Haltung zu Griechenland änderte. Die Kanzlerin hielt die Risiken einer Griechenland-Pleite mittlerweile für unkalkulierbar. Brüderle hatte den Anti-Griechenland-Kurs seines Parteichefs kurzerhand ignoriert.

Wenig später traf sich der FDP-Ehrenvorsitzende Hans-Dietrich Genscher mit Brüderle zum Abendessen und bat ihn, an seinem europafreundlichen Kurs festzuhalten. Öffentlich erklärte der Parteipatriarch: „Nicht alles Reden ist Silber, vieles ist auch Blech – neonationalistisches dazu.“ Rösler wurde nicht beim Namen genannt, aber er war gemeint.

Genscher ist nach wie vor ein einflussreicher Liberaler. Er äußert sich selten, aber wenn er es tut, dann hört die Partei genau hin. Für ihn ist klar, wer in der FDP das Sagen hat. Brüderle sei unglaublich wichtig, ein erfahrener Mann, der Partei und Fraktion zusammenhalte, sagte er in der vergangenen Woche der „Stuttgarter Zeitung“.

Auch die Kanzlerin hat die Machtrealitäten bei ihrem Koalitionspartner zur Kenntnis genommen. Brüderle gehört mittlerweile zu ihren bevorzugten Gesprächspartnern bei den Liberalen, obwohl er protokollarisch unter dem Vizekanzler rangiert. Doch Merkel will belastbare Vereinbarungen, und dazu reicht es nicht, sich mit Rösler zu besprechen.

Den hält Merkel für ein Leichtgewicht. Vor kurzem saß er in kleiner Runde neben ihr, sein aufgeknöpftes Hemd entblößte die Brust, er trug eine Jeans mit modisch-dekorativen Löchern und Rissen. Während Merkel über die Weltlage referierte, garnierte Rösler ihren Vortrag mit Späßchen. Er machte sich über ihren Machtwillen lustig, und als sich jemand neben ihn setzen wollte, frotzelte er: „Keine Angst, ich habe geduscht.“

Dieser Unernst hat eine politische Dimension. Merkel hat erlebt, wie Rösler von Vereinbarungen abrücken will, wenn er sie nicht durchsetzen kann. So wie im Juni, als der FDP-Chef zum Erstaunen seiner Partei in einem Gespräch mit Merkel und CSU-Chef Horst Seehofer der

* Mit FDP-Gesundheitsminister Daniel Bahr in Berlin.

Finanztransaktionssteuer zugestimmt hatte, die seine Partei eigentlich ablehnt.

Intern bestritt Rösler zunächst, dass es eine Einigung gab, doch als Merkel und Seehofer darauf beharrten, musste der Finanzexperte der Fraktion einen Kompromiss ausarbeiten, in dem sich die Liberalen zumindest halbwegs wiederfinden konnten.

Dabei war Merkel ihrem Vize zu Beginn durchaus gewogen. Sie weiß, wie es ist, allein an der Spitze einer Partei zu stehen, umzingelt von Gegnern, die nur darauf warten, dass man einen Fehler macht und strauchelt.

Doch inzwischen ist ihre Geduld erschöpft. Statt aus seinen Fehlern zu lernen, stapelt Rösler einen auf den anderen. Warum zum Beispiel agitiert er gerade jetzt gegen das Betreuungsgeld? „Es macht doch keinen Sinn, zu opponieren und am Ende mit leeren Händen dazustehen“, heißt es im Kanzleramt.

Am kommenden Sonntag wird die Koalition versuchen, einen Teil ihres Streits beizulegen. Für Rösler und Brüderle ist

es der Test, wer am Ende mit seiner Strategie recht behalten hat. Parteintern gilt der Fraktionschef in diesem Rennen als klarer Favorit.

Das Betreuungsgeld wird kommen, wie es Brüderle vorhergesagt hat. Eine Gegenfinanzierung allerdings, wie Rösler sie

„Es macht doch keinen Sinn, zu opponieren und am Ende mit leeren Händen dazustehen.“

seit neuestem fordert, wird es nicht geben. Auch das Bildungssparen, das die FDP verlangt, wird wohl nicht in das Gesetz aufgenommen werden. Denn dann müsste der Bundesrat zustimmen, und dort hat die Koalition keine Mehrheit. Brüderle hat darauf vorsorglich hingewiesen.

Offen ist noch, ob die Koalition sich im Gesundheitswesen auf eine Abschaf-

fung der Praxisgebühr einigt, wie die FDP es fordert, oder ob die Beiträge gesenkt werden. Rösler hat sich eindeutig positioniert: „Die Abschaffung der Praxisgebühr ist der beste Weg, um die Menschen zu entlasten“, sagt er. Brüderle zeigte sich in der vergangenen Woche für beide Lösungen offen. So kann zumindest hinterher niemand sagen, die FDP habe sich über den Tisch ziehen lassen.

Der strategische Ansatz von Brüderle und Rösler könnte unterschiedlicher kaum sein. Der Fraktionschef glaubt, dass die FDP die Regierungspolitik auch dann offensiv vertreten muss, wenn sie ihre Position nur zum Teil durchgesetzt hat. Deshalb hält er sich mit Forderungen zurück.

Rösler dagegen will zeigen, wie eine Politik aussähe, wenn die FDP sie allein gestalten könnte. Er will damit enttäuschte Unionswähler gewinnen. So kann aber auch jeder leicht nachvollziehen, in welchen Feldern sich die Liberalen nicht durchgesetzt haben.

Bei der Energiewende etwa will Rösler die Union und Umweltminister Peter Altmaier vor sich hertreiben. Der FDP-Chef hat die steigenden Strompreise als wichtiges Wahlkampfthema identifiziert. Deshalb will er eine grundlegende Reform des Erneuerbare-Energien-Gesetzes noch vor der Bundestagswahl. Doch dazu wird es wohl nicht kommen.

Die Kanzlerin setzt dagegen eher auf eine kleine Lösung und lässt prüfen, ob sich die Stromsteuer senken lässt. Rösler lehnt das als „Kosmetik“ ab.

Er geht damit ein hohes Risiko ein. Am Ende könnte es so aussehen, als habe er viel gefordert, aber nur wenig durchgesetzt. Das ist eine Strategie, mit der schon die Sozialdemokraten in der Großen Koalition scheiterten. Brüderle dagegen gibt den Pragmatiker, der sich Genschers alte Devise zu eigen gemacht hat: „Fordern, was ohnehin kommt.“

Noch bemüht sich Brüderle, zumindest nach außen den Eindruck maximaler Loyalität zum Vorsitzenden zu erwecken. Rösler schafft das umgekehrt nicht. Beim wöchentlichen Pressefrühstück des Fraktionschefs sitzt des Öfteren ein Aufpasser des Parteichefs. Und sein Generalsekretär Patrick Döring hat in einer unbedachten Minute zugegeben, dass Rösler nachzählt, ob Brüderle bei einem Interview mehr Zeilen bekommt als er selbst.

Wie mächtig Brüderle inzwischen ist, wird sich demnächst zeigen. Anfang des Jahres konnte Rösler noch verhindern, dass der Fraktionschef beim traditionellen Dreikönigstreffen der Liberalen in Stuttgart reden durfte. Es war das letzte Mal. Beim kommenden Dreikönigstreffen wird er reden – auch wenn es dem Parteichef nicht passt.

KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN,
RALF NEUKIRCH, RENÉ PFISTER,
MERLIND THEILE, GERALD TRAUFFETTER



THOMAS PETER / REUTERS

Parteifreunde Rösler, Genscher: „Neonationalistisches Blech“



Weil Sie Ihren Kindern viel geben, geben wir Ihnen viel zurück. Der Multivan Special.¹ Jetzt mit 1.000,- € Rabatt pro Kind.²

Kinder sind immer ein Grund zur Freude. Jetzt auch beim Kauf des neuen Familienautos: mit dem Kinder-rabatt für den Multivan Special. Mit ihm sparen Sie 1.000,- € pro Kind – bei fünf Kindern bekommen Sie so 5.000 € Rabatt. Drei leistungsstarke 2,0-l-Motoren sorgen dafür, dass Sie nicht nur günstig, sondern auch schnell unterwegs sind. Und dank der optionalen BlueMotion Technology sparen Sie dabei auch noch Kraftstoff. Serienmäßig an Bord: Sitzplätze für fünf Personen, das Radio „RCD 310“ und die Klimaanlage „Climatic“. Für Sicherheit sorgen Nebelscheinwerfer, das Elektronische Stabilisierungsprogramm, das Anti-blockiersystem (ABS) und die Elektronische Bremskraftverteilung. Lust auf einen Familienausflug? Wir empfehlen eine Probefahrt bei Ihrem Volkswagen Nutzfahrzeuge Partner.



Das Auto.

¹Kraftstoffverbrauch Multivan Special in l/100 km: kombiniert von 7,5 bis 6,8. CO₂-Emissionen in g/km: kombiniert von 198 bis 179. ²Für maximal fünf im Haushalt lebende Kinder bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Dieses Angebot gilt nur beim Kauf eines Multivan Special bis zum 31.12.2012. Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.

CSU

Alte Schule

Die Anrufaffäre ist für Parteichef Seehofer mit dem Rauswurf seines Sprechers nicht beendet. Jetzt gerät Generalsekretär Dobrindt ins Visier.

Für einen, der gemeinhin als Lautsprecher der CSU gilt, war Alexander Dobrindt in den vergangenen Tagen ziemlich leise. Was er zu den Attacken der Opposition auf die CSU sage? „Alles erwartbar.“ Und die Lästereien in der eigenen Landesgruppe über ihn selbst? „Die überraschen mich nicht.“

Normalerweise führt der CSU-General das scharfe Wort, egal ob gegen Mario Draghi, den Präsidenten der Europäischen Zentralbank („Falschmünzer“), oder gegen SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück („Liebling der Spekulanten“). Doch seitdem bekannt wurde, dass CSU-Sprecher Hans Michael Strepp offenbar Berichte über den bayerischen SPD-Parteitag im ZDF unterbinden wollte, ist sein Chef Dobrindt wortkarg geworden.

Dobrindt weiß, dass die Opposition in Bayern und in Berlin nur eine Chance hat, die Affäre weiterzutreiben – aus der Causa Strepp muss ein Fall Dobrindt werden. Mindestens. Einfach abgetaucht sei der Generalsekretär, schimpft daher der SPD-Spitzenkandidat für die Landtagswahl im kommenden Herbst, Christian Ude: „Der wird schon wissen, warum.“

Und selbst der Koalitionspartner dringt auf weitere Aufklärung. „Die Zeiten absoluter Herrschaft sind endgültig vorbei. Es liegt im Interesse der CSU, sich nicht frühere Verhaltensmuster vorwerfen zu lassen“, sagt Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, die auch FDP-Chefin in Bayern ist. „Der Vorgang muss vollständig aufgeklärt werden. Ich nehme Horst Seehofer da beim Wort.“

Schwerer als die erwartbaren Anwürfe der Opposition wiegt für Dobrindt jedoch die Unzufriedenheit in der eigenen Partei. Es gibt nicht wenige Leute, die in diesen Tagen an Dobrindts Fehler aus den vergangenen Monaten erinnern. Die Europapolitiker nehmen ihm seinen harten Anti-Euro-Kurs übel. Und auch die verunglückte Attacke auf Steinbrücks Nebentätigkeiten lasten Parteifreunde Dobrindt an. In der Landesgruppe im Bundestag finden sich ohnehin nur wenige Freunde des Generalsekretärs – da gilt er vor allem als Aufpasser Seehofers.

„Es hat sich einiges angesammelt“, sagt ein CSU-Mann, der mal Minister war, „Dobrindts Schicksal liegt allein in Seehofers Hand.“



CSU-Sprecher Strepp 2011: Entscheidende Figur in der Parteizentrale

Der hält zu Dobrindt – noch. In Seehofers Auftrag sondierte Dobrindt beim ZDF, ob sich nicht doch noch eine gemeinsame Version des Strepp-Anrufs finden lasse. Während andere an der CSU-Spitze wie die stellvertretende Generalsekretärin Dorothee Bär den Rücktritt Strepps für unvermeidbar hielten, wollte Dobrindt ihn anfangs noch verhindern.

Denn das Ende Strepps birgt für die CSU-Spitze durchaus Risiken. Zwar war Strepp nicht so nah an Seehofer dran, wie es die Gegner der CSU glauben machen wollen. Wichtigster Sprecher Seehofers ist noch immer er selbst. Doch dass der Jurist eine entscheidende Figur in der Parteizentrale war und die CSU-Strategie eng mit Dobrindt abstimmte, steht außer Frage.

Bislang weiß niemand außer Strepp und Dobrindt, ob es eine Anweisung des Generals an den Sprecher gab, die Berichterstattung über Ude und die SPD nach dem CSU-Parteitag kleinzuhalten.

„Ich habe keine Anweisung dazu gegeben – ein klares Nein“, sagt Dobrindt. „Ich hätte auch diesen Anruf nicht geduldet, sondern ihn untersagt, wenn ich vorab davon erfahren hätte.“ Dobrindts Problem ist nur, dass ihm viele eine solche Anweisung durchaus zutrauen.

Eigentlich sollte Dobrindt die Fassade der Partei erneuern, sie sollte attraktiver wirken auf Frauen und die Wähler in den Großstädten. Dobrindt lud nicht mehr nur zum Stammtisch ins Rathaus, sondern auch zum „Talk in the City“ in angesagten Großstadtclubs, statt Bier gab es Aperol Spritz. Ein Stück weit ist Seehofer und Dobrindt diese neue

Leichtigkeit geglückt, auf dem Parteitag vorletzte Woche diskutierte eine selbstbewusste, aber keine überhebliche Partei.

Doch nun blitzt die alte, machtwortversessene CSU wieder durch. Denn auch wenn Dobrindt sich und die CSU äußerlich auf modern getrimmt hat, ist er auch ein Generalsekretär der alten Schule. Einer, der noch zu wissen glaubt, wo der Feind steht – nämlich links.

Statt motiviert in den Wahlkampf zu ziehen, erinnern sich die Parteisoldaten nun an die späte Ära Stoiber, als Martin Neumeyer als Schattenmann die Mediengeschäfte mit harter Hand führte und zur Symbolfigur für vieles wurde, was schief lief beim Parteipatriarchen Stoiber.

Dahin, das macht Seehofer deutlich, will er nicht zurück. „Die CSU hat sich erneuert, sie ist jünger, weiblicher und toleranter geworden“, so Seehofer. „Die Versuche, dies zu beschädigen, werden Versuche bleiben.“

Manche in der Partei finden es aber unappetitlich, dass Strepp nun als Bauernopfer für die Affäre herhalten muss. „Verfassungsbrecher sehen anders aus als der Herr Strepp“, sagt etwa der CSU-Innenpolitiker Hans-Peter Uhl. Sie drängen nun darauf, dass die CSU anständig mit Strepp umgeht, mit ein bisschen Glück könnte er sogar in der Planungsabteilung der Partei bleiben. Geht es nach Seehofer, soll Strepp seine Version des Anrufs in den Gremien des ZDF darstellen können. „Wenn wir dann beide Seiten gehört haben, können wir uns ein Bild machen.“



CSU-Mann Dobrindt „Ein klares Nein“

PETER MÜLLER, MERLIND THEILE



Parteifreunde Seehofer, Guttenberg
Bei null anfangen

Kalte Schulter

Die Christsozialen versuchen, ihren ehemaligen Star Karl-Theodor zu Guttenberg zur Rückkehr zu bewegen – bisher vergebens.

Als Christian Schmidt vom CSU-Parteitag zu seiner geheimen Mission aufbricht, weiß nur einer über sein Ziel Bescheid – Parteichef Horst Seehofer. Während die CSU in einer Münchner Messehalle sich selbst feiert, fährt Schmidt, Parlamentarischer Staatssekretär im Verteidigungsministerium und CSU-Vizechef, in die Münchner Innenstadt. Sein Ziel ist der Bayerische Hof.

In dem Nobelhotel residiert der ehemalige Superstar der Partei. Zehn Kilometer vom CSU-Treff entfernt, ist Karl-Theodor zu Guttenberg zu Gast in einer exklusiven Runde. Er, der seit seinem Rücktritt als Verteidigungsminister in den USA lebt, debattiert über den Nahost-Konflikt. Schmidt will ihn bewegen, sich wieder stärker für die CSU zu engagieren, zumindest in der Außenpolitik.

Es ist nicht der erste Versuch der Christsozialen, ihren einstigen Strahlemann zu reaktivieren. Eineinhalb Jahre nachdem Guttenberg wegen seiner in weiten Teilen gefälschten Doktorarbeit zurücktreten musste, beflügelt die ehemalige CSU-Kanzlerhoffnung noch immer die Phantasie der Partei. Selbst CSU-Chef Seehofer, den Guttenberg noch als Verteidigungsminister vorzeitig aufs Altenteil abzuschieben drohte, ist der Meinung, dass

die Gerüchte um ein Comeback Guttenbergs der CSU nur nutzen können. Am Rande des Parteitags am Freitag vor einer Woche heizte Seehofer daher die Spekulationen über eine Rückkehr Guttenbergs an. „Nach der Wahl werde ich mich darum bemühen.“

Was der CSU-Chef verschwie: Die Operation Comeback ist längst angelaufen, und zwar ohne Seehofers Zutun. Seit Monaten versuchen ranghohe Christsoziale, Guttenberg zum Wiedereinstieg in die deutsche Politik zu bewegen. Doch bislang zeigte der Plagiator seinen Parteifreunden stets die kalte Schulter.

Bereits Ende Juli hatte sich Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich mit dem ehemaligen CSU-Star auf dessen Familienstammsitz Schloss Guttenberg getroffen. Friedrich, der auch Bezirksvorsitzender in Oberfranken ist, wollte ihn überreden, im Wahlkreis Kulmbach wieder für den Bundestag zu kandidieren.

Guttenberg müsse zwar bei null anfangen. Aber, so lockte der Innenminister: „Der Aufstieg kommt ganz von allein.“

Wenig später versuchte Christian Meißner, CSU-Landrat in Lichtenfels, seinen Freund zu überzeugen. Doch auch dessen Werben ließ ihn kalt. „Besuch mich mal“, verabschiedete er sich in Richtung USA.

Auch wenn die Oberfranken ihn wieder wählen würden – Guttenberg will kein Comeback von Seehofers Gnaden. Früher war er sein Rivale um die Macht an der Spitze der Partei. Jetzt ist er bloß noch ein Spielball der Launen des CSU-Chefs, der stolze Familienname ein Knochen, den Seehofer den Journalisten hinwirft, wenn in der CSU zu viel über Ilse Aigner und Markus Söder gesprochen wird.

In Guttenbergs Plänen, so der Eindruck seiner Gesprächspartner, kommt die CSU kaum noch vor. Er strebe eher einen internationalen Job an, bei Nato oder Vereinten Nationen, abgehoben vom widrigen Alltagsgeschäft der Parteipolitik.

Doch ob daraus etwas wird, ist ungewiss. Seit seinem gescheiterten Comeback Ende vergangenen Jahres plätschern Guttenbergs Projekte allesamt geräusch- und vor allem erfolglos vor sich hin. Von seinem Wirken als Berater von EU-Vizekommissionspräsidentin Neelie Kroes in Sachen Meinungsfreiheit im Internet ist so gut wie nichts zu hören. Wenn er in der „Financial Times“ die geplatzte Fusion der Luftfahrt- und Rüstungskonzerne EADS und BAE geißelt, ist das nur noch wenigen deutschen Wirtschaftsteilen eine kleine Meldung wert. Und auch bei der renommierten Denkfabrik Center for Strategic and International Studies (CSIS) in Washington läuft es nicht rund für den Ex-Verteidigungsminister.

Zwar tummelt sich Guttenberg gemeinsam mit seiner Gattin in den USA gelegentlich unter den Reichen und Mächtigen, doch einen bleibenden Eindruck als transatlantischer Denker hat Guttenberg in den USA bislang nicht hinterlassen.

Als am vergangenen Dienstagabend das American Institute for Contemporary German Studies ins Restaurant Cipriani einlud, eine feine Adresse an der New Yorker Wall Street, ließ es sich an Tisch 15 auch das prominente Auswandererpaar schmecken. Bei Montepulciano und Kalbsrippchen lauschte die transatlantische Elite dem Starpianisten Lang Lang und beklatschte Reden von VW-Chef Martin Winterkorn oder Deutschlands Amerika-Botschafter Peter Ammon.

Für Guttenberg ist es einer der seltenen glanzvollen Momente. Nicht nur in Deutschland, auch in seiner Wahlheimat mied er in den vergangenen Monaten das Rampenlicht. Seine Ernennung zum „Angesehenen Staatsmann“ am CSIS hatte selbst in US-Medien für Häme gesorgt: „Der Plagiats-Minister“, schrieb die „Washington Post“. Als er in seiner neuen Funktion im April mit Jörg Asmussen, dem EZB-Direktor, am CSIS zur Euro-Krise diskutierte, tat er das ohne öffentliche Ankündigung.

Nun will Guttenberg in Amerikas Hauptstadt endlich Gehör finden. Am 8. November lädt der CSU-Mann am CSIS zu einer „offenen Diskussion über transatlantische Herausforderungen“ ein. Auf der Einladung ist ausdrücklich vermerkt, die Veranstaltung sei „on the record“.

Berichterstattung ist also ausdrücklich gewünscht. Guttenberg hat es genauso nötig wie Seehofer und die CSU.

PETER MÜLLER, GREGOR PETER SCHMITZ

BUNDESBANK

Hüter des Schatzes

Den Großteil ihrer Goldreserven hat die Bundesbank im Ausland gelagert, jetzt fordert der Rechnungshof Inventur. Doch das Nachzählen ist nicht so einfach.

Jens Weidmann wollte Peter Gauweiler persönlich überzeugen, dass das Gold der Deutschen noch da ist. Im Frühsommer stieg der Bundesbank-Chef mit dem renitenten CSU-Politiker und einigen seiner Kollegen deshalb ins Allerheiligste der Bundesbank hinab: die Goldkammer.

6000 Goldbarren sind in dem Keller-raum des Frankfurter Zweckbaus in extrastabilen Regalen gestapelt. 76 000 weitere liegen in vier Tresorboxen, in verplombten Containern.

Doch auch die persönliche Inspektion konnte den Bundestagsabgeordneten nicht beruhigen – im Gegenteil. „Das Gold im Inland prüft die Bundesbank mustergültig“, sagt er. „Umso unbegreiflicher ist es, dass sie sich um die Bestände im Ausland nicht kümmert.“

Seit langem quält Gauweiler Regierung und Bundesbank mit den Fragen, wo und wie die Reserven des Landes gelagert sind und wie oft sie gezählt werden. Er stellte Anfragen und ließ ein Gutachten erstellen. In der vergangenen Woche feierte Gauweiler in seinem von Politikerkollegen eher belächelten Feldzug seinen bislang größten Triumph: Ein geheimes Gutachten des Bundesrechnungshofs wurde publik. Darin rüffelte die Bonner Behörde die Frankfurter Notenbank. Die Rechnungsprüfer verlangten eine bessere Inventur, Qualitätsprüfungen inklusive.

Die Aufforderung, die selbst die zuständigen Kontrolleure eher als Routineangelegenheit betrachteten, versetzte den gesamten Berliner Politikbetrieb in Aufregung. Denn der teilweise geschwärzte Bericht las sich wie der Auftakt zu einem Spionagethriller, an dessen Ende überraschte Notenbanker tatsächlich vor leeren US-Tresoren stehen könnten.

Über Jahrzehnte hinweg hatten sich die Bundesbanker mit schriftlichen Bestätigungen ihrer Kollegen zufriedengegeben, dass das Gold noch da sei, wo es vermutet wird. Die Barrenliste aus New York stamme von „1979/1980“, heißt es im Bericht. Die zuständige New Yorker Notenbank verweigere den Besitzern des Goldes zudem, die eigenen Bestände in Augenschein zu nehmen.

Die Reaktionen fielen entsprechend deftig aus: Der zuständige Bundesbank-Vorstand Carl-Ludwig Thiele wurde nach

Berlin beordert, um sich vor dem Haushaltsausschuss zu erklären. Der FDP-Politiker Heinz-Peter Hausteil forderte via „Bild“-Zeitung sogar: „Das ganze Gold muss zurück.“

„Einigermaßen grotesk“ findet der sonst so zurückhaltende Thiele zumindest „einen Teil der Diskussion“. Sein Haus hat derzeit dringendere Probleme. Chef Weidmann bekämpft verzweifelt den Entschluss der Europäischen Zentralbank, unbegrenzt Staatsanleihen von Krisenstaaten zu kaufen. Im Rahmen des Euro-Zahlungsverkehrs hat die Bundesbank zu-

dem knapp 700 Milliarden Euro vor allem in südeuropäische Länder gepumpt. Die deutschen Goldreserven sind derzeit rund 144 Milliarden Euro wert und liegen nicht „bei irgendwelchen windigen Geschäftspartnern“, wie Thiele betont, sondern bei „hochangesehenen Notenbanken“.

Tatsächlich ist der deutsche Umgang mit dem Edelmetall nicht ungewöhnlich. Viele Notenbanken lagern Teile ihrer Goldschätze im Ausland, die Niederländer etwa vertrauen auf Kollegen in Ottawa, New York und London.

Doch das Verhältnis der Deutschen zum eigenen Gold ist ein besonderes. Fast 3600 Tonnen hortet die Bundesrepublik – mehr besitzen nur die USA. Ein Großteil dieses Goldschatzes kam im Rahmen des 1971 gekippten Bretton-Woods-Währungssystems zusammen, mit seinen festen Wechselkursen und der direkten Bindung der Leitwährung Dollar ans Gold.

Die Leistungsbilanzüberschüsse des deutschen Wirtschaftswunderlands wurden damals teilweise in Gold ausgeglichen. Allein Tausende US-Barren wurden auf die Bundesrepublik umgeschrieben.



Tresorraum der Fed in New York

Da der Euro längst nicht mehr mit Gold unterlegt ist, sind die riesigen Reserven eigentlich unnötig. Trotzdem verteidigen die Deutschen sie eisern. Jeder Versuch, den Schatz zu heben, ruft bis heute blankes Entsetzen hervor.

Vorschläge gab es reichlich: Ex-Bundespräsident Roman Herzog wollte über den Verkauf des Golds den Grundstock für eine kapitalgedeckte Pflegeversicherung bilden, 2002 schlug FDP-Fraktionschef Rainer Brüderle einen Fonds für Naturkatastrophen vor. Ex-Bundesbank-Chef Ernst Welteke brachte einen nationalen Bildungsfonds in die Diskussion. Über das Stadium des Gedankenspiels kamen solche Ideen nicht hinaus.

Zuletzt schmetterte Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) den Wunsch der Euro-Partner ab, die Rücklagen als Pfand für Euro-Staatsanleihen zu verwenden.

Auf 1536 Tonnen und damit fast die Hälfte des deutschen Golds passt deshalb bis heute die New Yorker Notenbank auf, die Reserven von mehr als 60 Ländern verwahrt. Der enorme Schatz lagert im fünften Untergeschoss des Hauses, 25 Me-

ter unter dem Straßenpflaster der Stadt, 15 Meter unter dem Meeresspiegel. Das Lager sei bewusst in den Fels von Manhattan Island geschlagen worden, heißt es auf der Website des Hauses. Nur dieser Boden erschien stark genug, die gewaltigen Lasten zu tragen.

Touristen können die Tresore besichtigen, ein Aufzug fährt sie hinab vor einen gigantischen Stahlzylinder, der sich wie eine Tür in einem 140 Tonnen schweren Stahlrahmen dreht. Ihr eigenes Gold bekommen aber selbst die Eigentümer grundsätzlich nicht zu Gesicht. „Im Interesse eines sicheren Arbeits- und Kontrollprozesses“ sei keine „Inaugenscheinnahme“ möglich, erklärte die Fed laut Rechnungshofgutachten.

Zuletzt hätten Mitarbeiter der Bundesbank „auf mehrmalige Nachfrage“ die Anlagen 2007 gesehen, heißt es dort weiter. Sie seien aber nur bis in den Vorraum der deutschen Bestände vorgedrungen.

Tatsächlich waren die Revisoren der Bundesbank ein zweites Mal vor Ort: im Mai 2011. Bei dieser Visite wurde ihnen auch eine der neun Tresorkammern aufgeschlossen, in denen die deutschen Barren dicht aufgeschichtet lagern. Einige wurden herausgezogen und gewogen. Doch dieser Teil des Gutachtens ist geschwärzt – aus Rücksicht auf die New Yorker Fed.

„Ich möchte mehr Transparenz bei dem Thema“, sagt Bundesbank-Vorstand Thiele. Die Amerikaner jedoch sind empfindlich, was die Sicherheitsvorkehrungen ihrer Goldlager angeht. In ihrer zweiten großen Verwahrstelle, dem sagenumwobenen Fort Knox, hat seit Jahrzehnten so gut wie niemand mehr die Goldbestände besichtigen dürfen.

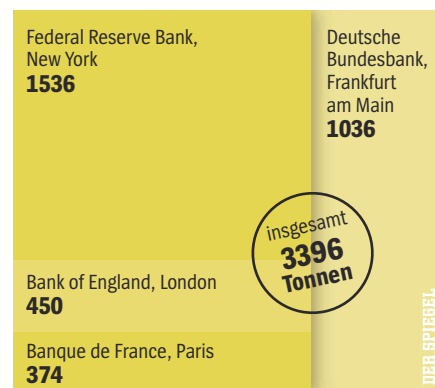
Solche Geheimniskrämerei fördert Legendenbildung. Etliche Verschwörungstheoretiker mutmaßen schon seit Jahrzehnten, das deutsche Gold sei längst verschwunden. Andere glauben, es sei verliehen. In den Tresoren finde man nur wenig werthaltige Forderungsscheine.

Ein anderer Mythos, der auch von nationalistisch orientierten Kreisen gern vertreten wird, lautet: Die USA verweigerten die Herausgabe des Schatzes und hätten in Zeiten des Kalten Krieges gedroht, ihre Soldaten aus Deutschland abzuziehen, sollten die Deutschen ihr Gold zurückverlangen. Der frühere Zentralbank-Chef Karl Blessing habe den Amerikanern schriftlich bestätigen müssen, das nie zu versuchen.

Den Brief gibt es wirklich, wie Blessing in seinem letzten Interview dem SPIEGEL 1971 bestätigte. Nur ging es darin nicht um das deutsche Gold, sondern um das amerikanische. Bis 1971 konnte noch jeder Dollar in das Edelmetall umgetauscht werden. Blessing versprach der US-Fed deshalb, die gigantischen deutschen Dollar-Reserven nicht weiter zu

Ausgelagert

Wo die Bundesbank ihr Gold aufbewahrt



Gold zu machen, weil das einen Absturz der Währung zur Folge gehabt hätte.

Mittlerweile ist das historische Schreiben sogar im Internet abrufbar. Doch die Gegner der Auslandslagerung deutscher Goldbarren hat das nicht zum Schweigen gebracht. Vielmehr erlebt die Diskussion über einen Zusammenbruch des reinen Papiergeldes eine Renaissance – und so auch der Streit um die Goldreserven.

Selbst der Grünen-Finanzexperte Gerhard Schick gibt zu bedenken: „Die Frage, wie viel Gold im Ernstfall verfügbar ist, halte ich für berechtigt.“

Die Rückführung der Bestände erscheint allerdings schon rein logistisch eine skurrile Idee. 1500 Tonnen Gold kann man schließlich nicht einfach in eine A380 packen, nach Deutschland fliegen und hier einschmelzen lassen.

Die Bundesbank wehrt sich auch aus einem anderen Grund. Der Rohstoff sei als Notfallreserve gedacht: Im Extremfall eines Währungszusammenbruchs könne man die Barren vor Ort einfach und schnell in Pfund oder Dollar eintauschen für dringende Rechnungen.

Um die Debatte zu beruhigen, versprach die Bundesbank, in den nächsten drei Jahren 150 Tonnen aus dem Ausland zurückzuholen und zu überprüfen. In einer der neun Tresorkammern bei der Fed in New York sollen die Barren außerdem nachgezählt und gewogen werden. Nur der Zeitpunkt ist noch unklar.

Bundesbank-Vorstand Thiele war außerdem kürzlich persönlich in New York und warf einen Blick hinter eine der Tresortüren. Den Abgeordneten des Haushaltsausschusses brachte er eine frohe Botschaft mit: „Da lag kein Papier drin, sondern Gold.“

CSU-Politiker Gauweiler reicht das nicht. Er will erst Ruhe geben, wenn die Notenbank die deutschen Reserven in aller Welt genau nachgeprüft hat. Sein Credo: „Die Bundesbank ist unabhängig, aber sie kann nicht machen, was sie will.“

SVEN BÖLL, ANNE SEITH



FEDERAL RESERVE BANK / PICTURE-ALLIANCE / DPA

PARTEIEN

„Mir gäbet nix“

Der Grüne Fritz Kuhn, 57, über seine Wahl zum Stuttgarter Oberbürgermeister, die Öffnung seiner Partei zum Bürgertum und das miese Image der Schwaben

SPIEGEL: Herr Kuhn, wie bürgerlich muss man sein, um in der schwäbischen Hauptstadt zum Oberbürgermeister gewählt zu werden?

Kuhn: Ich bin ziemlich bürgerlich, genauso wie das Bürgertum in Stuttgart ziemlich grün ist. Unser Denken hat sich in Herz und Verstand großer Teile des Bürgertums breitgemacht und ist dort schon hegemonial. Die CDU ist mit ihrer alten Definition, dass bürgerlich gleich CDU wäre, einer Illusion der Sonderklasse aufgefressen.

SPIEGEL: Im Rest des Landes gilt Stuttgart als Metropole des Bürgerlichen – wohlhabend, mit leichter Tendenz zur Spießigkeit. Wie konnte so eine Stadt zur Hochburg der Grünen werden?

Kuhn: Wenn ich bürgerlich sage, meine ich nicht die Spießer mit dem Hirschgeweih über dem Sofa. Mit dieser Art von Spießigkeit gewinnen Sie auch in Stuttgart keine Wahl. Die Bürger, die ich meine, sind Leute, die die Behaglichkeit ihrer Wohnzimmer verlassen, um sich einzumischen und die Probleme der Stadt zu ihrer eigenen Angelegenheit machen.

SPIEGEL: Sie haben den Slogan erfunden, dass man mit grünen Ideen schwarze Zahlen schreiben muss. Sind Sie eine Art Öko-Kapitalist?

Kuhn: Jeder Unternehmer muss Geld verdienen wollen, es kommt ja nicht aus der Steckdose. Schwarze Zahlen, das war für uns Grüne immer ein vernünftiges Ziel.

SPIEGEL: Sie gelten ja auch selbst als sehr sparsam. Wenn es nach dem Essen ans Bezahlen geht, lästern Parteifreunde, hat der Kuhn meist keine Brieftasche dabei gehabt. Sind Sie daher als schwäbischer Oberbürgermeister besonders geeignet?

Kuhn: Also, das mit dem Bezahlen ist ein übles Gerücht, das ich zurückweise. Überhaupt gibt es im Rest des Landes ein großes Missverständnis, was die schwäbische Sparsamkeit angeht: Wir sparen nicht aus Geiz, sondern weil wir das Gesparte investieren wollen. Zum Beispiel in ein eigenes Häusle. Wir Schwaben machen ungern Schulden. Das ist doch eine gute Eigenschaft.

SPIEGEL: Beim Thema Stuttgart 21 können Sie diese Sparsamkeit beweisen.

Kuhn: Darauf können Sie wetten. Die Bahn hat immer erzählt, Stuttgart 21 sei das bestgeplante Projekt aller Zeiten.

Wenn schon jetzt das Geld knapp wird, bevor es mit dem Bau überhaupt richtig losgeht, ist das deren Problem. Die Stadt hat in den nächsten Jahren viele neue Aufgaben zu bewältigen, etwa beim Ausbau der Kinderbetreuung, dafür brauchen wir jeden Euro. Für Planungsfehler der Bahn werden wir keinen Cent bezahlen: Mir gäbet nix.

SPIEGEL: Jetzt müssen Sie den Tiefbahnhof bauen – auch wenn Sie eigentlich erklärter Gegner des Projekts sind.

Kuhn: Ich bin von dem Projekt nicht überzeugt, aber die Bahn hat das Baurecht, und der Volksentscheid gilt auch für mich. Aber ich habe den Stuttgartern versprochen, dass ich der Bahn richtig auf die Finger schauen werde. Die Verantwortlichen müssen ihr Verhalten ändern. Partnerschaft geht nicht ohne Transparenz. Das muss die Bahn wissen.

SPIEGEL: Und was machen Sie, wenn die Bahn trotzdem Forderungen stellt?

Kuhn: Mal sehen, ob sie damit durchkommt. Und wenn, dann gilt für mich als Oberbürgermeister der Beschluss des Stuttgarter Gemeinderats: Bei Mehrkosten zu Stuttgart 21 sollen die Bürger selbst entscheiden, ob sich die Stadt weiter beteiligen soll. Dann gibt es einen Bürgerentscheid.

SPIEGEL: Die Grünen sind in Baden-Württemberg erfolgreicher als anderswo. Sind die Grünen spießiger oder die Schwaben lockerer geworden?

Kuhn: Jetzt muss ich wohl etwas Grundsätzliches zu uns Schwaben sagen. Wir sind Weltbürger im kantischen Sinne und keine Zausel, die sich krank sparen. Da haben Sie eine falsche kulturelle Wahrnehmung.

SPIEGEL: Warum haben die Schwaben so ein mieses Image? Sie gelten als geizig und engherzig, ihre Sprache als unschön.

Kuhn: Quatsch, wir haben kein schlechtes Image. Und zur Sprache: Der Philosoph Hegel hat in Berlin einst auf Schwäbisch Vorlesungen gehalten, nach denen sich die Welt heute noch sehnt.

SPIEGEL: Dennoch haben viele Schwaben ihre Heimat verlassen. Viele bevölkern heute in Berlin Prenzlauer Berg und Kreuzberg. Sagen Sie denen: Ihr könnt jetzt wieder nach Hause kommen?

* 1980 in Karlsruhe.



Wahlsieger Kuhn, Parteitag der Grünen*: „In der



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL



FRIEDRICH STARK

Mitte sind wir längst angekommen

Kuhn: Die sind natürlich alle willkommen, und es sind ja auch schon viele wieder zurück in den Süden gekommen. Stuttgart hat sich in den letzten 15 Jahren extrem verändert und hat heute ein saustarkes Kulturleben. Die Leute in Stuttgart interessieren sich für ihre Stadt als Ganzes. Das ist auch ein Grund dafür, warum ich gewählt worden bin.

SPIEGEL: Muss sich die baden-württembergische Autoindustrie ändern, weil die Grünen Land und Hauptstadt regieren?

Kuhn: Die baden-württembergische Automobilindustrie muss sich nicht unserer wegen ändern, sondern damit sie den Anschluss an die weltweite ökologische Modernisierung nicht verpasst. Meine Aufgabe ist es, die Verkehrsprobleme in Stuttgart zu lösen und die Luftverschmutzung zu senken.

SPIEGEL: Und dazu wollen Sie die Zahl der Autos verringern? Schlechte Nachrichten für die Autobauer.

Kuhn: Wie viele Autos die Leute haben, geht mich gar nichts an. Entscheidend ist, dass nicht so viele in den Stuttgarter Kessel hereinfahren.

SPIEGEL: Wie soll das gehen?

Kuhn: Ich werde dafür sorgen, dass jeder Parkplatz in der Innenstadt Geld kostet. Zugleich will ich Alternativen stärken, die Stadtbahn, die Radwege.

SPIEGEL: Stuttgart wird zur Fahrradstadt, und die Autos sollen Daimler und Porsche halt woanders verkaufen. Ist das nicht ein bisschen heuchlerisch?

Kuhn: Nein. Die Zukunft des Autos ist grün. Die Stadt und der Daimler haben doch ein gemeinsames Interesse, dass das Fahrzeug nicht zum Stauzeug wird. Daran werden wir gemeinsam arbeiten. Übrigens: Auch Porsche-Fahrer können mal mit der Stadtbahn fahren.

SPIEGEL: Die ehemalige Frankfurter Oberbürgermeisterin Petra Roth klagt, dass die CDU in den Ländern nicht mehr die richtigen Spitzenleute habe. Muss die Union mehr Kuhn wagen, um die bürgerlichen Wähler zurückzugewinnen?

Kuhn: Die CDU hat inzwischen viele deutsche Großstädte verloren. Und wenn sie das Betreuungsgeld einführt, wird sich das noch verschärfen. Die CDU hat einfach kein Gespür mehr für das Lebensgefühl in den Städten.

SPIEGEL: Das haben Sie im Wahlkampf erfahren?

Kuhn: Immer wieder. Vor einer Schule haben wir eine Brache bepflanzt, die zum Hundeklo verkommen war. In New York und Berlin heißt so was „Urban Gardening“, aber die Stuttgarter CDU kannte das nicht und hat sich lustig gemacht. Die Bürger dagegen wissen, dass sie sich mit solchen einfachen Mitteln der öffentlichen Flächen bemächtigen können. Die Hälfte der CDU, ich nenne sie die Altschwarzen, finden ökologische Neuerungen per se schlecht und blockieren sie.

Wenn die CDU in den Städten Erfolg haben will, muss sie grüner werden.

SPIEGEL: Können die Grünen sich weiter der bürgerlichen Mitte öffnen, ohne ihre linksalternativen Wurzeln zu verraten?

Kuhn: Das geht schon – mit der richtigen Kommunikation. Und Angst vor der Mitte müssen die Grünen wirklich nicht mehr haben, da sind wir längst angekommen. Wir müssen nur unsere Initiativfunktion bei neuen Ideen bewahren. Darum geht es bei grüner Politik: dass aus neuen Ideen, die erst einmal durch einen Gewittersturm müssen, dann hegemoniale Gedanken werden.

SPIEGEL: Die Mehrheit haben Sie auch deshalb gewonnen, weil die SPD-Wähler Sie unterstützt haben. Glauben Sie nicht mehr an Schwarz-Grün?

Kuhn: Die Debatte ist doch skurril. Die CDU hat mich im Wahlkampf geschmäht und beschimpft. Die SPD hat mich unterstützt. Ich müsste ja der Obermasochist der Republik sein, wenn ich jetzt nach Schwarz-Grün lechzen würde.

SPIEGEL: Aber ist es klug, das auch für den Bund auszuschließen?

Kuhn: Für die nächste Bundestagswahl sehe ich keine schwarz-grüne Option, weil die CDU sich ja in Berlin ganz ähnlich verhält. Die hat uns in den vergangenen Jahren massiv bekämpft, sie positioniert sich in den großen ökologischen und sozialen Fragen antigrün.

SPIEGEL: Also bleiben die Grünen auf ewig an die SPD gekettet? Ihre Parteifreunde haben auch der Ampel eine Absage erteilt.

Kuhn: Wir müssen den Wählern klar sagen, was wir wollen, und nicht krampfhaft versuchen, alles offenzuhalten. Und zur FDP: Wir müssen die ja nicht noch aufpäppeln, indem wir ihr Koalitionsoptionen eröffnen. Wir regieren 2013 im Bund mit der SPD und mit niemandem sonst. Das geht auch ohne Ketten.

SPIEGEL: Nach den aktuellen Umfragen erscheint das als Illusion.

Kuhn: Abwarten. Die FDP steht bei vier Prozent und tut alles dafür, da zu bleiben. Und eines sage ich Ihnen: Die Piraten werden im nächsten Bundestag nicht vertreten sein, die haben sich bald von selbst erledigt. Und dann stehen die Chancen für Rot-Grün sehr gut.

SPIEGEL: Mit Ihrem Sieg in Stuttgart sind Sie automatisch ein möglicher Nachfolger des grünen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann. Können Sie sich das vorstellen?

Kuhn: Das verbietet mir schon mein sehr bürgerliches Demokratieverständnis. Warum können Sie sich einfach nicht vorstellen, dass einer das, was er anfängt, auch mal zu Ende machen will? Die Bürger haben mich auf acht Jahre gewählt. So lange bleibe ich auch OB.

INTERVIEW: RALF BESTE, SIMONE KAISER, RENÉ PFISTER

KOMMENTAR

Operation Griechenland

Michael Sauga über die Rentenkonzepte von Union und SPD

Wenn Angela Merkel und Peer Steinbrück über öffentliche Finanzen reden, klingen sie wie Zwillinge. „Ein Leben auf einem wachsenden Schuldenberg ist nicht zu vertreten“, sagt die Kanzlerin. „Wir müssen endlich den Interessen unserer Kinder und Enkelkinder Rechnung tragen“, sagt der Kandidat.

Die beiden haben recht, das Problem ist nur, dass ihre Rentenpolitiker gerade das Gegenteil planen. Ein Jahr vor der Bundestagswahl debattiert die Union über höhere Altersgelder für Mütter und Geringverdiener, die SPD will zusätzlich Betriebsrentner, Teilzeitkräfte und langjährig Versicherte bedenken.

Beschäftigten zu helfen, die trotz langen Erwerbslebens nur Armutsrenten zu erwarten haben, ist ein berechtigtes Anliegen – vorausgesetzt, es wird durch Abstriche an anderen Positionen des Rentenstats bezahlt. Doch gerade das haben die Reformer nicht vor, sie planen ein Kreditgeschäft zu Lasten der Jungen. Setzen sie sich durch, müsste die Generation heutiger Grundschüler offiziellen Prognosen zufolge eine zusätzliche Rentenlast von bis zu 50 Milliarden Euro schultern, wenn sie dereinst im Berufsleben steht: Jahr für Jahr, versteht sich, vom ersten Arbeitstag bis zur Pensionierung.

So hingebungsvoll in deutschen Parteien über südeuropäische Schuldenmacherei gelästert wird, so ungeniert folgen hiesige Rentenpolitiker selbst dem Griechenland-Prinzip. Um Stimmen zu kaufen, verteilen sie Geld, das sie nicht haben. Sie wirtschaften auf Kosten künftiger Generationen und rechnen sich ihre Bilanzen schön wie einst die Athener Regierung vor dem Beitritt zur Währungsunion.

Die Alterskassen sind ausreichend gefüllt, behaupten zum Beispiel die Rentenpolitiker der SPD. Tatsächlich können mit der aktuellen Reserve nicht einmal die geplanten Zusatzausgaben eines Rechnungsjahres gedeckt werden.

In Südeuropa wurden die Regierungen einst von den niedrigen Zinsen verführt, ungeniert auf Pump zu leben. Deutschlands Sozialpolitiker

nen weniger Beschäftigte, aber sieben Millionen zusätzliche Rentner leben.

Die Daten sind seit langem bekannt, doch Deutschlands Rentenpolitiker weigern sich noch immer, sie zur Kenntnis zu nehmen. Sie sehen den Taifun am Horizont, aber ihr Ratsschlag lautet: „Lasst uns die Häuser näher ans Wasser bauen, die Wellen rauschen so schön.“

In Südeuropa lassen sich die Folgen dieser Denkweise an den Statistiken über die Jugendarbeitslosigkeit ablesen. In Deutschland werden sie die künftige Abgabenlast erhöhen. Die Rentenbeiträge der nächsten Erwerbstätigengeneration, so zeigen Analysen der EU-Kommission, werden um rund 25 Prozent höher liegen als heute, die Kosten der neuen Konzepte kämen hinzu.

Der Widerspruch ist offensichtlich. Um nichts sind Union und SPD angeblich so bemüht wie um das Wohl unserer Kinder und Kindeskinde. Ihre aktuellen Rentenpläne aber laufen auf den Versuch hinaus, Altersarmut durch Jugendarmut zu bekämpfen.

Von den Rentenpolitikern ist hier kein Umdenken zu erwarten. Sie folgen ihren traditionellen Glaubenssätzen, wonach die Rente sicher ist (Norbert Blüm) und die Leute sowieso Kinder

bekommen (Konrad Adenauer). Den Regierungsbeschluss aus der vergangenen Woche, die Beiträge vorerst zu senken, verfolgten viele mit Unmut.

Das Veto gegen die Operation Griechenland muss deshalb von der Spitze kommen. Niemand pflegt so kenntnisreich die Folgen der Bevölkerungsentwicklung zu analysieren wie die Kanzlerin, keiner warnt so wortgewaltig vor zukunftsblinden Sozialpolitikern wie ihr SPD-Gegenkandidat.

Frau Merkel, Herr Steinbrück: Stoppen Sie die Rentenschwindler!

Die Pläne laufen auf den Versuch hinaus, Altersarmut durch Jugendarmut zu bekämpfen.



Seniorinnen in Niedersachsen

dagegen lassen sich von der guten Beschäftigungslage blenden. „Was spricht dagegen“, so fragen sie, „dass es so bleibt?“

Dabei müssten sie eigentlich wissen, dass die Rentenfinanzen weniger vom flüchtigen Auf und Ab der Konjunktur als von der unerbittlichen Mechanik der Demografie bestimmt werden. Alle Rentner und Beitragszahler des Jahres 2030 sind bereits geboren, entsprechend absehbar ist die Entwicklung. Gegen Ende des nächsten Jahrzehnts werden hierzulande vier Millio-

ANDREAS BASTIAN / CARO



Geldprämie € 80,- bei Bestellung bis zum 12.11.2012

Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 80,- direkt auf Ihr Konto!

Tivoli-Radio „Model One“

Störungsfreier AM-/FM-Empfang, hochwertige 3-Zoll-Breitband-lautsprecher, Anschlüsse für CD-Player, Tape, Kopfhörer und 12-V-Anschluss. Farbe: Kirsch/Silber. Maße (B x H x T): ca. 21,2 x 11,4 x 13,3 cm.
Zuzahlung: nur € 49,-



Prämien *Deluxe*



NEU

PHILIPS Schnurlostelefon „S10/38“

Schnurloses Festnetztelefon mit integriertem Anrufbeantworter und 3"-TFT-Touchscreen. Sprachqualität mit HD-Sound, ECO-Modus und GAP-kompatibel.

Zuzahlung: nur € 9,-

iPad mini (16 GB) Wi-Fi – ohne Vertrag

Mit 7,9"-LED-Display und Betriebssystem iOS 6.
Maße (B x H x T):
ca. 134,7 x 200 x 7,2 mm.
Farbe: Weiß/Silber.

Zuzahlung nur € 199,-



NEU



NEU

GRUNDIG 32"-LCD-Fernseher

Full-HD-LCD-Fernseher mit 32"-Bildschirm im Format 16:9. Mit SRS TruSurround HD, USB-Anschluss und HDMI-Eingang. Maße (B x H x T): ca. 78,9 x 51,8 x 8,1 cm.
Zuzahlung: nur € 179,-

BREE Handtasche „Hanna 7“

Elegante schwarze Handtasche aus genarbtem Rindleder mit viel Stauraum.

Maße (B x H x T): ca. 32 x 22 x 13 cm.

Zuzahlung: nur € 19,-



NEU



Den SPIEGEL empfehlen und Luxus-Prämie sichern!

Prämien



KitchenAid Classic

Einer der begehrtesten Küchenhelfer der Welt. Mit Knethaken, Flachrührer, Schneebesen und 4,28-Liter-Edelstahl-Schüssel.
Zuzahlung: nur € 189,-



TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation

Ideal für alle Radfahrer, Wanderer, Fußgänger und Geocacher. Großes translektives 3,2"-Display, integrierter Tripcomputer inkl. GPS-Kompass, individuelle Streckenwahl, profilabhängiges Routing u. v. m.
Ohne Zuzahlung



Tchibo-Geschenkkarte € 90,-

Wählen Sie aus dem vielfältigen und exklusiven Tchibo-Sortiment Ihren Wunschartikel oder -kaffee aus. Die Geschenkkarte ist deutschlandweit in allen Tchibo-Filialen und unter www.tchibo.de einlösbar – auch in Teilbeträgen.

PHILIPS Living Colors „Iris clear“

Spendet angenehmes Licht mit 16 Mio. Farben. Energiesparende LED-Technologie. Mit vielen Funktionen zur individuellen Nutzung.

Ohne Zuzahlung

NEU



Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Vollendete Formensprache, durchdachte Funktion! Dieses Meisterstück im Bauhaus-Stil designte Wilhelm Wagenfeld 1924. Ohne Leuchtmittel. Maße: Höhe ca. 36 cm, Schirm-Ø ca. 18 cm, Fuß-Ø ca. 15 cm.

Zuzahlung: nur € 149,-



SAXOLINE Trolley „S-Pad“

Stylisch und ultraleicht! Stabiler Trolley aus hochwertigem ABS-Polycarbonat-Mix. Mit integriertem Zahlenschloss. Volumen: ca. 81 l. Maße (B x H x T): ca. 53 x 71 x 30 cm.

Ohne Zuzahlung

NEU



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP12-165



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

Deluxe

DER SPIEGEL

SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Maxi-Cosi Rodi XP

Geeignet für Kinder von 3,5 bis 12 Jahren (15–36 kg). Mit Standard-Dreipunktgurt-Befestigung und kinderfreundlicher Kopfstütze. Maße (B x H x T): ca. 68 x 46 x 40 cm.
Ohne Zuzahlung



B&F - Borken



iPhone 4 (8 GB) oder 4S (16 GB) – ohne Vertrag

iPhone 4 oder iPhone 4S von Apple mit 3,5"-Multi-Touch-Widescreendisplay u. v. m. Wahlweise erhältlich in Weiß oder Schwarz.
iPhone 4: Zuzahlung: nur € 309,-
iPhone 4S: Zuzahlung: nur € 495,-

NEU

iHome iD91

Soundsystem mit Stereo-Wecker für iPhone, iPod oder iPad. Mit zahlreichen Features. Inkl. Fernbedienung. Maße (B x H x T): ca. 27 x 8 x 14 cm.
Ohne Zuzahlung



NEU

Noch heute antworten und Luxus-Prämie sichern!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Luxus-Prämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf (beim Upgrade inkl. des digitalen SPIEGEL zusätzlich € 0,50 pro Ausgabe). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geldinstitut, Ort _____

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone, Android-Smartphone/-Tablet und PC/Mac) beziehen. SD12-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe) _____

X

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten _____

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

☐ Geldprämie € 80,- (2808) bei Bestellung bis zum 12.11.2012
Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ _____ Konto-Nr. _____

Geldinstitut, Ort _____

☐ Tivoli-Radio „Model One“ (3785) Zuzahlung: € 49,-	☐ TEAS one – Fahrrad- und Wandernavigation (4227)
☐ PHILIPS Schnurlostelefon „S10/38“ (4372) Zuzahlung: € 9,-	☐ PHILIPS Living Colors „Iris Clear“ (4369)
☐ iPad mini (16 GB) Wi-Fi (4400) Zuzahlung: € 199,-	☐ Wagenfeld-Tischleuchte WG 24 (3739) Zuzahlung: € 149,-
☐ GRUNDIG 32"-LCD-Fernseher (4374) Zuzahlung: € 179,-	☐ SAXOLINE Trolley „S-Pad“ (4371)
☐ BREE Handtasche „Hanna 7“ (4373) Zuzahlung: € 19,-	☐ iPhone 4 Zuzahlung: € 309,- ☐ Weiß (4390) ☐ Schwarz (4389)
☐ KitchenAid Classic (3219) Zuzahlung: € 189,-	☐ iPhone 4S Zuzahlung: € 495,- ☐ Weiß (4392) ☐ Schwarz (4391)
☐ Tchibo-Geschenkkarte (4267)	☐ Maxi-Cosi Rodi XP (4156)
	☐ iHome iD91 (4300)

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

SP12-165



KARRIEREN

Geliebte Politik

Umweltminister Peter Altmaier dachte, er sei nicht schön genug, um Minister zu werden. Trotzdem verschrieb er sich ganz der Politik und verzichtete auf ein Privatleben. Macht ihn das zum idealen Politiker? *Von Markus Feldenkirchen*

„Ich traue mich nicht, es vorzuschlagen“, simst der Bundesumweltminister. Es ging um einen Termin, für ein Gespräch über ihn und seine Aufgabe, die Energiewende. „Aber am besten wäre es am Freitagabend. So gegen 20 Uhr.“ Man könne zunächst schön essen, beim Mexikaner am Wittenbergplatz. „Danach gehen wir zu mir und zum Rotwein.“

Für die meisten Politiker beginnt am Freitagabend das Familienleben, wenigstens die Freizeit, bei Altmaier jedoch ist alles etwas anders. Eine Stunde vor dem Treffen folgt eine weitere SMS: „Wenn wir draußen sitzen können, nehmen Sie bitte Pulli mit oder so.“

Um kurz nach acht kommt Altmaier in einer beigen Übergangsjacke auf den Platz geradelt. Er schließt sein Fahrrad an einen Baum, setzt sich an einen der Tische und kommt gleich zur Sache: „Sie müssen eine Vorspeise bestellen. Sonst ist es weniger gemütlich.“

Als der Kellner die Bestellung aufnehmen will, sagt Altmaier: „Machen Sie mal schön gemischte Tapas vorneweg.“

„In welcher Größe denn? Sie können wählen: drei, sechs oder zehn Tapas?“

„Na, so, dass man was davon hat“, antwortet Altmaier. „Dass es schmeckt.“

Der Kellner mustert den Minister. „Dann empfehle ich sechs.“

„Komm, bringen Sie zehn“, sagt Altmaier. „Und danach Fajitas con carne.“

Als die Tapas auf dem Tisch stehen, hebt er sein Glas, lehnt sich tief zurück in den Korbsessel, schwenkt den Rotwein vier-, fünfmal im Kreis und sagt, dass er sich pudelwohl fühle. „Sie sehen einen wirklich glücklichen Menschen vor sich.“

Seit fünf Monaten ist Altmaier nun Minister. Für einen Mann, der keine Freizeit kennt, der sein Leben der Politik verschrieben hat, kommt die Berufung ins Bundeskabinett der Aufnahme ins Paradies gleich. Obendrein ist er nun für die Energiewende zuständig, oder, in seinen Worten: „Ich habe den dicksten Fisch aus allen Meeren an der Angel.“

Altmaier, 54, hat nicht damit gerechnet, dass er jemals Minister werden könnte. Zu viel sprach dagegen, vor allem sein Äußeres. Er kam mit einer Lippenspalte auf die Welt. Heute wiegt er rund 140 Kilogramm, nimmt zehn Vorspeisen, wenn ihm sechs angeboten werden, und beantwortet die Talkshow-Frage, was es Schöneres gebe als Futtern, mit: „Noch 'nen Nachtisch nach dem Futtern.“ Eigentlich hatte er sich schon mit der dritten, bestenfalls zweiten Reihe der Politik abgefunden. Mit einem Leben in Unsichtbarkeit.

Vielleicht ist der Aufstieg des Peter Altmaier Ausdruck eines Bedürfnisses nach Authentizität, nach ungeschminkter Politik. Die Anforderungen der Bürger an ihre Politiker wechseln ja wie die Farben der Frühjahrskollektionen. Da kann es schon sein, dass einer wie er, der Anti-

Hipster schlechthin, gerade im Trend liegt. Für den Beruf des Politikers bringt Altmaier aber auch ein paar Vorteile mit, Eigenschaften, Lebensumstände, die lange übersehen wurden. Die Frage ist nun, ob man mit Altmaiers Mitteln eine Energiewende stemmen kann, eine Aufgabe, so vertrackt wie die Rettung des Euro.

„Ich hatte eigentlich nie ein Privatleben“, sagt Altmaier, während er sich über die zehn Tapas beugt. „Schon als Jugendlicher bestand mein Leben nur aus Junger Union und Politik. Abends bin ich dann zu meinen Eltern und habe Fernsehen geguckt.“ Es klingt nicht bedauernd.

Mit 14 gründete Altmaier im saarländischen Ensdorf die Schüler Union, er wurde Mitglied der Jungen Union, dann der erwachsenen Union. Seine Freizeit bestand aus Versammlungen, Grillfesten, Bachsäuberungen, Skatturnieren.

Selbst in der sonderbaren Welt der Union fiel Altmaier als Sonderling auf,

„Wenn die anderen geflirt haben, habe ich diskutiert, wer in den Gemeinderat kommen soll.“

weil er sich weder für das weibliche noch für das männliche Geschlecht interessierte. Er interessierte sich gar nicht fürs Geschlecht. „Wenn die anderen geflirt haben, habe ich diskutiert, wer in den Gemeinderat kommen soll“, erzählt er. Er weiß, dass ihn viele bemitleiden, aber dafür, sagt er, gebe es keinen Grund. „Irgendwann in der Pubertät habe ich erlebt, dass ich gern allein bin. Ich war gesellig, aber ich war nie erpicht, eine Frau oder einen Mann meines Lebens zu finden.“

Als die „taz“ davon erfuhr, glaubte sie, helfen und ihn als Schwulen outen zu müssen. Es passte nicht ins Weltbild, dass es neben den herkömmlichen noch eine dritte Kategorie gibt: den Wunsch nach Partner- und Bindungslosigkeit. „Es liegt an den Genen oder woran auch immer“, sagt Altmaier. „Aber es ist eben so.“ Man könne ja im Archiv nachgucken. Es sei wissenschaftlich erwiesen, dass es Menschen ohne dieses gewisse Bedürfnis gebe.

Altmaiers Geliebte wurde die Politik. Sie erlaubte ihm, nicht einen einzelnen Menschen zu umarmen, sondern eine ganze Gruppe, seine Partei oder gleich den ganzen politischen Betrieb. Vielleicht liegt es wirklich an den Genen, vielleicht hat er aber auch früh erkannt, wo seine Stärken liegen und wo eher nicht.

Während des Jurastudiums nahm ihn die Konrad-Adenauer-Stiftung in ihre Begabtenförderung auf, er besuchte mehr als hundert Seminare, zu jedem erdenklichen Thema. In seiner Wohnung liegt

ein DIN-A5-Heft, in dem er jedes Seminar vermerkt hat.

Nach dem Studium ging er als EU-Beamter nach Brüssel, schweren Herzens. Plötzlich wurde er von Kollegen zum Abendessen eingeladen. „Anfangs war das schrecklich“, sagt Altmaier. „Die haben über alles Mögliche geredet, über Fußball, über Kino, über Kinder. Aber kein Wort über Politik. Ich saß da und wusste nicht, was ich reden sollte.“

Die Tapas sind weg, es warten die Fajitas con carne, und Altmaier erzählt, dass die Politik für Leute wie ihn wie geschaffen sei. „Ich treffe sehr viele Menschen. Aber dann darf ich auch allein nach Hause, allein ins Bett.“ Er scheint tatsächlich wie gemacht für den Beruf des Politikers mit all seinen Abend- und Wochenendveranstaltungen. Man ist oft in Gesellschaft und trotzdem allein.

„Ich habe echte Privilegien“, sagt Altmaier. „Weil ich diese soziale Bindung nicht habe, kann ich auch kein schlechtes Gewissen haben.“ Seine Kollegen hingegen müssten viel Zeit mit der Familie verbringen. Und die restliche Zeit guckten sie Fußball. Altmaier mag keinen Fußball.

„Kommen Sie“, sagt er, als auch die Fajitas verputzt sind. „Wir gehen zu mir.“ Es ist jetzt kurz vor elf.

Altmaier schiebt sein Rad vorbei am KaDeWe und biegt in eine Seitenstraße. Er nimmt den Aufzug in den ersten Stock und öffnet die Tür zu seiner 280 Quadratmeter großen Altbauwohnung, in der er allein lebt. Nur hin und wieder kommt seine Mutter ein paar Tage zu Besuch. „Meine Theorie ist ja: Wenn Sie frisch verliebt sind, reicht einem auch ein Wohnwagen, dann brauchen Sie keinen Platz. Wenn Sie allein sein wollen, ist es herrlich, Platz zu haben.“

Altmaier ist der einzige Spitzenpolitiker, der andauernd Menschen in seine privaten Räume einlädt, mit denen er nur beruflich zu tun hat, Politiker, Wissenschaftler, Journalisten. Einmal war die gesamte Enquete-Kommission „Neue Medien“ samt Mitarbeitern bei ihm zu Gast, 35 Leute. Im Sommer saßen Sigmar Gabriel und Jürgen Trittin hier, es ging um die Endlagerfrage für den Atommüll. Da er selbst keine Grenze zwischen Politik und Privatleben zieht, kommt es Altmaier auch nicht in den Sinn, er könne den Menschen seine Privatheit aufdrängen. Er hat ja keine.

Die Jacken könne man hier drüben ablegen, sagt Altmaier, er führt ins Ankleidezimmer. Dort stellt er sich vor eines der vielen Gemälde. Der Adenauer komme bald weg, der gefalle ihm nicht recht, sagt Altmaier. „Aber hier, mein Freund Otto!“ Er deutet auf das Porträt Otto von Bismarcks. Man beachte bitte auch den Rahmen, ein Original von 1890. Dann die alte Holzkommode. „Habe ich bei Ebay ersteigert. Ich kaufe ohnehin viel bei Ebay.“ Ebay, der Flohmarkt für Leute,



Freunde Altmaier, Röttgen (M.) 1999*, CDU-Politiker Röttgen: „Ich habe mich intensiv mit Telegenität beschäftigt“

die gern allein sind, ist wie gemacht für ihn, genau wie das Twittern, das Altmaier so liebt. Knapp 30 000 Follower und doch kein ernster Kontakt.

Schließlich greift er nach einem silberfarbenen Teller, und es wirkt, als sei die ganze Führung auf diesen Teller hinausgelaufen, in dessen Rand ein lateinischer Spruch eingraviert steht: „E pluribus unum“.

Er liest ihn laut vor. „Na, was sagt Ihnen der Satz?“ Er lächelt, und noch bevor man reagieren kann, löst er das Rätsel selbst: „Das ist der erste Satz von Gutenbergs Doktorarbeit.“ Die Schale ist aus Washington, Altmaier hat sie in einem Souvenirshop gekauft. Den Satz hatte Karl-Theodor zu Guttenberg aus der „FAZ“ abgeschrieben, er war der Anfang seines Endes. „Das musste ich einfach kaufen“, sagt Altmaier. „Im Andenken an meinen Freund Gutti.“

Er zeigt noch das Esszimmer, die riesige Bibliothek, das Arbeitszimmer, das er sich extra weit von der Küche und somit vom Kühlschrank eingerichtet hat.

„Sie erlauben, dass ich die Schuhe aus und Pantoffeln anziehe?“ Er verschwindet kurz, bald kommt er mit einer Flasche Rotwein, zwei bauchigen Gläsern und schwarzen Stoffpantoffeln an den Füßen zurück. Er läuft ins Wohnzimmer und lässt sich auf dem geblümten Sofa nieder. Das rechte Bein legt er samt Pantoffel auf dem Sitzbezug ab. Jetzt ist es gemütlich. Jetzt lässt es sich reden.

Die Sache mit Guttenberg sei schon faszinierend, sagt Altmaier, und es klingt ein wenig Schadenfreude durch über den Sturz des Schönlings. Ebenso faszinierend sei die Sache mit Röttgen. Norbert Röttgen und er zogen 1994 zeitgleich in den Bundestag ein, sie wurden Freunde, auch wenn Röttgen telegener, schlanker, schöner war. „Der Norbert war der Hoffnungsträger“, erzählt Altmaier. „Ich hingegen wurde von denen geschätzt, die mich kannten. Aber mir wurde nie zuge-

traut, dass ich nach außen etwas hermachen, dass ich Politik vermitteln könne.“ Er schaut an sich herab, wie zum Beweis.

Altmaier glaubte, dass die Leute vom Fernsehen ihn ohnehin nicht einladen würden. „Ich war lange Zeit befangen, wenn ich im Fernsehen oder vor dem Bundestag reden sollte.“

Er greift nach dem Rotweinglas, die Pantoffelspitze malt Kreise in die Luft. „Ich habe mich intensiv mit Telegenität beschäftigt“, sagt er. „Es gibt Untersuchungen, die besagen, dass es attraktive Leute leichter haben. Da könnte ich Ihnen tausend Namen nennen, die das belegen.“ Er redet schneller als vorher, fast erregt.

In der Zeit, als die Telegenität eine große Rolle in der Politik spielte, sagte Altmaier im kleinen Kreis: „Die Angela Merkel steht eben auf die schlanken jungen

„Ich war lange Zeit befangen, wenn ich im Fernsehen oder vor dem Bundestag reden sollte.“

Männer.“ Wenige Jahre später sind die schlanken Männer vorerst gescheitert, und für Altmaier erfüllte sich ein Traum.

„Im Juni war ich erstmals in der SPIEGEL-Liste der 20 beliebtesten Politiker.“ Er nimmt einen kräftigen Schluck. „Tja, so ist das, mein Lieber.“

Es gibt Studien, die belegen, dass dicke Menschen eine beruhigende Ausstrahlung haben. Ein ganzes Land profitierte zur Wendezeit von der Statur Helmut Kohls, weil er im Ausland nicht den gefährlichen, sondern den gemütlichen Deutschen verkörperte. Gerade in Zeiten des Umbruchs scheint man den Dicken zu vertrauen.

Vielleicht wirkt Altmaier aber auch so vertrauenerweckend, weil sein Motiv, Politik zu machen, recht überschaubar ist. Es soll Kollegen geben, die auch deshalb nach oben drängeln, weil sie um die Anziehungskraft der Macht aufs weibliche Geschlecht

wissen. Bei ihm kann man dieses Motiv ausschließen, er ist zufrieden, wenn es etwas zu tun gibt und das Essen schmeckt.

Um 2.18 Uhr überlegt Altmaier, ob er eine weitere Flasche öffnen soll, lässt es dann aber bleiben. Am nächsten Morgen soll er früh auf einem Podium sitzen, um über die Energiewende zu reden. Er wartet noch auf dem Treppenabsatz, ob die Haustür nicht verschlossen ist. Dann winkt er zum Abschied.

Ein paar Tage später soll er im Senatsaal der Berliner Humboldt-Universität eine Grundsatzrede halten. Er habe schwer mit sich gekämpft, ob er kommen sollte, sagt Altmaier zur Begrüßung. Denn auch seine Vorgänger Gabriel und Röttgen hätten hier geredet. „Und kurz danach war ihre Herrlichkeit vorbei.“

Seit er Minister ist, lässt Altmaier keine Gelegenheit aus, um Spitzen gegen seinen früheren Freund zu verteilen. So entsteht der Eindruck, als habe Röttgen einen Scherbenhaufen hinterlassen, den er nun mühsam zusammenkehren muss. „Der Kollege Röttgen hat allein zweimal das Energieeinspeisegesetz geändert“, sagt Altmaier vor den Studenten. Die Folge seien „monatelanges Gewürge“ und steigende Stromkosten gewesen.

Als Röttgens Herrlichkeit vorbei war, drangen aus dem Kanzleramt Erklärungen für dessen Rausschmiss. Es habe viele Klagen gegeben, die Energiebosse, die Ministerpräsidenten, die Parteifreunde, alle hätten über Röttgens forsche und kompromisslose Art geklagt.

Gesucht wurde eine neue Kultur, ein Anti-Röttgen. Ein freundlicher, selbstironischer Mann mit ausgleichendem Wesen, ein wandelnder Runder Tisch. Einer wie Altmaier, der in brenzligen Situationen einen Käseteller holt und darauf achtet, dass seine Gesprächspartner einen warmen Pulli dabei haben.

„Mir geht es um eine neue Transparenz- und Diskussionskultur“, sagt er im Hörsaal. „Das ist der Grund, warum der nette Herr Altmaier ständig durchs Land reist und mit Tausenden Leuten redet.“

* Mit den CDU-Parteikollegen Hermann Gröhe (l.), Eckart von Klaeden (r.).

Als Altmaier in jungen Jahren zur Bundeswehr kam, war er unglücklich. Schon damals war er nicht gerade sportlich, der Wehrdienst schien eine Qual zu werden. Dann aber erfuhr er, dass ein Vertrauensmann für die Stube gewählt werden musste. Fortan hatte er eine Aufgabe. Er habe rund um die Uhr vermitteln können, erinnert er sich. „Mal wurden einem Kameraden Nacktfotos aus dem Spind geklaut, mal wurde einem nachts Schuhcreme auf den Hintern geschmiert – es gab eigentlich immer was zu tun.“ Und wenn das Essen mal wieder eklig war, ging Altmaier zum Vorgesetzten und sagte: „Herr Hauptmann, der Truppe schmeckt's nicht.“ So ähnlich stellt er sich das jetzt mit der Energiewende vor.

Vor den Studenten bekennt Altmaier, dass er als Parlamentarischer Geschäftsführer der Unionsfraktion erst eine Mehrheit für längere Laufzeiten der Atomkraftwerke organisiert habe und dann eine für den vorzeitigen Ausstieg. Er sagt das so freundlich, dass niemand auf den Gedanken kommt, ihm diese Wendigkeit übelzunehmen. Später erklärt er, dass er selbst gar nichts dagegen hätte, die AKW zehn Jahre länger laufen zu lassen. Aber es gehe nun mal um eine gesellschaftliche Befriedung. „Ob es in der Sache richtig ist, werden die Geschichtsschreiber feststellen. Aber bis es so weit ist, gilt es das jetzt zu organisieren.“ Es klingt, als sei die Organisation ein Selbstzweck, als sei das Ergebnis fast egal.

An einem Samstag im Oktober steigt Altmaier in seine Dienstlimousine und äußert eine dringende Bitte. „An der ersten Raststätte halten Sie bitte an. Da machen wir ordentlich Mittag.“ Der Fahrer nickt, er hat den Beifahrersitz fast bis zum Handschuhfach vorgefahren.

Gerade hat Altmaier versucht, die Junge Union auf deren Deutschlandtag in Rostock von seinem Projekt zu überzeugen, aber es war mühsam, die CDU will seine Energiewende nicht, genauso gut hätte er bei den Grünen für eine Lockerung der Waffengesetze werben können.

Als der Wagen auf die Autobahn rollt, erneutes Drängeln: „Sie vergessen mir bitte die Raststätte nicht.“ Altmaier wirkt jetzt weniger glücklich als an dem Abend in seiner Wohnung. Er weiß nun, wie schwer es ist, seine Partei von der Energiewende zu überzeugen. Die Ministerpräsidenten des Nordens streiten sich mit denen des Südens, die Energieriesen mit den Wind- und Solarfirmen. Und das Treffen mit Gabriel und Trittin in seiner Wohnung brachte auch keinen Erfolg. Taktikprofis wie sie kann man nicht mit Käsetellern oder Wraps befrieden.

Es scheint, als stoße auch die Methode Altmaier an ihre Grenzen. Vielleicht brauchte es doch etwas mehr Idealismus für ein Projekt wie die Energiewende, zumindest eine klare innere Überzeugung.

einträglich

Sicherer Basiszins plus
attraktiver Gold-Bonus.

Zinsen bis zu

1,25%_{p.a.} + 4%^{*}_{p.a.}

Gold-Bonus bis zu

Postbank Gold-Sparen

UNTERM STRICH ZÄHL ICH.

- www.postbank.de
- 01803 2881 (9 Cent/Min.)*
- Postbank Finanzcenter
- Postbank Finanzberatung, gerne auch bei Ihnen zu Hause

 **Postbank**

gung. Vielleicht reicht es nicht zu sagen, dass man die Dinge so oder so regeln könne, Hauptsache sie würden geregelt. Vielleicht müsste Altmaier mal den Mut aufbringen, alles auf eine Karte zu setzen.

Das aber ist schwierig für einen, dessen Geliebte die Politik und dessen Familie die Partei ist. Er hätte es vermutlich leichter, wenn er ein anderes, distanzierteres Verhältnis zur Politik hätte. Altmaier aber hängt auch deshalb so an ihr, weil ihm die anderen Spielfelder des Lebens fehlen. Auch daher rührt wohl seine Liebe zum Kompromiss, seine Scheu, sich unbeliebt zu machen. Er möchte es sich mit niemandem verschmerzen. Was bliebe ihm denn ohne die Politik?

Seine Limousine rollt auf die Raststätte Recknitz-Niederung. Am Eingang zum Restaurant entschuldigt er sich. „Das ist zwar nicht die größte Raststätte, aber wir werden schon ein Schnitzel finden.“ Kurz darauf sitzt er vor einem großen „Schnitzel Champion“ mit Pommes und sagt „guten Aperitif“, so wie andere gern „zum Bleistift“ sagen.

Er sei ja ein großer Freund von Raststätten, erzählt er. „Man kann da wunderbar mal 'ne Stunde privat sein.“ Pause. „Schön essen.“ Pause. „Leute gucken, die Landschaft genießen.“ Er schaut hinaus, aber da ist nur ein Parkplatz.

Neulich, da sei er auf einer besonders guten Raststätte gewesen, mit Buffet und All you can eat. „Man konnte so viel auf den Teller tun, wie man wollte. So viel Schnitzel, wie man wollte. Wunderbar.“

Man sitzt ihm gegenüber und fragt sich nun, woher all das kommt, die vielen Schnitzel, die riesige Wohnung, diese Maßlosigkeit? Kann es sein, dass er am Ende doch nur eine gewisse Leere kompensiert? Dass es zwangsläufig Folgen hat, wenn gewisse Bereiche des Lebens einfach wegfallen, die Libido, die Verantwortung für einen geliebten Menschen?

Nach der Stärkung, die ernährungswissenschaftlich eher eine Schwächung ist, ist Altmaier wieder besserer Dinge. Er suche nach einem Bild mit Symbolkraft, sagt er, so wie Klaus Töpfer damals mit roter Badekappe durch den Rhein geschwommen sei, um auf die Sauberkeit der Flüsse aufmerksam zu machen. So was Ähnliches wäre toll, nur eben mit der Energiewende. Später im Auto erzählt er, dass man an solchen Tagen wieder mal sehen könne, welche Vorteile sein Leben habe. „Deutschlandtag in Rostock an einem Samstag – da hätten die meisten ordentlich Ärger mit der Familie.“

Um 17 Uhr hält der Wagen vor seiner Wohnung neben dem KaDeWe. „Und, was machen Sie jetzt noch?“, fragt Altmaier. Man erklärt ihm kurz das Programm für den Samstagabend. Und Sie?

„Ach“, sagt er. „Ich denk, ich leg mich jetzt 'ne Stunde hin. Und dann fahr ich schön ins Büro.“



Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz im Dom von Fulda: „Ungeheuerliche Pflichtverletzung“

KIRCHE

Theologischer Tripper

Katholische Hassprediger hetzen im Internet gegen Juden, Schwule und Kirchenreformer. Auf der Website finden sich auch Beiträge von Priestern.

Die anonymen Autoren reagierten, wie man es von ihnen kennt: mit Hohn und Häme.

Mehrere Versuche hatte es in den vergangenen Wochen gegeben, die Macher der Internetplattform *kreuz.net* zu enttarnen, alle waren fehlgeschlagen. Auf der Seite sind Titelzeilen zu finden wie „Den Holocaust hat es nie gegeben“ oder „Lass tausend Goebbels blühen“. Mal wird über die „widernatürlichen Homo-Gestörten“ in der „Abtreiber- und Sodomisten-Stadt Berlin“ gehetzt, mal über die „dekadente Konzilskirche“, deren Bi-

schöfe zu viel mit „Protestanten“ verhandelt. Der Tod des Komikers Dirk Bach wird mit den Worten gefeiert: „Jetzt brennt er in der ewigen Homo-Hölle.“

Wer hinter der Plattform steckt, ist nicht bekannt, und die Macher scheinen sich sicher zu sein, dass sich daran nichts ändern wird. Über die jüngsten Bemühungen um Aufklärung schrieb einer von ihnen: „Satan hat gegen Gottes eigenes Portal keine Chance.“

Teufel hin oder her – jedenfalls scheiterte das Bundesamt für Verfassungsschutz ebenso wie eine Hackergruppe des



Robert Spaemann

„Da kann doch etwas nicht stimmen“

Papst Johannes XXIII. war ein fast schon ruchloser Optimist. Doch: „Die Kirche hat sich immer in einem Kampf befunden.“

Weiterlesen: 7 Lesermeinungen
Ach, die dummen Italiener
Der Reichs-Propagandalakai ist auch dabei



Bischof Richard William...

Ausschluß doch im Zusammenhang mit der Gaskammer-Anfrage?

Der eingeschüchterte deutsche Sprecher der Piusbruderschaft hat den verleumderischen Erpressungs-Medien gesagt, was sie hören wollten.

Weiterlesen: 78 Lesermeinungen
Wo liegt das wirkliche Problem?
Eine Empfehlung für Maria Valtorta



Der Reichssender Wien ...

Pädophile bei der 'Ungehorsams-Initiative'

Es ist ein Faktum, daß praktisch alle Mißbrauchs-Priester aus dem altliberalen Lager stammen. Doch Hw. Helmut Schüller findet die richtigen Worte.

Chaos Computer Clubs beim Versuch, die Hintermänner zu identifizieren. Die Verfassungsschützer räumen ein, „derzeit keinerlei Erkenntnisse über die Organisatoren der Website“ zu haben. Auch die Computerexperten wissen kaum mehr, als dass die Website, 2002 auf den Namen eines Österreichers in Panama registriert, seit 2004 von Server zu Server wandert, angeblich von Arizona und Kalifornien nach Kanada oder Rumänien.

Ein Berliner Verlag versucht es nun mit Geld und bietet 15000 Euro Belohnung für Informationen über deutsche Hintermänner („Stoppt Kreuz.net“). Bis Freitag gingen rund 600 Hinweise ein.

Bisher gibt es nur Gerüchte und vage Hinweise: Laut einem ehemaligen Autor existieren drei oder vier Anlaufstellen, eine Gruppe im Raum Köln/Aachen, eine andere in St. Pölten/Linz, dazu ein Einzelkämpfer im schweizerischen Chur. Und ein gelegentlicher Mitarbeiter hatte auf Facebook den inneren Kreis auf 14 Personen beziffert, darunter angeblich ein Bischof, neun Priester, ein Diakon,

ein bayerischer Landtagsabgeordneter und zwei Nichtkatholiken.

Auch die Deutsche Bischofskonferenz weiß nach eigenen Angaben nicht, wer das Portal betreibt, das Hetze als „katholische Nachrichten“ verbreitet. Er gehe davon aus, „dass keine Mitarbeiter im kirchlichen Dienst Informationen an kreuz.net geben oder sich als Autoren diffamierend betätigen“, schrieb Sekretär Hans Langendörfer dem Bundestagsabgeordneten Volker Beck (Grüne). Andernfalls „würde es sich um eine ungeheuerliche Pflichtverletzung handeln, die für den kirchlichen Dienstgeber nicht hinnehmbar wäre“.

Doch die anonymen Administratoren und Autoren sind nur die eine Seite von kreuz.net. Die andere bilden Schreiber, die Beiträge mit Namen kennzeichnen. Sie verfassen nicht die schlimmsten Artikel, nicht die volksverhetzenden, antisemitischen, menschenverachtenden; aber ihre Texte stehen neben diesen anderen und machen die Seite noch gefährlicher, weil sich diffamierende Texte zwischen diskussionswürdigen verstecken können.

Hält die Bischofskonferenz das Engagement auch dieser Autoren für nicht hinnehmbar? Unternimmt sie alles, um das Treiben dieser namentlich bekannten Katholiken zu unterbinden? Reichen die Distanzierungen und die Strafanzeigen, die nichts brachten, wirklich aus?

Die Bischofskonferenz lässt mitteilen, dass ihr keine solchen Schreiber bekannt seien. „Unsere eigenen Recherchen stoßen deshalb an Grenzen, weil die Autoren namentlich gezeichneter Artikel für uns nicht auffindbar sind“, sagt der Bischofskonferenz-Sprecher Matthias Kopp.

Wer aber auf den kreuz.net-Seiten stöbert, im Archiv auch ältere Artikel anschaut und den seit Jahren vorliegenden Hinweisen von Kritikern Beachtung schenkt, stößt auf mindestens zwei Dutzend deutschsprachige Autoren mit kirchlichem Hintergrund: Ordensbrüder, Kirchenangestellte, Gremienmitglieder und andere. So finden sich Texte von:



kreuz.net-Autor Hecker
„Asozialer Kulturschrott“

- Prälat Georg May aus dem Bistum Mainz, dem Anfang des Jahres von Papst Benedikt XVI. der Ehrentitel Apostolischer Protonotar verliehen wurde, über die angeblich schädlichen Reformen in der Kirche („Jetzt kommt die Quittung für den unseligen, heillosen ökumenischen Betrieb“; „Jetzt kommt die Quittung für die verderblichen Religionsbücher, welche die Bischöfe zugelassen haben“);
- Pfarrer Hendrick Jolie aus dem Bistum Mainz, einem der Sprecher des Netzwerks katholischer Priester, dem rund 500 Geistliche angehören, über den vermeintlichen Ausverkauf der Kirche („Sogar der tridentinisch orientierte Reaktionär bekommt seine Nische“);
- Priester Reto Nay, der von Chur aus einem rechtskatholischen Videoportal namens gloria.tv zuliefert und die Verbreitung seiner Veröffentlichungen über kreuz.net ausdrücklich gutheißt („Das freut mich“); der Bischof von Chur ermahnte ihn.

Es ist schwer nachzuvollziehen, dass die Deutsche Bischofskonferenz die offen auftretenden Autoren für „nicht auffindbar“ hält. Zudem hätte sie den Werbekunden nachspüren können, die sich naheliegenderweise nicht tarnen. So fanden sich auf der Website Anzeigen für das im Erzbistum Berlin gelegene „Institut St. Philipp Neri“, das sich der „Pflege der katholischen Tradition“ widmet. Es wurde 2004, wie dessen Chef Gerald Goesche betont, „unter aktiver Unterstützung durch Kardinal Joseph Ratzinger, unserem heutigen Papst Benedikt XVI., offiziell als Gesellschaft päpstlichen Rechts anerkannt“.

Zu den besonders aktiven Autoren zählt ein Religionslehrer aus Limburg, Hubert Hecker, der vor wenigen Wochen in Ruhestand ging. Er verfasste seit 2006 mehr als hundert Artikel für die Internetseite, sie tragen Überschriften wie „Heilmittel gegen den theologischen Tripper“, „Heil den Meinungswächtern“ oder „Asozialer Kulturschrott aus Amerika“.

Warum diese Hetze? Hecker überlegt kurz, dann sagt er: „Ich hetze nicht, ich will meine Meinung unzensuriert kundtun. Ich habe das wie alle anderen gehalten. Es läuft so: Ich schicke meine Texte per E-Mail dahin und fertig. Kurz darauf sind sie online. Seit 2010 schreibe ich nicht mehr unter meinem Namen, warum, muss ich Ihnen nicht sagen.“

Hecker scheint sich nicht daran zu stören, dass seine Texte neben anderen erscheinen, die der Verfassungsschutz als verfassungswidrig einstuft. Er schreibe auch gern Leserbriefe an die Regionalzeitungen, er schimpft über die „Kampagnen und Verleumdungen“ der Medien gegen ehrbare Bischöfe. Und er findet, dass bei kreuz.net „wichtige Debatten“ geführt würden.

PETER WENSIERSKI

KRIMINALITÄT

Die Wut eines Boxers

Der Hauptverdächtige der tödlichen Prügelattacke vom Berliner Alexanderplatz war justizbekannt. Ist der Fall ein neues Beispiel für die Überforderung des Jugendstrafrechts?

Er sitzt in einem Café im Berliner Wedding, seine Fäuste sind angeschwollen, blutig – wundgehaue. „Wir haben gestern einen Typen totgeschlagen“, erzählt Onur U. seinen Kumpele und pustet den Rauch seiner Wasserpfeife in die Runde. Ein Freund, der an jenem Sonntag mit dabei war, erinnert sich, wie Onur U. sagte: „Ich hab’s dem Typen voll gegeben“; er habe stolz gewirkt, in seiner Stimme keine Reue. „Es war wie immer“, sagt der Freund, „Onur bereut nie.“

Als Onur U. an jenem Nachmittag von der Prügelei erzählt, liegt Jonny K., das Opfer der Attacke, noch im Koma. Später wird ein Zeuge aussagen, dass die Angreifer auf Jonnys wehrlosen Körper wie auf einen Fußball eingetreten haben. Dass sie einen Kreis um ihn gebildet und immer wieder auf ihn raufgesprungen seien. Und der Obduktionsbericht stellt fest: „Infolge der Gewalteinwirkung gegen den Kopf und des Sturzes auf den Boden“ sei bei dem Opfer „eine zum Tode führende Hirnblutung eingetreten“.

Da war sie wieder, diese Gewalt, so wahllos, grundlos, gnadenlos, die über Menschen hereinbricht wie eine Naturkatastrophe. Verübt von jungen Männern, die unberechenbar sind, oft unbelehrbar, die austicken wegen eines Blicks, einer Geste, eines Wortes.

Onur U., 19 Jahre alt, 1,81 Meter groß, gilt als der Hauptverdächtige jenes mörderischen Geschehens am Berliner Alexanderplatz. Drei von sechs Tatverdächtigen sind flüchtig, drei wurden in der vergangenen Woche festgenommen, zwei von ihnen kamen wieder frei, einer blieb in Untersuchungshaft. Für die ermittelnde Berliner Mordkommission sind noch viele Fragen offen, etwa wer von den sechs tatsächlich zugeschlagen hat oder wer womöglich nur untätig zusah, als Jonny K. wehrlos auf dem Pflaster lag.

Der tödliche Exzess erschütterte nicht nur die Bundeshauptstadt; er befeuert auch die Kontroverse um den Umgang mit jugendlichen und heranwachsenden Gewaltverbrechern (SPIEGEL 18/2011). Denn Onur U., ein in Berlin geborener Deutscher, ist als Faustkämpfer einschlägig bekannt. Viermal schon stand er vor Gericht. Und so beginnt nach der Diskussion um sogenannte Intensivtäter die



Späteres Opfer Jonny K.
Wehrlos auf dem Pflaster

Debatte von neuem, wie eine Gesellschaft umgehen soll mit jungen Männern, die sich nicht durch Arbeitsauflagen und auch nicht durch ein paar Tage hinter Gittern vom falschen Weg abbringen lassen.

Null Toleranz? Wegsperren? Abschieben? Ist ein Jugendstrafrecht, das Jugend Erziehungsrecht sein will, bei ihnen zum Scheitern verdammt?

Die kriminelle Karriere des Onur U. begann schon vor Jahren. Das Amtsgericht Tiergarten verurteilte ihn am 29. September 2010 wegen Körperverletzung.

Da war sie wieder, diese Gewalt, die über Menschen hereinbricht wie eine Naturkatastrophe.

Der Jugendrichter beließ es bei einer Weisung. Darunter versteht das Jugendstrafrecht etwa die Teilnahme an sozialen Trainingskursen oder am Verkehrsunterricht. Weisungen sollen die „Lebensführung des Jugendlichen regeln“ und dadurch die „Erziehung fördern und sichern“, heißt es im Gesetz. Doch bei U. liefen die Maßnahmen offensichtlich ins Leere.

Denn im Mai 2011 musste er sich erneut vor Gericht verantworten. Bei einer Kontrolle hatte die Polizei bei ihm ein Butterfly-Messer gefunden. Der Jugendrich-

ter sprach wieder eine Weisung aus, Onur U. musste „Arbeitsleistungen erbringen“.

Hätte der Richter anders geurteilt, wenn ihm bekannt gewesen wäre, dass Onur im Kiez einen Ruf als „Stecher“ hat? „Ich weiß gar nicht, wie oft Onur mit seinem Butterfly zugestochen hat und die Bullen nichts davon mitbekommen haben“, sagt einer der Jungs im Kiez. Zuletzt habe er bei einer Prügelei versucht, einem Gegner ins Herz zu stechen, sein Messer sei aber in der Lederjacke hängen geblieben und der Angegriffene unverletzt. Zur Polizei ging damals niemand, eine Sache der Ehre für die Jungs im Wedding. So was klären echte Männer unter sich, auf der Straße.

Vermeintliche Ehrbegriffe wie das Nicht-Anzeigen von Straftaten erschweren eine adäquate Anwendung des Jugendstrafrechts zusätzlich. „Es kommt immer wieder vor, dass das Jugendstrafrecht in gewissen Subkulturen ins Leere läuft, weil Dinge intern geklärt werden“, sagt der Direktor des Instituts für Kriminologie der Universität Tübingen, Hans-Jürgen Kerner. „Selbst wenn Täter vor Gericht landen, hat man in subkulturellen Milieus das Problem, dass Zeugen den Mund halten oder butterweich aussagen.“

Drei Monate nach der zweiten Verurteilung von Onur U., im August 2011, wird ein weiterer Vorfall aktenkundig: Wieder hat er jemanden verletzt, der Richter ordnet zehn Stunden „Freizeitarbeit“ an.

Zur Besinnung kommt Onur U. dabei offenbar nicht. Am 11. Oktober 2011 ist er im Smart seiner Mutter unterwegs, er steht im Stau, schwenkt wiederholt auf den Fahrradstreifen, wo es zu einer Beinahekollision mit einem Fahrradkurier kommt. Flüche werden ausgetauscht, bis Onur aussteigt, den Radfahrer verfolgt, ihn gegen eine Hauswand drängt und ihm, so stellt das Gericht später fest, einen Fausthieb mitten ins Gesicht versetzt.

Den Jungs im Wedding schildert Onur die Tat in anderen Worten: Sein Opfer habe ihn beleidigt, er habe die Handbremse gezogen und den Mann umgehaue. „Ich hab seine Mutter gefickt“, prahlt er.

Es ist die Art von Geschichten, die Onur U. gern im Kiez erzählt: Die Leute sollen denken, Onur ist ein harter Kerl, Onur ist mit den krassen Typen vom Wedding unterwegs, Onur kennt die Türsteher der Szene, die Dealer der Stadt. Die Leute sollen sagen, er ist wie sein Onkel, der vorbestrafte Koksdealer, sie sollen sagen, seine Fäuste fliegen so schnell wie die von seinem anderen Onkel, einem früheren Boxchamp.

Seine Freunde sagen, Onur brauche die Aufmerksamkeit. Die Jungs aus seinem alten Boxclub hatten es mit ihren Fäusten in die Profiligas geschafft, fuhren in Trainingslager nach Wien, nach Kroatien, zu Kämpfen bis nach Irland. Onur schaffte es für einen Kampf nur bis nach Leipzig.

GEORG MORITZ / ACTION PRESS



Tatort Alexanderplatz: „Wir haben gestern einen Typen totgeschlagen“

Onur träumte von einer großen Karriere als Boxer, er wollte in die Fußstapfen seines Onkels treten, seinen Vater stolz machen. Onur trat im Halbschwergewicht an, einige Zeit trainierte er im Schul- und Leistungssportzentrum, schaffte es an die „Eliteschule des Sports“. Das Zentrum hat schon viele Olympiateilnehmer hervorgebracht. Doch dafür braucht es Disziplin, Willensstärke und Gehorsam – Eigenschaften, die Onur, der eine Ausbildung zur Logistikfachkraft bei der Bundeswehr nach zwei Monaten abbrach, offenbar fehlten.

In der Sporthalle wacht ein Poster von Muhammad Ali über die Nachwuchsboxer. „Er war talentiert, aber nicht ganz so fleißig“, sagt ein ehemaliger Trainer. Onur quälte sich ungern, sagen andere. Habe gern eine Pause eingelegt, wenn der Trainer mal nicht hinschaute. Habe über Klamotten, Frauen und Autos geredet statt über Taktik.

Im vergangenen Jahr trat Onur bei den Berliner Meisterschaften an. Er kam bis ins Halbfinale. In seiner Ringecke stand der Trainer seines Heimatclubs Verein Schöneberger Boxfreunde 24. Der Junge habe ihm nicht zugehört, sagt der Coach. Die Rufe seiner Freunde am Ringrand seien für Onur immer wichtiger gewesen. In der letzten Runde habe er nur noch wild um sich geschlagen, vergebens. „Er war ein ängstlicher Boxer, er war nie ein Großer“, sagt der Trainer. Es war Onurs letzter Kampf im Ring.

„Onur hat nie irgendjemanden richtig stolz gemacht“, sagt sein Freund. Sein Vater habe an jenem Tag in den Ring gerufen: „Onur, du bist eine Schande für unsere Familie.“ Nach dem verlorenen Fight meldete sein Vater ihn aus dem Boxverein ab.

Auch zu Hause habe es immer Ärger gegeben, glaubt einer von Onurs Kumpels zu wissen. Auf der Suche nach Halt, nach neuen Freunden habe er versucht, bei den Bandidos mitzumischen, bei den Hells Angels. Er habe die großen Drogendealer im Kiez beneidet, aber keiner habe ihn wirklich dabeihaben wollen. „Onur war ein Angsthase“, sagen Bekannte. Onurs Opfer seien meist Schwächere gewesen. Wenn er gemerkt habe, dass seine Gegner stärker sind, sei er unter parkende Fahrzeuge gekrochen. „Warst du mit Onur unterwegs, war Ärger programmiert“, sagt einer seiner Partyfreunde.

Im vergangenen Juni muss sich Onur vor dem Amtsgericht Tiergarten wegen der Attacke gegen den Fahrradkurier verantworten. Der Jugendrichter verurteilt ihn wegen Körperverletzung in Tateinheit mit Nötigung. Onur U. kommt für zwei Wochen in den Dauerarrest, er muss zum Anti-Gewalt-Seminar und den Führerschein für zwei Monate abgeben.

Es gibt Experten, die halten solche Anti-Gewalt-Kurse für zwecklos. „Keine

Statistik oder Studie belegt, dass diese Angebote einen positiven Effekt auf die Rückfälligkeit haben“, sagt Werner Sohn von der Kriminologischen Zentralstelle in Wiesbaden. Zwar hätten Psychologen messen können, dass etwa die Empathiefähigkeit während der Maßnahmen steigt. Man wisse aber auch, dass sie anschließend wieder sinkt.

Was also dann? Sinnvoller sei, sagt Sohn, Wiederholungstätern ein besseres soziales Umfeld zu verschaffen. „Selbst beste Vorsätze halten nicht lange, wenn jemand in seine alte Clique zurückkehrt.“

Onur U. bleibt auch nach Arrest und Anti-Aggressions-Training derselbe. Vor seinen berühmten Partynächten geht er ins Fitness-Center, pumpt dort seine Muskeln, lässt sich im Kosmetikstudio die Augenbrauen zupfen, die Mitesser ausquetschen, rasiert sich akkurat, gelt die braunen Haare nach hinten, wirft einen langen schwarzen Ledermantel über.

Auf Partybildern sieht man einen jungen Mann, oft im schwarzen Hemd, ein breites Lächeln im Gesicht und Frauen in kurzen Röcken an seiner Seite. Friedlich sollen solche Abende selten geendet haben. „Nach jeder Party musste Onur irgendeinem Opfer auf die Fresse schlagen“, erinnert sich ein Freund.

So wie in den frühen Morgenstunden des 14. Oktober am Berliner Alexanderplatz? Anhand von Zeugenaussagen hat die Polizei zumindest den groben Ablauf des Geschehens rekonstruieren können.

Demnach feiern in jener Nacht Täter und Opfer nur wenige hundert Meter voneinander entfernt. Die Beschuldigten auf der After-Show-Party des türkischen Popstars Murat Boz in der Bar Cancun: Sie tragen Sakkos und Lederjacken, trinken Whiskey-Cola und tanzen zu Türk-Pop. Die Gruppe um das spätere Opfer Jonny K., der an diesem Abend ein Indianer-T-Shirt, Adidas-Schuhe und ein Basecap mit der Aufschrift „Last Kings“ trägt, feiert im Mio eine große Geburtstagsparty. Hier gibt es Wodka-Red-Bull. Die Freunde von Onur nennen das Mio „den Edelclub von Berlin“, sie sagen: „Da siehst du nie Schwarzköpfe, da lassen sie uns nicht rein.“

Getrunken wird auf beiden Partys reichlich, es ist kurz vor vier. Im Mio wird einem von Jonny K.s Freunden schlecht, er muss sich übergeben, ein anderer nimmt ihn auf den Rücken und trägt ihn Richtung Bahnhof Alexanderplatz. Jonny will helfen und begleitet seine Freunde. Sie wollen den Betrunkenen schnell ins Taxi setzen, dann ins Mio zurück.

Wenige Meter entfernt will auch Onur weiterfeiern. Im Cancun aber habe er nicht länger bleiben wollen, sagen seine Freunde, es habe wieder Ärger gegeben. Onur sei ein Schnacker, der auch gern mal die Klappe zu weit aufreißt, wie an-



Tatverdächtiger Osman A. (r.)

Wer hat geschlagen, wer hat zugeesehen?

geblich auch in jener Tatnacht. „Ich habe das Mädél gefickt, sie ist eine Schlampe“, soll er über eine der Anwesenden gesagt haben. Die junge Frau habe daraufhin mit ihren Cousins gedroht.

Onur habe den Club verlassen, und dann haben sich laut Zeugenaussagen die späteren Beschuldigten am Ausgang des Cancun getroffen.

Zufällig kommen kurz darauf Jonny K. und seine Freunde vorbei: K.s Beglei-

„Onur ist immer der Erste, der zuschlägt, und der Letzte, der nachtritt“, behauptet ein Freund.

ter, der den betrunkenen Kumpel trägt, kann nicht mehr. Er bittet Jonny, von der Terrasse eines Straßencafés einen Stuhl zu holen. Als Jonny den schwarzlackierten Metallstuhl hinter seinen Freund stellt und dieser den betrunkenen Kumpel draufsetzen will, kommt Onur U. hinzu und reißt von hinten den Stuhl weg – so dass der Betrunkene zu Boden fällt.

Jonny fasst Onur an die Schulter und will ihn zur Rede stellen, doch der schlägt – so berichten Zeugen – sofort zu: gezielte Boxhiebe, mitten ins Gesicht,

immer wieder. „Onur ist immer der Erste, der zuschlägt, und der Letzte, der nachtritt, man kriegt ihn nicht weg von seinen Opfern“, behauptet sein Freund.

Was danach geschieht, ist noch nicht vollständig ermittelt, die Angaben der Zeugen sind teils widersprüchlich: So soll ein Teil der Begleiter von Onur U. ebenfalls auf Jonny K. eingeschlagen und ihn getreten haben, selbst dann noch, als dieser längst wehrlos am Boden lag.

Ein anderer Teil der Gruppe soll sich mit K.s Freund, der den Kumpel trug, geprügelt haben: Der Angegriffene erlitt ebenfalls schwere Verletzungen, zahlreiche Prellungen, eine Verletzung am linken Auge und einen Jochbeinbruch.

Um 4.13 Uhr – Jonny K. liegt leblos auf dem Alexanderplatz – ziehen die Angreifer Richtung U-Bahnhof ab.

Am Nachmittag, berichten Zeugen, sei U. noch einmal in dem Weddinger Café aufgetaucht und habe mit der Prügelei geprahlt. Dann sei er verschwunden – er geht nicht mehr an sein Handy und hat seinen Facebook-Account offline gestellt.

Onur soll gemeinsam mit seinem Vater in die Türkei geflohen sein, in einem grünen Mercedes Vito, mit eingebauten Mini-Flachbildschirmen. Den Freunden, die anrufen, erzählt seine Mutter, dass Onur mit dem Vater dringend in die Türkei musste. Das Strandhaus renovieren.

Bis vorigen Freitag fahndete die Polizei noch immer nach Onur U. und zwei seiner mutmaßlichen Mittäter, Husein I. und Bilal K. Auch die Ermittler vermuten Onur im Heimatland seiner Familie.

Zwei andere Beschuldigte erschienen in der vergangenen Woche freiwillig bei der Polizei – in Begleitung ihrer Anwälte. Die beiden haben umfangreich ausgesagt und durften vorerst wieder gehen. Als Einziger der sechs Tatverdächtigen sitzt Osman A., 19, in Untersuchungshaft. Nach Angaben seines Verteidigers Ulrich Dost wollte sich A. ebenfalls stellen, wurde aber zuvor von der Polizei festgenommen. „Nach derzeitigem Ermittlungsstand“, so Dost, „ist nicht erkennbar, dass meinem Mandanten der Tod des Opfers zuzurechnen ist.“

Vorigen Mittwoch sitzen die Eltern von Osman A. auf ihrem Sofa in einem Altbau im Berliner Wedding, in der Küche sind 20 Freunde der Familie, im Wohnzimmer läuft der Fernseher, n-tv bringt einen Bericht über die Festnahme von Osman A. Seine Mutter bricht in Tränen aus, seine Oma hält ein Bild des Enkels in den Händen. „Er ist doch noch ein Baby, er kann niemanden töten“, sagt sie.

„Mein Sohn ist ein ordentlicher Junge“, sagt seine Mutter. „Er macht eine Ausbildung, seinen Führerschein, er hat keine Vorstrafe – mein Sohn kann noch nicht einmal ein Huhn scheuchen.“

SVEN BECKER, ÖZLEM GEZER, SVEN RÖBEL, HOLGER STARK, ANTJE WINDMANN



CDU-Politiker Wulff, Kohl 1994

Mal Staatsmann, mal Zuchtmeister

BÜCHER

Kanzler pur

Die Lageberichte Helmut Kohls im CDU-Vorstand werden veröffentlicht – und bieten im O-Ton, wie rüde er über politische Gegner, Parteifreunde und Medien urteilte.

Der Kanzler ist erleichtert. Acht Kilogramm hat er bei seiner alljährlichen Fastenkur in Bad Hofgastein verloren. Jetzt sitzt Helmut Kohl erholt in Bonn am Schreibtisch – doch der Blick in die Presse vermiest ihm sofort die gute Laune. Es gibt wieder einmal Streit in der Koalition, im CDU-Bundesvorstand holt er deshalb zum Rundumschlag aus.

Die eigenen Truppen sollten die SPD endlich angreifen, und zwar alle gemeinsam, poltert der Kanzler. „Wir können keine Arbeitsteilung brauchen, dass drei oder vier in der Union bei den Sozialdemokraten den Wadenbeißer machen, und die anderen sind vornehme Leute.“ Auch auf die Presse entlädt sich sein Zorn: SPIEGEL und „Stern“ seien nichts anderes als – Originalton Kohl – „Exkrementblätter“.

Nachzulesen ist der Wutausbruch aus dem Jahr 1994 in einem dicken Wälzer, der jetzt im Droste Verlag erschienen ist und einen einmaligen, weil ungeschminkten und unmittelbaren Blick auf den Altkanzler erlaubt*. Das Buch bietet Kohl pur: Auf weit über tausend Seiten finden sich die „Berichte zur

Lage“, 113 an der Zahl, die der CDU-Chef zwischen Ende 1989 und Ende 1998 im Bundesvorstand seiner Partei vortrug – meist frei anhand einiger schriftlicher Notizen.

Das Konvolut, das auf Abschriften von Tonbandaufzeichnungen basiert, hat hohen Unterhaltungswert – und macht vor allem eins deutlich: Kohls Parteifreunde im Vorstand mussten tapfer sein. Der Pfälzer monologisierte über seine Partei, den Zustand der Koalition, zurückliegende oder bevorstehende Wahlen, den politischen Gegner und was sonst innen- und außenpolitisch anlag.

Seine Selbstdarstellung bewege sich dabei „zwischen den Rollen des aufs Ganze hin denkenden Staatsmanns und des disziplinierenden Zuchtmeisters“, schreiben die Bearbeiter Günter Buchstab und Hans-Otto Kleinmann in ihrer Einleitung. „Das konnte mitunter bis zu regelrechten Schimpfkanonaden gehen.“

Sein gestörtes Verhältnis zu weiten Teilen der Medien nahm bisweilen paranoide Züge an – etwa wenn sich der Oberchristdemokrat über die „linke Hilfsmafia“ empörte, die die SPD mobilisieren könne. Besonders vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen fühlte er sich „hinterfotzig“ dargestellt und „systematisch in eine Ecke gedrängt“.

Selbst in der Fußball-Berichterstattung des ZDF-„Sportstudios“ sah sich Kohl diffamiert. „Da laufen die Kicker übers Feld, und bei Freiburg, einem mir sehr sympathischen Verein, spielt einer, der namens-

gleich mit mir ist, und dann sagt dieser Kommentator zum Spiel, der Kanzler habe wieder einmal versagt, der Kohl habe den Pass nicht erreicht, was zumindest im zweiten Satz wahr war“, erregt sich der echte Kohl in einer Sitzung im April 1994. „Natürlich kann man sich über so was amüsieren, aber hier wird auch ein System offenbar.“

Der Groll, so scheint es, wird größer, je näher das Ende seiner Kanzlerschaft rückt. Im Juni 1998 wütet Kohl, die Medien würden „gegen die Union“ arbeiten, „nicht um uns zu stürzen, sondern um uns zu vernichten“. Man müsse „ungewöhnlich dumm, um nicht zu sagen bescheuert sein, wenn man dieses Konzept nicht erkennt“.

Wer sich heute über den Dauerzoff in der schwarz-gelben Koalition wundert, den befehlen die Kohl-Protokolle, dass es damals keinen Deut besser war. Mehr als einmal beklagt sich der Unionschef über das „miserable Bild“, das man abgebe. Parteifreunde, die sich öffentlich kritisch äußern, werden zurechtgestutzt.

Das erlebt im Januar 1997 etwa Christian Wulff, seinerzeit CDU-Oppositionsführer in Niedersachsen, der im Fernsehen die Profillosigkeit der Bundesregierung gerügt hatte. Wulffs Kritik habe „dem Fass den Boden ausgeschlagen“, zürnt Kohl vor versammelter Führungsmannschaft. „Ich weiß nicht, was in Ihrem Kopf vor sich geht. Das ist ein Verständnis von Kameradschaft und Miteinander in einer Partei, das für mich völlig inakzeptabel ist.“

Auch mit den Kirchen hatte der Katholik Kohl so seine Probleme. Kurz nach der Wahlniederlage im Herbst 1998 beklagt er sich, ausgerechnet im Dom zu Speyer habe ein Pater am Wahlsonntag „sozialistischen Scheiß“ gepredigt. Im Juni 1995 sei er bei einem Treffen in Israel von evangelischen Theologiestudenten aus Deutschland „saudumm angequatscht“ worden. Über deren Wortführerin lästert Kohl: „Ich glaube, diese Dame hat an nichts im Leben Freude, und ich gönne ihr auch das.“

Den Aufstieg der Grünen beobachtet der Kanzler mit besonderem Missfallen. Nachdem sie „blumengeschmückt“ in den Bundestag eingezogen sei, empört er sich im Juni 1993, sei nun unübersehbar, dass die Partei „jetzt in der brutalsten Weise die Gräben aufreißt und Hass sät“. Fünfeinhalb Jahre später muss er dann nach Wahlpleite und Machtverlust ernüchtert feststellen, „dass die Vorstellung, dass Rot-Grün Furcht und Schrecken erweckt, so nicht mehr stimmt“.

PHILIPP WITTRÖCK

* Helmut Kohl: „Berichte zur Lage 1989–1998. Der Kanzler und Parteivorsitzende im Bundesvorstand der CDU Deutschlands. Bearbeitet von Günter Buchstab und Hans-Otto Kleinmann“. Droste Verlag, Düsseldorf; 1150 Seiten; 69 Euro.



Flughafen Berlin Brandenburg, Geschäftsführer Schwarz, Bauherren Wowereit, Ramsauer: *Wer wusste wann was über die sich anbahnende*

HAUPTSTADT

Offenes Misstrauen

Das Debakel um den Großflughafen wird zum Machtkampf: Verkehrsminister Ramsauer (CSU) will die Verantwortung der SPD-Länderchefs Wowereit und Platzek klären lassen.

Normalerweise gilt das Bundesverkehrsministerium als Ort gepflegter Langeweile. Beamte verwalten Umgehungsstraßen, ihr Minister eröffnet Eisenbahntrassen.

Seit kurzem aber weht ein scharfer Wind durch das Haus an der Berliner Invalidenstraße. Wie in einer Ermittlungsbehörde suchen Vertraute von Ressortchef Peter Ramsauer belastendes Material und laden Zeugen zur Befragung vor. Mehrere Beamte hat der CSU-Politiker in eine Sonderkommission berufen. Sie soll das Debakel um den neuen Hauptstadtflughafen BER aufklären, der sehr viel später und teurer als geplant im Oktober 2013 eröffnen soll.

Am 12. Oktober musste Flughafenchef Rainer Schwarz vor der „Soko BER“ erscheinen. Wie ein Staatsanwalt konfrontierte Soko-Chef Michael Odenwald den Airport-Manager mit Vorwürfen und nahm dessen Aussagen zu Protokoll. Dann fasste er zusammen: „Die Soko kommt zu dem Schluss, dass der Aufsichtsrat über die tatsächlichen Vorgänge falsch bzw. nicht umfassend informiert worden ist.“ Schwarz und dessen damali-

ger Co-Geschäftsführer Manfred Körtgen hätten „den Aufsichtsrat noch in dessen Aprilsitzung bewusst in Unkenntnis der tatsächlichen Lage gelassen“.

Wer wusste wann was über die sich anbahnende Katastrophe? Monatelang hat die Suche nach Schuldigen nur die zweite Reihe getroffen. Es wurden Ingenieure gefeuert und Architekten verklagt. Die Frage nach der politischen Verantwortung aber blieb offen.

Jetzt kommt es darüber zum Streit zwischen den drei Gesellschaftern Berlin, Brandenburg und Bund. Wenn an diesem Donnerstag der Aufsichtsrat der Flughafengesellschaft tagt, werden zwei inzwischen verfeindete Lager aufeinandertreffen: auf der einen Seite die SPD-Regierungschefs Klaus Wowereit und Matthias Platzek, auf der anderen Ramsauer, der über einen Staatssekretär in dem Gremium vertreten ist.

Vordergründig beteuern beide Lager hehre Motive. Ramsauer will dem Desaster auf den Grund gehen. Die Länderchefs möchten alle Kraft darauf konzentrieren, endlich ihren Airport zu eröffnen – und die Schuldfrage in eine möglichst ferne

Zukunft vertragen. Parteipolitik prägt somit das Krisenmanagement, alte Berichte und Protokolle werden zur Munition in einem Machtkampf, der weit ins Wahljahr 2013 hineinreichen könnte.

Im Zentrum der Auseinandersetzung steht Schwarz, der seit 2006 Chef der Flughafengesellschaft ist und die Eröffnung des neuen Airports bislang dreimal verschieben musste. Wowereit und Platzek möchten ihn halten; ein Führungswechsel würde das Projekt weiter verzögern, argumentieren sie. Ramsauer will ihn wegen Missmanagements entlassen.

Tatsächlich unterstellen sich beide Lager gegenseitig ganz andere Motive. Ramsauer vertrete in Wahrheit die Interessen seines Heimatflughafens München, den er vor zu starker Konkurrenz aus Berlin schützen wolle, heißt es im Umfeld der SPD-Länderchefs. Vertraute des CSU-Politikers wiederum vermuten, Schwarz werde nur deshalb von Wowereit und Platzek protegert, weil er über belastendes Material gegen sie verfüge.

Nach den Ermittlungen seiner Soko BER glaubt Ramsauer nun, genug gegen den Flughafenchef in der Hand zu haben. Berichte der Unternehmensberatung McKinsey belegen aus Sicht des Verkehrsministeriums, dass Schwarz bereits im Frühjahr nicht mehr mit einer Eröffnung am 3. Juni rechnen konnte.

„Die Geschäftsführung hat in der Aufsichtsratssitzung am 20. 4. 2012 nicht ausreichend darüber informiert, dass der Eröffnungstermin bereits aus operativen Gründen in höchstem Maße gefährdet war“, heißt es in einem Protokoll der Sonderkommission vom vergangenen



Katastrophe?

Nun zeigt sich, dass zumindest ihr Flughafenchef Schwarz im Laufe des Frühjahrs immer neue Hiobsbotschaften über den Baufortschritt erhalten hatte.

Der Junitermin sei „unter operativen Gesichtspunkten nicht realistisch“, heißt es etwa in einem McKinsey-Bericht vom 14. März. Wenig später bat Schwarz dringend um ein Gespräch mit seinem Aufsichtsratschef Wowereit, das am 30. März auch stattgefunden hat.

Informierte Schwarz den Regierenden Bürgermeister dabei über den Befund der Unternehmensberater? Machte er klar, dass eine fristgerechte Eröffnung kaum noch möglich schien? „Es ging um die aktuellen Probleme bei der Inbetriebnahme des Flughafens“, sagt ein Flughafen-sprecher über das Gespräch.

Wenig später, am 13. April, warnte McKinsey erneut vor

„unvorhersehbaren Inbetriebnahmerisiken“ und einem Rückstand bei Bau und Planung, der „nicht mehr aufzuholen ist“.

Ramsauers engagierte Vergangenheitsbewältigung sorgt in den Regierungsstuben von Potsdam und Berlin zunehmend für Frust – auch weil der Minister seit seinem Amtsantritt 2009 durch einen eigenen Vertreter im Aufsichtsrat über alle wichtigen Fragen des Flughafenbaus informiert ist und als Gesellschafter Mitverantwortung für den Flughafen trägt.

„Statt ständig Fehler in der Vergangenheit zu suchen, sollte der Verkehrsminister lieber dafür sorgen, dass BER trotz aller Probleme noch zur Erfolgsgeschich-

te wird“, sagt ein Wowereit-Vertrauter. „Auch die Gesellschafter Berlin und Brandenburg sollten Interesse an Aufklärung haben“, lässt Ramsauer kontern. Die Soko BER mache eine „wichtige Arbeit im Interesse des Flughafens und des Steuerzahlers“.

Eigentlich könnten Wowereit und Platzeck ihre Unterstützung für Schwarz im Aufsichtsrat leicht durchsetzen: Berlin und Brandenburg halten je 37 Prozent an der Flughafengesellschaft, der Bund ist mit 26 Prozent in der Minderheit.

Wäre da nicht das Finanzproblem. Denn der Bund hat seinen Anteil an den Mehrkosten von insgesamt 1,2 Milliarden Euro, die unter anderem durch die verspätete Eröffnung und explodierende Baukosten anfallen, noch nicht überwiesen. Der Haushaltsausschuss des Bundestags weigert sich bislang, den Betrag von 312 Millionen Euro freizugeben.

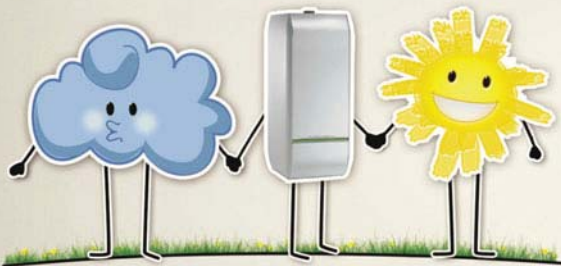
Vor allem die FDP stellt sich quer. „Herr Schwarz scheint einem Projekt in dieser Größenordnung nicht gewachsen zu sein. Ramsauer muss jetzt die Konsequenzen ziehen, bevor weiteres Geld des Steuerzahlers fließen kann“, sagt die FDP-Haushaltspolitikerin Claudia Winterstein. Am 8. November steht das Thema im Ausschuss auf Wiedervorlage. Winterstein und andere Koalitionspolitiker erwarten, dass der Aufsichtsrat bis dahin Fakten schafft.

Andernfalls drohen ernste Konsequenzen. Denn die Flughafengesellschaft ist laut einem internen Statusbericht von Ende September nur noch bis 31. Januar zahlungsfähig. Fließen die Bundesgelder nicht rechtzeitig, wäre BER nicht nur ein Skandalflughafen mit ungewissem Eröffnungstermin: sondern ein Fall für den Insolvenzverwalter.

FRANK HORNIG, PETER MÜLLER,
ANDREAS WASSERMANN

ERDGAS – Lösungen für die Zukunft

Ist es verrückt, Wind und Sonne in Erdgas zu verwandeln? Oder genial?



So macht man Sonnen- und Windkraft speicherbar.

Erneuerbaren Energien gehört die Zukunft. Doch um diese Zukunft möglich zu machen, gilt es, eine Frage zu klären: Wie kann man Wind- und Sonnenenergie speichern? Schließlich entsteht regenerativer Strom nicht nur dann, wenn er tatsächlich gebraucht wird. Die einfache, aber geniale Lösung: Überschüssige Energie wird in Wasserstoff oder Methan umgewandelt und ins Erdgasnetz eingespeist. So macht ERDGAS den Strom, der sonst verloren wäre, speicherbar und transportabel – und hilft gleichzeitig, den Ausbau von Wind- und Sonnenenergie voranzutreiben. Eine Partnerschaft mit Zukunft.

Mehr Informationen finden Sie unter:

www.erdgas.info

ERDGAS 
Natürlich effizient



AUSSENPOLITIK

„Zeichen der Entfremdung“

Unionsfraktionsvize Andreas Schockenhoff (CDU)
über den verhängnisvollen Kurs der russischen Regierung und
die harsche Reaktion Moskaus auf seine Kritik

ALEXANDER ZEMIANCHENKO / APF

SPIEGEL: Herr Schockenhoff, als Russland-Beauftragter der Bundesregierung haben Sie sich heftige Kritik aus Moskau eingehandelt. Gibt es eine neue Eiszeit im deutsch-russischen Verhältnis?

Schockenhoff: Die Äußerungen aus Moskau über meine Position sind ein Zeichen der Entfremdung. Das ist schade, weil dieses mangelnde Vertrauen unseren gemeinsamen Interessen schadet. Russland und Deutschland haben eine Modernisierungspartnerschaft geschlossen. Moskau hat heute eine andere Vorstellung von Modernisierung als wir. Darüber müssen wir offen diskutieren.

SPIEGEL: Das ist zurückhaltend formuliert. Moskau hat Sie als Verleumder bezeichnet. So wurden auch die Angeklagten in den stalinistischen Schauprozessen diffamiert.

Schockenhoff: Dass dieser Begriff verwendet wird, passt leider zur Politik der Einschüchterung, die wir im Moment in Russland erleben.

SPIEGEL: Warum?

Schockenhoff: Tatsache ist, dass Polizei, Justiz und Ge-

setzgeber derzeit auf Einschüchterung und Repression der Zivilgesellschaft setzen. Man kann den Beginn dieses Vorgehens übrigens ziemlich genau datieren: auf den 6. Mai 2012.

SPIEGEL: Das war der Tag der Großdemonstrationen vor der erneuten Amtsübernahme von Präsident Wladimir Putin.

Schockenhoff: Seitdem erleben wir eine bedenkliche Entwicklung: Das Versammlungsrecht wurde verschärft. Dann kam das neue NGO-Gesetz, wonach Nichtregierungsorganisationen, die aus dem Ausland finanzielle Unterstützung erhalten, als „ausländische Agenten“ gelten.

Schließlich reaktivierte die Duma den Straftatbestand der Verleumdung.

SPIEGEL: Ist Russland auf dem Weg zu einer lupenreinen Autokratie?

Schockenhoff: Ich will die Debatte jetzt nicht mit Schlagworten anheizen. Tatsache ist: Die russische Regierung verengt die Debatte auf die Modernisierung der Streitkräfte und bestimmter Technologien. Das muss für einen Partner wie Deutschland Anlass zur Sorge sein.



MARC DARCHINGER

Koordinator Schockenhoff
„Anlass zur Sorge“

SPIEGEL: Zum Dialog gehören aber zwei.

Schockenhoff: Wenn ich die Teilnehmer sehe, die von der russischen Seite benannt worden sind, dann bin ich optimistisch. Das sind auch Männer und Frauen, die sich kritisch zur Politik Russlands geäußert haben, das sind nicht nur kremlnahe Teilnehmer. Ich bin sicher, dass wir offen auch über Meinungsverschiedenheiten reden können. Insofern hat sich die Diskussion über die Ziele und Aufgaben des Petersburger Dialogs bereits gelohnt.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich von der Bundesregierung hinreichend unterstützt? Das Auswärtige Amt wollte einen Antrag der Koalitionsfraktionen zur Lage in Russland, den Sie formuliert haben, deutlich entschärfen.

Schockenhoff: Es ist üblich, dass die Regierung bei solchen Anträgen Gelegenheit bekommt, zu einzelnen Formulierungen Stellung zu beziehen. Unüblich ist, dass das an die Öffentlichkeit gelangt. Aber der Antrag wird sich konstruktiv und kritisch mit der Situation der Rechtsstaatlichkeit und Zivilgesellschaft in Russland auseinandersetzen. Darum geht es.

INTERVIEW: RALF NEUKIRCH

GESUNDHEIT

Dicke Bettler

Für viele Fettleibige sind Magenoperationen die letzte Hoffnung auf ein leichteres Leben. Was in anderen Ländern als Mittel der Wahl gilt, wird von deutschen Krankenkassen oft verweigert.

Frau Marx kann so nicht weiterleben. Ohne Pause und ohne Herzasen schafft sie es nicht mehr in den ersten Stock ihres Hauses. Sie hat immerzu Schmerzen in den Knochen und muss wegen ihrer Schlaf-Apnoe nachts eine Atemmaske tragen. Karin Marx, 133 Kilogramm schwer und 1,66 Meter klein, will endlich abnehmen, und deswegen liegt sie an einem August-Morgen auf einem extra stabilen Operationstisch im Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

Die 68-Jährige wird narkotisiert, dann sticht Oliver Mann, chirurgischer Leiter des Adipositaszentrums, sechs sogenannte Trokare in ihren Bauch. Am Ende der Trokare stecken Werkzeuge und eine Kamera, die Bilder auf Flachbildschirme über dem OP-Tisch überträgt. Es erscheinen eine gelbe Speckschicht, eine verfettete Leber und schließlich der Magen von Frau Marx. Der Chirurg trennt ein schnitzelgroßes Stück von ihm ab, schneidet es in Streifen und zieht es dann aus dem Körper heraus. Den Rest des Magens tackert er mit Klammern zu.

Karin Marx hatte in den vergangenen Jahren diverse Diäten ausprobiert, ohne Erfolg. Nach dem 90-minütigen Eingriff ist ihr Magen nun auf etwa ein Zehntel des ursprünglichen Volumens geschrumpft. In den ersten Monaten nach der OP wird sie schon nach einer halben Scheibe Brot satt sein – und auf diese Weise wohl innerhalb eines Jahres etwa 40 Kilo abspecken. Sie wäre dann zwar noch immer korpulent, doch sie könnte vor die Haustür gehen, ohne befürchten zu müssen, dass ihr mal wieder jemand „fette Kuh“ hinterherraunt.

Für viele Adipöse, erklärt Chirurg Mann, gebe es keine sinnvolle Alternative zu einer sogenannten bariatrischen Operation. Egal, ob das Organ dabei zu einem Schlauchmagen verkleinert wird, ob ein Magenbypass oder ein Magenband gelegt wird – langfristig verlieren die Fettleibigen 30 bis 70 Prozent ihres Gewichts und erhöhen ihre Lebenserwartung. Etwa drei Viertel aller Diabetiker können als Folge des Eingriffs ihre Medikamente reduzieren oder ganz auf sie verzichten.

Die Einwände sind eher ökonomischer Art: Die Manager des deutschen Gesund-

heitssystems lassen sich von den vergleichsweise guten Erfahrungen mit der Adipositas-Chirurgie wenig beeindrucken. Aus ihrer Sicht fehle noch immer „ein aussagekräftiger wissenschaftlicher Nachweis zum medizinischen und wirtschaftlichen Vorteil von bariatrischen Operationsverfahren“, teilt der GKV-Spitzenverband mit, der alle gesetzlichen Krankenkassen vertritt.

In anderen europäischen Ländern sieht man das anders, dort ist die Adipositas-Chirurgie längst Standard (siehe Grafik). Zwar stieg 2011 hierzulande die Zahl der Eingriffe auf einen neuen Höchststand von etwa 4000. In Frankreich, Großbritannien und anderen europäischen Staaten waren die Fallzahlen in den vergangenen Jahren aber deutlich höher. Sogar in kleineren Ländern wie Belgien und Griechenland wurden zum Beispiel 2008 bis zu viermal so viele Fettleibige operiert.

Die Vorbehalte gegen die Adipositas-Chirurgie stehen stellvertretend für den Umgang mit Fettleibigen in Deutschland – mithin also einer Gruppe, die in den vergangenen Jahren stark gewachsen ist. Wer zu diesem Kreis gehört, bestimmt der Body-Mass-Index (BMI), der sich aus dem Körpergewicht dividiert durch das Quadrat der Körpergröße ergibt. Ein BMI von 30 oder mehr bedeutet Fettleibigkeit, sie wird in der Bundesrepublik bereits fast jedem vierten Erwachsenen attestiert. Doch während andere Patienten, die an ihrem Schicksal ebenfalls nicht unbeteiligt sind, wie Bergsteiger mit abgefrorenen Zehen oder Raucher mit Lungenkrebs, eine umfangreiche medizinische



Chirurg Mann (M.) bei der Operation einer fettleibigen Frau

JÖRG MÜLLER / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

Hilfe bekommen, bleiben die Dicken oft sich selbst überlassen.

Deutschland setzt im Kampf gegen Adipositas fast nur auf Präventionskampagnen: Geld für Diätkuren, Therapien oder Operationen fließt wenig. Ein „Umdenken“ regte erst vorige Woche der CSU-Gesundheitsexperte Johannes Singhammer an – und forderte, den Fettleibigen durch „ein starkes Anreizsystem“ das Abnehmen zu erleichtern. Wer unter ärztlicher Aufsicht Gewicht verliere, solle von den Krankenkassen belohnt werden, zum Beispiel durch Beitragsrückerstattungen. Sollte die Zahl der Adipösen mit Folgeerkrankungen hingegen weiter steigen, warnt Singhammer, drohe dem Gesundheitssystem der „Kollaps“.

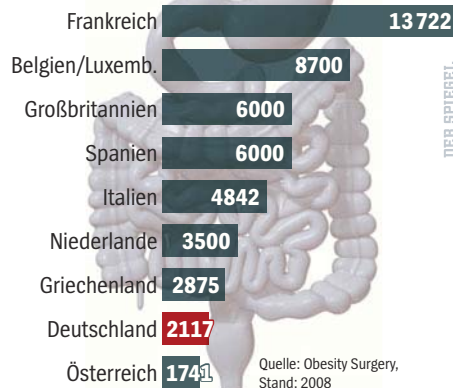
Ein erster Schritt wäre es, Adipositas als Krankheit zu begreifen, so wie es die Weltgesundheitsorganisation WHO tut. Solange er keinen Diabetes entwickelt, gilt in der Bundesrepublik auch ein Mensch mit 200 Kilogramm, den seine Atemnot nahezu lähmt, als gesund. Wünscht er sich Hilfe im Kampf gegen sein Übergewicht, muss er daher persönlich einen Antrag auf Kostenerstattung stellen – der meist abgelehnt wird.

Die Krankenkassen verweigern nicht nur die bis zu 8000 Euro teuren bariatrischen Operationen; auch bei beantragten Teilnahmen an Diätprogrammen stellen sich viele quer. Finanziert wird eher eine Ernährungsberatung. Nicht selten schaut dann eine 55-Kilo-Frau bei einem 180-Kilo-Mann in den Kühlschrank und versucht, ihm Wurst und Cola auszureden. „Keine andere Patientengruppe wird so diskriminiert wie die Adipösen“, urteilt Markus Büchler, Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Die Dicken müssten sich jede Hilfe „erbetteln“.

Die Krankenkassen machen es den Adipösen in der Tat nicht leicht. Wer sich nicht mit schweren Folgeerkrankungen plagt, muss mindestens einen BMI von 40 haben, um für eine OP in Frage zu kommen; ein 1,80-Meter-Mann muss also etwa 130 Kilogramm wiegen, eine 1,70-Meter-Frau knapp 115. Zusätzlich verlangen die Kassen vom Antragsteller den Nachweis, dass er versucht hat, mit konventionellen Methoden abzunehmen. In etwa 80 Prozent der Fälle wird diese Bedingung als nicht erfüllt gewertet.

Der Frankfurter Rechtsanwalt Tim Werner hat sich mittlerweile auf die schwergewichtige Kundschaft spezialisiert – und dabei festgestellt, dass die Kassen „fast willkürlich“ entscheiden, welcher Fett-süchtige sich genügend angestrengt hat und welcher nicht. „Man gewinnt den Eindruck, dass die eine Münze werfen, wer unters Messer darf“, sagt der Jurist. Einigen seiner Mandanten mit einem Body-Mass-Index knapp über 40 wurde ein bariatrischer Eingriff nach „ein bisschen Briefverkehr“ bewilligt – bei an-

Operationen gegen Adipositas



Adipositas-Patientin Markmann
Fast 40 Kilogramm abgenommen

deren mit deutlich höherem BMI lehnten Krankenversicherungen ab.

Seit Monaten kämpft der Anwalt zum Beispiel für eine 23-Jährige, die bei einer Größe von 1,70 Meter knapp 160 Kilo wiegt – ein BMI von 55. Die Frau musste aufgrund von Bewegungsunfähigkeit ihren Job aufgeben, an manche Körperstellen kommt sie wegen ihres Umfangs beim Waschen nicht mehr heran. Ihre Krankenkasse schrieb in einem Brief, dass die „konservativen Behandlungsoptionen noch nicht konsequent erfolgt“ seien. Dabei hatte die Frau acht Monate lang auf eigene Kosten an einem stationären Diätprogramm teilgenommen – nahezu erfolglos.

Mediziner verwundert das nicht. Bei einem großen Teil der Adipösen, so haben Studien ergeben, sei mit herkömmlichen Methoden lediglich „eine Gewichtsreduktion von fünf bis zehn Prozent zu erzielen“, schreibt ein Forscher-Team um Hans Hauner, den Präsidenten der Deutschen Adipositas-Gesellschaft. Im Fall der 160-Kilogramm-Frau wären das gerade mal

um die zehn Kilo. Bei der Mehrzahl der Fettleibigen komme es nach einer Diät zudem zum gefürchteten Jo-Jo-Effekt, also zur erneuten Gewichtszunahme.

Tina Markmann, 32, kennt das Phänomen. Die junge Mutter von der Insel Fehmarn versuchte es mit Nordic Walking und FdH („Friss die Hälfte“), sie ging zum Spinning und verzichtete auf Kohlenhydrate. Gebracht habe das „so gut wie nichts“. Mal verlor sie fünf Kilogramm, mal sieben, aber „dauerhaft war das alles nicht“. Sie blieb im Grunde konstant bei etwa 120 Kilogramm. Weil sie nur noch „unter Qualen“ in einen Flugzeugsitz passte, stellte sie einen Antrag auf eine OP. Der wurde erst abgelehnt, doch nach einigen Monaten mit Ein- und Widersprüchen wurde sie im Februar in Hamburg operiert. Mittlerweile hat sie fast 40 Kilogramm abgenommen und fühlt sich „1000fach besser“.

Die Befürworter der Adipositas-Chirurgie räumen ein, dass auch die bariatrischen Operationen ihre Risiken haben. Schließlich werde ein Organ verstümmelt oder eingeschnürt; zudem müsse der Patient nach dem Eingriff viele Tabletten schlucken, um genügend Nährstoffe aufzunehmen. „Das Risiko, nicht zu operieren, ist aber wegen der vielen Folgeerkrankungen größer“, sagt Chirurg Mann. Auch finanziell lohne es sich wahrscheinlich für den Staat, wenn schneller operiert würde, glaubt er. So könnten etwa Kosten für die Behandlung von Diabetes oder Bluthochdruck reduziert werden.

Tatsächlich weisen Studien aus den USA, wo schon 2006 etwa 113 000 Fettleibige operiert wurden, erhebliche Einsparpotentiale nach: Die Rentabilitätsschwelle eines Eingriffs ist danach schon nach drei Jahren erreicht. Viele Menschen, die aufgrund ihres extremen Gewichts ständig krankfeierten oder gar nicht mehr arbeiten konnten, stünden nach einer OP dem Arbeitsmarkt wieder zur Verfügung – so profitiere sogar der Fiskus.

Karin Marx hat acht Wochen nach der Magenverkleinerung fast 20 Kilogramm abgenommen. Sie kann viel freier atmen und braucht nicht mehr so viele Medikamente gegen die Knochenschmerzen. Am meisten freut sie sich aber darüber, dass sie nun viel besser mit ihrer einjährigen Enkeltochter spielen kann. Bis vor kurzem wagte sie es nicht, sich auf den Teppich zu setzen, um gemeinsam mit der Kleinen etwas aus Holzklötzen zu bauen. Sie hätte ohne Hilfe nicht mehr aufstehen können.

GUIDO KLEINHUBBERT



Video:
So wird ein Magen verkleinert

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app442012magen



**Ihre Ansprüche
setzen Maßstäbe?
Unser Vermögens-
management auch.**

Schon ab 10.000 €.

SAM. Individuelles Vermögensmanagement vom Experten.

Wünsche sind individuell und ändern sich. So wie Sie. Ihre Geldanlage muss daher regelmäßig überprüft und angepasst werden. Erst recht in einer sich rasant wandelnden Welt. Doch nicht jeder möchte das selbst tun. Deshalb gibt es jetzt SAM von Fidelity: individuelles Vermögensmanagement ab 10.000 Euro. Sie definieren Ihre Ziele, wir bauen Ihr Portfolio auf – aus Produkten von über 220 namhaften Anbietern, überprüfen es systematisch über den gesamten Anlagezeitraum und reduzieren das Risiko vor dem gewählten Auszahltermin. Millionen Kunden in 24 Ländern vertrauen auf unsere Kompetenz und auf unsere Unabhängigkeit als Vermögensverwalter in Privatbesitz – seit über 40 Jahren. Lassen Sie sich von uns oder ausgewählten Finanzberatern persönlich beraten. Oder probieren Sie SAM im Internet aus.

06173 509-2002
www.fidelity.de



mehr Wert für Ihre Geldanlage



Fidelity Worldwide Investment wurde 1969 gegründet, betreut ein Fondsvermögen von 213,5 Milliarden Euro und beschäftigt über 5.600 Mitarbeiter in 24 Ländern (Stand 30.06.2012). In Deutschland ist Fidelity seit 1992 fest verwurzelt, mit Firmensitz in Kronberg bei Frankfurt am Main. Die Broschüre „Basisinformationen über die Vermögensanlage in Investmentfonds“ mit Details zu Chancen und Risiken einer Fondsanlage und die wesentlichen Anlegerinformationen erhalten Sie kostenlos beim Herausgeber: Fidelity – FIL Finance Services GmbH, Kastanienhöhe 1, 61476 Kronberg im Taunus. Fidelity, Fidelity Worldwide Investment, das Fidelity Worldwide Investment Logo und das F Symbol sind eingetragene Warenzeichen von FIL Limited. DK0305

Rich (o.)

Was war da los, Herr Rich?

Corey Rich, 36, Abenteuerfotograf, über Adrenalin: „Ich hänge auf dem Bild, mit einem Seil gesichert, vor dem Felshang. Ein anderer Kletterer hat die Leiter abgeseilt, auf der ich in die Luft gestiegen bin. Bei einem Puls von 130 Schlägen in der Minute arbeite ich am besten, das ist mein Kreativrhythmus, da ist mein Blick ganz scharf. Wenn ich Rafter, Mountainbiker oder Kletterer fotografiere, werde ich selbst Teil des Abenteuers. Ich war schon auf den höchsten Bergen der Welt. Hier bin ich im Joshua Tree National Park in Kalifornien, allerdings in nur etwa 25 Meter Höhe. Der Sportler klettert wie immer ungesichert. Das wollte ich in einer besonderen Perspektive festhalten – deswegen die Leiter. Ich hing etwa zwei Stunden da oben. Ohne Stativ war es wirklich schwierig, die Kamera ruhig zu halten. Aber am Ende hatte ich zwölf super Bilder.“



REX LINT / AURORA PHOTOS

Wie schützt man Kinder vor Cybermobbing?

Maike Workowski, 32, Sozialpädagogin, berät Kinder und Jugendliche, die Opfer von Mobbing im Internet wurden, bei der Telefon- und Online-Beratung „Nummer gegen Kummer“.

SPIEGEL: Frau Workowski, die 15-jährige Kanadierin Amanda Todd beging Selbstmord, nachdem sie im Internet gemobbt worden war. Wenden sich Jugendliche mit ähnlichen Nöten an Sie?

Workowski: Dass jemand wegen Cybermobbing selbstmordgefährdet war, hatte ich noch nicht. Aber die Gefahren sind ähnlich: dass Kinder zu viel von sich preisgeben, dass sie wie die junge Kanadierin Oben-ohne-Fotos zeigen. Dass sie Opfer sexueller Belästigung werden, auf Fake-Profil hereinfliegen oder dass Unwahrheiten über sie verbreitet werden.

SPIEGEL: Wann suchen Teenager Hilfe?

Workowski: Es hat sich gerade ein Mädchen gemeldet, über das in einem Blog Lügen verbreitet wurden. Oder es hat sich eine Oma gemeldet, gegen deren Enkel online Morddrohungen ausgesprochen worden waren.

SPIEGEL: Wie kann man sich da wehren?

Workowski: Da würde ich empfehlen, die Polizei einzuschalten. Man sollte Beweise sichern, Screenshots machen, Chat-Verläufe abspeichern. Wenn Videos oder Bilder ohne Zustimmung veröffentlicht werden, ist das eine Verletzung des Persönlichkeits- und Bildrechts. Bei der Verbreitung von Unwahrheiten kann Strafanzeige wegen Verleumdung erstattet werden. Der erste Schritt wäre aber, den Anbieter zu kontaktieren oder der Person den Zugang zu meinem Profil zu versperren, wie es auf Facebook möglich ist.

SPIEGEL: Worin liegt der Unterschied zwischen Cyber- und Schulhofmobbing?

Workowski: Die Hemmschwelle ist niedriger. Ich sitze als Täter in meinem Zimmer und weiß: Mich sieht ja keiner, kein Lehrer, keine Pausenaufsicht. Die Wirkung ist auch größer. Was einmal im Netz ist, wird immer weiter kopiert.

SPIEGEL: Melden sich auch Täter?

Workowski: Da gab es eine Mutter, deren Sohn einen Handy-Mitschnitt von einer Prügelei in seiner Schule auf YouTube verbreitet hat. Das flog auf, und nun wollte die Mutter wissen, wie man das Video wieder rausbekommt. Oder ein Mädchen, das Fotos von einem anderen Mädchen in soziale Netzwerke gestellt hatte und wissen wollte, wie man das wieder rückgängig macht. Es hatte Angst vor der Strafe.



Todd-Hilferuf auf YouTube

ALDPX / LAF

www.nummergegenkummer.de
Kinder- und Jugendtelefon: 0800/1110333

Mit dem Zweiten sieht man besser

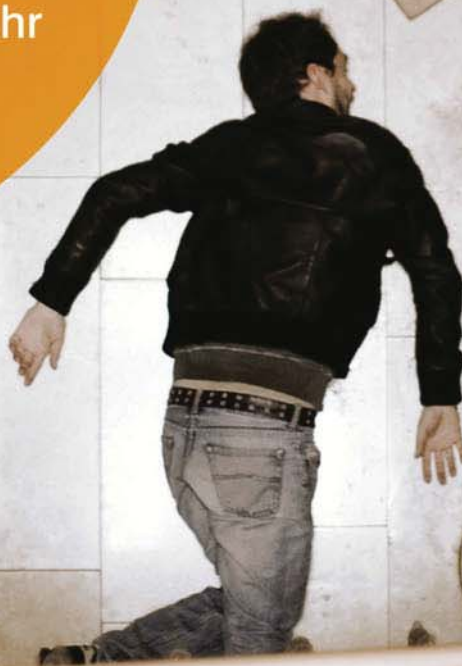


Uppsala.

Schwedens dunkle Seite.

Die Arne Dahl-Reihe.

Ab 4.11. sonntags | 22.00 Uhr



Der Geisterfahrer

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie ein Rentner den Glauben an die Behörden verlor

Der Brief, der Ernst Lukes am österreichischen Staat zweifeln lässt, lag an einem Dienstag in seinem Briefkasten. Es war ein unauffälliger Umschlag, abgesandt von der Bezirkshauptmannschaft in Weiz, einer Kleinstadt in der Steiermark. Lukes öffnete den Brief und zog ein einseitiges Schreiben hervor. In steifem Beamtendeutsch informierte man ihn, dass er am 11. September 2011 um 16.45 Uhr auf der A2 zwischen Villach und Wien zu schnell gefahren sei. „Sie haben die auf Autobahnen zulässige Höchstgeschwindigkeit von 130 Stundenkilometer um 28 Stundenkilometer überschritten.“ Sein Kennzeichen stand in dem Schreiben: MD-14CY. Die Bezirkshauptmannschaft forderte ihn auf, eine Geldstrafe von 60 Euro zu zahlen. Ein Überweisungsformular war angehängt.

Ernst Lukes, 72 Jahre alt, Lieferant von Reinigungsmitteln, nun pensioniert und auch jetzt noch ein gewohnheitsmäßiger, fast pedantischer Fahrtenbuchschreiber, war sich sicher, dass er an diesem Tag nicht mit seinem Wagen auf der A2 unterwegs gewesen war. Einen Tag zuvor waren seine Frau und er aus dem Urlaub zurückgekommen, und an jenem Nachmittag hatten die beiden vor dem Fernseher gesessen. Es war der Jahrestag der Anschläge auf das World Trade Center in New York, das Ehepaar Lukes sah eine der zahlreichen Dokumentationen. Der Wagen, ein schwarzer Dacia Duster, stand nicht weit entfernt im Wasserturmweg, auf dem Parkplatz mit der Nummer 30.

Ernst Lukes war sich sicher, das Problem schnell aus der Welt schaffen zu können, er hatte bislang keine wirklich schlechten Erfahrungen mit Behörden gemacht, über Jahre hatte er Ämter mit Reinigungsmitteln beliefert. Er rief bei der Bezirkshauptmannschaft an und ließ die Sachbearbeiterin wissen, dass er zu dem besagten Zeitpunkt nicht auf der A2 unterwegs gewesen war. Die Sachbearbeiterin, so schildert es Lukes, sagte: „Ich habe ein Foto, das einen Dacia Duster mit dem Kennzeichen MD-14CY zeigt.“ Lukes bat, ihm eine Kopie zu schicken.

84 Tage vergingen, bis wieder Post von der Bezirkshauptmannschaft in seinem Briefkasten lag. Aber die Behörde schickte ihm kein Radarfoto, sie schickte ihm ein Formular: die Lenkeraskunft. Lukes füllte das Formular aus, schickte es zurück und blieb dabei, unschuldig zu sein.

Nach 14 Wochen bekommt Lukes erneut Post von der Bezirkshauptmannschaft, wieder ist in dem Brief kein Ra-

daster schw. Die Angaben wurden mit der Hand geschrieben. Sonst steht nichts auf dem Zettel. Kein Datum, keine Unterschrift. Lukes bittet um mehr Beweise, möchte das Messprotokoll sehen. Die Behörde verweist auf den Notizzettel, das sei das Messprotokoll.

Der Leiter des Sicherheitsreferats der Bezirkshauptmannschaft Weiz ist Georg Stühlinger, Doktor des Verwaltungsrechts, ein rundlicher Mann mit Janker, 62 Jahre alt. Er sagt, jeder Fall werde gründlich bearbeitet, Pfusch gebe es nicht in seinem Amt. Man habe viel schneller reagiert als üblich. Auch gebe es einen Eichschein, der belege, dass die Radarpistole korrekt arbeite. Ein Radarfoto oder ein Messprotokoll hat der Amtsleiter nicht.

Behörden können Verfahren einstellen, sie können Verfahren, die nur noch peinlich sind, verschleppen, bis sie vergessen sind, und sie können sich auch entschuldigen, falls Fehler gemacht wurden, theoretisch zumindest.

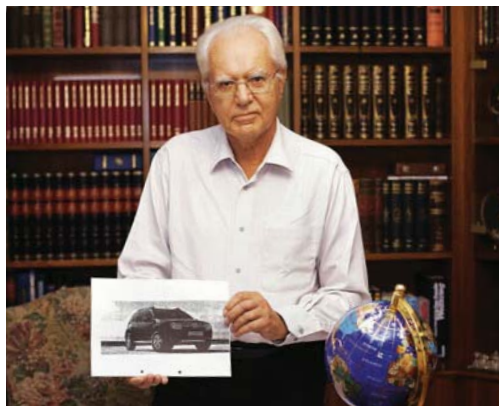
Die Bezirkshauptmannschaft wählt keinen dieser Wege, sie stellt ein Rechtshilfeersuchen an die Gemeinde, in der Lukes wohnt. Befragt werden deshalb die Nachbarn, die ersten beiden im März, der dritte im Juni. Keiner der Nachbarn kann zur Klärung des Falls beitragen.

Vor kurzem erhält Lukes noch einmal Post von der Bezirkshauptmannschaft. Man lässt ihn wissen, dass es nun gelungen sei, einen Beweis aufzutreiben. Der Beweis ist tatsächlich ein Foto,

es zeigt einen Dacia Duster, aber es ist nicht Lukes' Wagen. Das Foto wurde aus einem Autokatalog kopiert, in Schwarz-weiß. Eine Sachbearbeiterin habe den Autotyp gegoogelt, um sich ein besseres Bild vom Auto zu machen, erklärt Referatsleiter Stühlinger auf Anfrage.

Der österreichische Gesetzgeber hat vorgesehen, dass Behörden wie die Bezirkshauptmannschaft drei Jahre Zeit haben, um ihre Vorwürfe zu belegen. In Lukes' Fall läuft die Frist am 11. September 2014 ab. Als Nächstes wollen die Beamten Lukes' Frau befragen.

SILKE WEBER



Behördenopfer Lukes

Streit des Tages

So geht's net! Sagte sich der Österreicher Ernst Lukes und wehrte sich gegen eine Anzei-

Aus der „B.Z.“

darfoto, aber eine Strafverfügung, jetzt soll er 70 Euro zahlen.

Lukes fragt erneut nach dem Radarfoto und erfährt, dass es nie ein Radarfoto gegeben habe. Sein Wagen sei mit einer Radarpistole, Typ TruSpeed, gemessen worden. Radarpistolen machen keine Fotos, sie produzieren Messprotokolle. Lukes will das Messprotokoll sehen.

206 Tage später erhält er erneut Post von der Bezirkshauptmannschaft. In dem Brief befindet sich kein Messprotokoll, aber die Kopie eines Notizzettels. Acht mal zwölf Zentimeter, kariertes Papier. Auf dem Zettel steht: „MD-14CY, Dacia



Energiewende. Wir fördern das.

Fokussierung auf erneuerbare Energien, Klimawandel, Ressourcenschonung und Risikominimierung – es gibt viele Motive für die Energiewende. Die KfW hat den Umwelt- und Klimaschutz im ersten Halbjahr 2012 bereits mit mehr als 12 Mrd. EUR gefördert und somit vielen Einzelnen ermöglicht, einen Beitrag zur Energiewende zu leisten. Ganz gleich, ob Sie die Steigerung der Energieeffizienz Ihres Hauses anstreben oder Ihr Beitrag im Bau einer Offshore-Anlage besteht: Wir fördern das.

Mehr Informationen erhalten Sie unter www.kfw.de



Felix Baumgartner

ist einer der besten Basejumper der Welt, sein spektakulärster Fallschirmsprung gelang dem Österreicher von der Christus-Statue in Rio. Für sein Projekt „Stratos“ ließ er sich am 14. Oktober mit einem Ballon in über 39 Kilometer Höhe tragen, dann stürzte er sich aus seiner Kapsel. Der 43-Jährige brach die Rekorde für den höchsten Ballonflug, den höchsten Absprung und den schnellsten Freifall.

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Eine Schocktherapie“

Der Extremsportler Felix Baumgartner über seinen Sprung aus der Stratosphäre, die erstickende Enge in seinem Raumanzug – und die Vorkehrungen für den Fall seines Todes

SPIEGEL: Herr Baumgartner, Ihr Fallschirmsprung aus 39 045 Meter Höhe über New Mexico wurde als moderne Mondlandung bezeichnet, Sie nennt man den Neil Armstrong unserer Zeit. Als was sehen Sie sich?

Das Gespräch führten die Redakteure Lukas Eberle und Janko Tietz in New York.

Baumgartner: Ich beurteile mich nicht gern selbst, das machen andere. Ich habe mich in den vergangenen Tagen mit einigen Jugendlichen unterhalten, die bei der Mondlandung 1969 noch nicht geboren waren. Diese Kids sind froh, dass es jetzt auch in ihrer Zeit so einen geschichtsträchtigen Moment gegeben hat. Sie haben miterlebt, wie der erste

Mensch ohne Antrieb Überschall geflogen ist.

SPIEGEL: Hatte Ihr Sprung aus der Stratosphäre einen Sinn, oder war er nur Spektakel?

Baumgartner: Es ist schwer, meinen Sprung einzuordnen, da die Eindrücke so frisch sind. Es ist mir noch nicht bewusst, was ich geleistet habe. Ich habe zwar immer gehant,



Extremsportler Baumgartner
am vorigen Montag
mit Fans in New York

BRIAN NEVINS / RED BULL CONTENT POOL

dass es ein wirklich spektakulärer Moment werden würde. Dass mein Flug solche Begeisterungstürme auslösen würde, hätte ich aber nicht für möglich gehalten.

SPIEGEL: Zumindest war Ihr Sprung das größte Live-Ereignis auf YouTube, das es jemals gab. Acht Millionen Menschen sahen Ihnen im Internet zu, mehr als bei der Amtseinführung des US-Präsidenten Barack Obama. Wie erklären Sie sich das?

Baumgartner: Von der Luftfahrt, und besonders von der Raumfahrt, ging schon immer eine spezielle Anziehungskraft aus. Es gibt bis heute nur zwölf Personen, die auf dem Mond waren. Die Menschen sind fasziniert von der Welt über ihnen, weil sie unerreichbar erscheint. Durch meinen Sprung hatten sie jetzt die Chance, dorthin mitgenommen zu werden. Sie konnten live an ihren Bildschirmen sehen, wie jemand bis in die Stratosphäre aufsteigt. Was danach kam, hat sie aber wohl noch mehr fasziniert.

SPIEGEL: Sie meinen Ihren freien Fall, bei dem Sie die Schallmauer durchbrachen und 1342,8 Stundenkilometer erreichten?

Baumgartner: Ich war so schnell, dass ich manche Gewehr- und Panzerkugeln überholt hätte. Das sprengt die Vorstellungskraft der meisten Menschen. Auch viele Wissenschaftler hielten das für unmöglich. Während unserer Vorbereitung hatte ich Experten der Raumfahrtorganisationen Nasa und Esa nach ihrer Meinung befragt. Sie alle schüttelten nur den Kopf.

SPIEGEL: Das hat Sie offenbar nicht abgehalten von Ihrer Idee.

Baumgartner: Als Fallschirmspringer sah ich immer zu Joe Kittinger auf. Er sprang 1960 aus 31332 Meter Höhe ab und erreichte 988 Kilometer pro Stunde im freien Fall. Er ist für mich das, was Sir Edmund Hillary, der erste Mensch auf dem Mount Everest, für Bergsteiger ist. Ein Idol, ein Vorbild. Bis ich die Chance hatte, mich selbst an Kittingers Rekorden zu versuchen, vergingen aber viele Jahre.

SPIEGEL: Weshalb?

Baumgartner: Die Idee ist mehrere Male auf meinem Tisch gelandet. Verschiedene Personen hatten mir das präsentiert, aber immer ziemlich laienhaft. Als Erster kam der Ballonfahrer Ivan Trifonov auf mich zu und drückte mir ein zweiseitiges Papier in die Hand.

SPIEGEL: Sie kamen nicht von sich aus auf die Idee mit dem Stratosphärensprung?

Baumgartner: Zunächst nicht, auch wenn Joe Kittinger mich schon immer begeistert hat und Fliegen mein großer Traum ist. Auf Trifonovs Papier waren zwei Bilder zu sehen, auf dem ersten Foto war ein riesiger Ballon, auf dem zweiten ein Astronaut in einem Raumanzug. Trifonov hatte die Idee, dass ich aus 50 Kilometer Höhe abspringe, ich sollte in einem Raketenstumpf stehend mit doppelter Schallgeschwindigkeit zur Erde rasen. Trifonov erklärte mir, dass er das alles in Gosau machen wolle, einem verträumten Dörfchen in den österreichischen Bergen. Er habe mit dem Bürgermeister schon alles abgeklärt. Das war ziemlich absurd, also bedankte ich mich und meldete mich nie wieder bei ihm.

SPIEGEL: Trifonov behauptet jetzt, Sie hätten seine Idee gestohlen.

Baumgartner: Das ist völliger Quatsch, denn Joe Kittinger hatte die Rekorde ja schon vor über 50 Jahren aufgestellt. Er ist der Urvater dieser Idee.

SPIEGEL: Wann haben Sie sich für einen eigenen Rekordversuch entschieden?

Baumgartner: Vor sieben Jahren. Kurz nach Trifonov präsentierte mir ein amerikanischer Unternehmer ein ähnliches Projekt. Es war wieder recht unrealistisch, aber ich dachte, dies müsse ein Zeichen sein. Ich begann, mich intensiv mit diesem Sprung zu beschäftigen, recherchierte, sprach mit Experten. Dann sagte ich mir: Warum versuche ich es mit meinem Sponsor Red Bull nicht selbst? Warum planen wir nicht unser eigenes Projekt von der Stunde null an? Es war uns sehr

wichtig, „Stratos“ selbst zu stemmen, alles genau durchzurechnen, unser eigenes Team dafür zusammenzustellen.

SPIEGEL: Welche Hindernisse traten zwischendurch auf?

Baumgartner: Die Firma David Clark, die seit Jahrzehnten für die Nasa Raumanzüge entwickelt, wollte uns zunächst keinen Anzug verkaufen.

SPIEGEL: Warum?

Baumgartner: Wir waren für das Unternehmen als Kunden nicht interessant. Die Air Force kauft David Clark bis zu hundert Anzüge auf einmal ab, wir dagegen wollten nur drei. Die Firma fürchtete um ihre Reputation, falls bei meinem Sprung etwas schiefgehen würde. Es hat Jahre gedauert, bis wir Clark davon überzeugt haben, dass wir seriös arbeiten.

SPIEGEL: Hat Ihr Sponsor irgendwann signalisiert, dass ihm das alles zu teuer wird?

Baumgartner: Red Bull ist nicht einfach nur Sponsor, sondern mit mir gemeinsam Projektstreiter. Logisch waren die Kosten ein Thema. Aber der Red-Bull-Gründer Dietrich Mateschitz ist niemand, der sich von Rückschlägen beeinflussen lässt. Wenn er A sagt, dann sagt er auch B. Und wenn B nicht ausreicht, sagt er eben C. Im Übrigen hat „Stratos“ bei weitem keine 50 Millionen Euro gekostet, wie momentan überall berichtet wird.

SPIEGEL: Sondern?

Baumgartner: Das sage ich nicht. Aber diese Zahl ist völlig daneben.

SPIEGEL: Die Hälfte?

Baumgartner: Nicht mal das. Lassen Sie es mich so sagen: Natürlich haben wir Geld investiert. Wir wollten maximale Sicherheit. Zudem sollte „Stratos“ die schönsten Bilder produzieren und diesen atemberaubenden Blick auf den Erdball in die Wohnzimmer der Menschen bringen.

SPIEGEL: Sie sagten, die größte Herausforderung sei nicht der Aufstieg mit dem Ballon, der Sprung oder der gefährliche Flat Spin gewesen, bei dem man sich im freien Fall mehrmals um die eigene Achse dreht. Am meisten habe Ihnen die Enge in Ihrem Raumanzug zu schaffen gemacht.

Baumgartner: Ja, den Flat Spin habe ich ausführlich geübt, da hatte ich Routine. Aber der Anzug blieb eng und unbe-



Abprung aus der Stratosphäre

BRIAN NEVINS / RED BULL CONTENT POOL

quem. Er ist völlig dicht, ansonsten hätte ich den geringen Luftdruck in großer Höhe nicht überlebt. Der Anzug schränkte mich ein, jede Bewegung kostete viel Energie. Ich habe mich gefühlt wie in einem Gefängnis. Dazu war es unfassbar heiß da drin, die Haut konnte nicht atmen, und ich musste viel ertragen. Ich hörte immer nur meinen eigenen Atem, war ausgeschlossen vom Rest der Welt.

SPIEGEL: Sie litten unter klaustrophobischen Anfällen?

Baumgartner: Ja, ich habe es anfangs nur rund eine Stunde lang in dem Anzug ausgehalten. Länger ging nicht. Dabei wusste ich, dass ich später beim Rekordversuch mindestens sieben Stunden lang aushalten müsste. Das erschien mir unmöglich. Ich dachte damals, dass das Projekt verloren sei. Ich war am Boden zerstört.

SPIEGEL: Hat Red Bull Sie gedrängt, das Projekt zu Ende zu bringen? Immerhin hat Ihnen der Konzern einen Psychologen vermittelt.

Baumgartner: Das bedeutet nicht, dass mich Red Bull gedrängt hätte. Ich war schon so weit vorangekommen, dass ich durchaus genügend eigenen Ehrgeiz hatte, das Projekt zu Ende zu bringen.

SPIEGEL: Wie hat der Psychologe Ihnen genau geholfen?

Baumgartner: Ich habe Hilfe von Michael Gervais bekommen, einem Psychologen, der mit vielen amerikanischen Sportlern zusammenarbeitet. Er sagte mir, dass sich nicht mein Körper gegen den Anzug sträubt, sondern mein Kopf. Er erklärte, dass der Stress irgendwann aufhören werde. Ich sollte mir vorstellen, dass mir niemand mehr aus dem Anzug raushelfen wird. Eine Art Schocktherapie, aber es wirkte. Ich zwang mich, im Anzug zu bleiben, und versuchte, Dinge außerhalb wahrzunehmen, mich nicht abschotten zu lassen.

SPIEGEL: In welchem Moment war am Tag des Absprungs Ihre Angst am größten?

Baumgartner: Ich habe eigentlich nie richtige Angst verspürt. Wir waren gut vorbereitet. Wir haben über fünf Jahre lang an diesem Projekt gearbeitet, Hunderte Tests gemacht. Das heißt, wir haben nahezu alle Unbekannten ausgeräumt. Ich

hatte bis dahin keine Ahnung, wie sich 75 Grad minus anfühlen, kein Mensch hat da eine Vorstellung. Ebenso wenig hatten wir eine Vorstellung, wie es sich in 40 Kilometer Höhe anfühlt. Wie reagiert der Körper da?

SPIEGEL: Wie haben Sie das herausgefunden?

Baumgartner: Wir konnten alles am Boden proben. Wir sind nach San Antonio in Texas gefahren und haben auf der früheren Air-Force-Basis Brooks eine Kältekammer gefunden, die sich auf 75 Grad minus herunterkühlen ließ und Druckverhältnisse wie in 40 Kilometer Höhe simulieren konnte. Dort war ich fünf Stunden lang quasi in einem Vakuum. Da spürst du genau, wie die Kälte dich beeinflusst – und zwar negativ, weil sie Stress erzeugt. Wenn du aber weißt, dass der Körper es dort fünf Stunden lang aushält, dann weißt du auch, dass zweieinhalb Stunden während des Aufstiegs kein Problem sind.

SPIEGEL: Dennoch blieb es eine Simulation.

Baumgartner: Schon, aber die Tests erzeugen das Selbstvertrauen, das man für diesen Tag braucht. Das ist immer noch schwierig genug, weil ich wusste: Bald bin ich auf einer sehr, sehr großen Bühne, auf der ich Dinge tue, die es zuvor noch nicht gab. Und die ganze Welt schaut dabei zu. Auf diese Öffentlichkeit konnte ich mich kaum vorbereiten, das ist mental sehr schwer zu verarbeiten.

SPIEGEL: Das Unternehmen stand mehrmals auf der Kippe. Warum mussten Sie den Rekordsprung zweimal verschieben?

Baumgartner: Am Anfang geht es erst mal darum, dass es gutes Wetter gibt, um den Ballon befüllen zu können. Geht das gut, sitzt man in der Kapsel drin, und alle warten, bis der Ballon aufgeblasen ist. Dann hofft man, dass es windstill bleibt. Wir reden hier von einem Unterschied von nur zwei Stundenkilometern. Vier Stundenkilometer Windgeschwindigkeit heißt Start, sechs bedeutet Abbruch. In diesem Fall ist der Ballon zwar aufgeblasen, aber zum Wegwerfprodukt geworden, weil man ihn nicht zweimal verwenden kann.

SPIEGEL: Sie sprachen vor der Aktion davon, keine unkalkulierbaren Risiken einzugehen. Die gab es aber. Ihre Visierheizung fiel aus. Sind Sie risikofreudiger geworden, weil es nicht noch einen weiteren Abbruch geben sollte?

Baumgartner: Vielleicht. Man verschiebt in so einem Moment die Prioritäten. Wir

„Die Vorstellung, meine Mutter müsste mich im Rollstuhl umher-schieben, wäre unerträglich.“



Freifall über New Mexico

**Vor dem Sprung
von der Christus-
Statue in Rio
de Janeiro 1999**

hatten ja nur noch diesen einen Ballon. Wenn das nicht funktioniert hätte, hätten wir das Projekt auf Juni 2013 verlegen müssen. Aber ich merkte ja erst, als ich vom Boden abgehoben war, dass es bei der Heizung ein Problem gab. Man ist extrem limitiert in der Kapsel und nicht in der Lage, größere Probleme zu lösen. Als das Visier tatsächlich beschlug, hat die Mission Control um Joe Kittinger gesagt, wir müssten abbrechen, wenn das Visier nicht in den Griff zu bekommen sei. Denn wenn ich die Tür öffne, ist in der Kapsel dieselbe extreme Kälte wie draußen. Wenn dann auf der Absprungrampe das Visier noch stärker beschlägt, komme ich nicht mehr in die Kapsel zurück, weil sich der Anzug wegen des Druckunterschieds inzwischen aufgeblasen hat. Ich bin dann sehr unbeweglich, kann mich nicht mehr bücken und passe nicht mehr durch die kleine Luke. Wir konnten also nicht testen, was passiert, sondern mussten entscheiden.

SPIEGEL: Sie entschieden sich gegen den Rat von Kittinger für den Sprung?

Baumgartner: Nein, wir haben gemeinsam verschiedene Szenarien durchgespielt und entschieden, es zu riskieren. Klar, da geriet ich schon ins Zweifeln, und mein Puls ging nach oben.

SPIEGEL: Wie sah denn Plan B aus, für den Fall, dass das Visier so stark beschlägt, dass Sie gar nichts mehr sehen?

Baumgartner: Dann hätte ich nach 30 Sekunden meinen Bremsfallschirm geöffnet. Ich hätte keinen Höhenmesser lesen können, aber bei 10 000 Metern gewusst, wo ich bin, denn da verliert der Anzug den Druck. Ich wäre blind gewesen, aber der Schirm hätte mich stabilisiert. 60 Sekunden später hätte ich gewusst, dass ich mich in einer Höhe mit genügend Sauerstoff befinde. Dann hätte ich das Visier öffnen können. Der Überschallflug und auch die anderen Rekorde wären futsch gewesen, aber da geht es ums Überleben.

SPIEGEL: Zumal es mit Nick Piantanida bereits einen Vorgänger von Ihnen gab, der bei einem ähnlichen Versuch bewusstlos unten ankam. Mussten Sie daran denken?



Rekordhalter Baumgartner

Baumgartner: Logisch, sehr oft sogar. Das Problem bei diesem Sprung ist, dass man die Gefahr nicht sieht. Es sind so wunderschöne Bilder, ich war fasziniert vom Erdball, so rund, wie er da vor mir lag. Der Himmel ist schwarz, alles schaut sehr schön aus. Beim Feuer würde man Gefahr sehen und spätestens, wenn man nah herangeht, merken – Achtung, Gefahr! Diese Reflexe gibt es da oben nicht. Ohne Technik bin ich dort nicht überlebensfähig. Die einzige gute Nachricht ist: Fiele die Technik aus, dauerte es nicht lange bis zum Tod. In 15 Sekunden wäre alles vorbei. Die Flüssigkeit im menschlichen Körper würde zu kochen beginnen, aufschäumen, und man ginge elendig zugrunde.

SPIEGEL: Trotz solcher Horrorszenerarien verging Ihnen nicht die Lust an dem Projekt?

Baumgartner: Mein Medical Director, Jonathan Clark, hat bei einer Space-Shuttle-Mission seine Frau verloren. Er hat mir das in allen Details erzählt. Da sitzt du schon da und denkst, eigentlich willst du das gar nicht so genau wissen. Nick Piantanida, der Springer, von dem Sie vorhin sprachen, erlitt durch seinen Sturz eine schwere Gehirnschädigung und lag vier Monate im Koma, bevor er starb. Das ist natürlich das Schlimmste. Die Vorstellung, meine Mutter müsste mich im Rollstuhl umherschieben, wäre unerträglich. Da zöge ich einen schnellen Tod vor. Über all dies habe ich schon nachgedacht in diesen ewigen Wartezeiten, die ein solches Projekt mit sich bringt.

SPIEGEL: Hatte Ihr Team einen Katastrophenplan für den Fall, dass Sie sterben?

Baumgartner: Wenn so etwas live stattfindet, geht es gar nicht ohne ein gewisses Krisenmanagement. Wir hatten entsprechende Presstexte vorbereitet.

SPIEGEL: Sie haben die Nachricht Ihres eigenen Todes abgesegnet?

Baumgartner: Ja, es muss in so einem Moment schnell gehen. Es ist ziemlich bizarr, wenn man einen solchen Text lesen und abnicken muss. Es gibt nicht viele Menschen, die das können. Im Extremfall wären auch die Kameras abgeschaltet worden. Wir hatten eine private Frequenz. Bei einer solchen Geschichte sieht man ja ab einem gewissen Zeitpunkt, wenn etwas danebengeht. Da bleibt man nicht live drauf, das wäre ethisch verwerflich. Über diesen Teil der Geschichte will keiner sprechen. Der Mensch generell redet ja nicht gern über den Tod.

SPIEGEL: Das klingt fast so, als würden Sie den eigenen Tod in die Planungen mit einbeziehen wie einen Betriebsunfall?

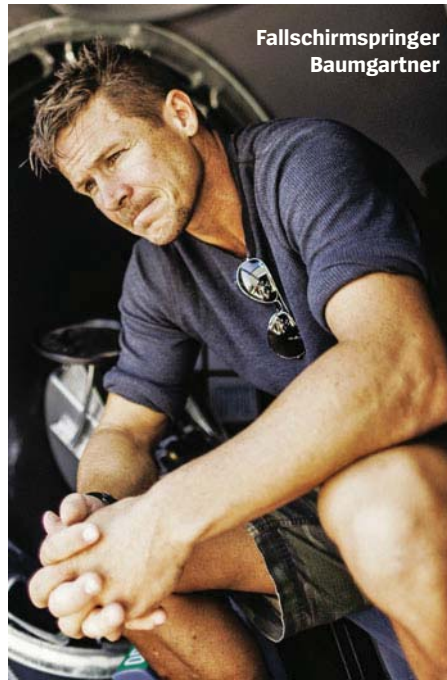
Baumgartner: Als Profi musst du dich zumindest damit beschäftigen. Das macht man im Extremsport immer wieder aufs Neue. Wenn du eine Geschichte dieser Größenordnung angeht, an der die Welt teilnimmt, musst du auch für die Kehrseite der Medaille sorgen und nicht dastehen, wenn es passiert, und sagen: Huch, was machen wir jetzt? Die Nasa hat Katastrophenpläne, und genauso musste ich das machen. Das ist wie mit Kopfschmerztabletten im Urlaub. Hat man sie dabei, braucht man sie nicht. Hat man sie vergessen, hat man garantiert eine Woche Dauerkopfschmerz. Je besser man vorbereitet ist, desto weniger trifft es einen.

SPIEGEL: Nach Ihrer Landung sollte Ihnen von Ihrem Sponsor eine Dose Red Bull gereicht werden. Stattdessen haben Sie nach Wasser verlangt. Ging Ihnen der ganze Markenwahnsinn auf die Nerven?

Baumgartner: Nein, das hat sich ja in Grenzen gehalten. Mir ist keine Dose gereicht worden, obwohl es Sinn gehabt hätte. Wenn wir alles dem Marketingzweck untergeordnet hätten, hätte es eine solche Trinkzene geben müssen. Gab es aber nicht. Ich habe Wasser getrunken, weil Wasser als Erstes verfügbar war. Es ist absurd, wenn jetzt alle sagen, das Ganze sei eine reine Marketingaktion gewesen.

SPIEGEL: Was war es sonst?

Baumgartner: Es war auch ein wissenschaftliches Experiment. Es hat uns interessiert, und es hat Wissenschaftler interessiert. Natürlich muss so etwas finanziert werden. Das macht die Nasa nicht anders. Da wird ein Space Shuttle auch mit viel Spektakel ins All geschossen.



Fallschirmspringer
Baumgartner

BRIAN NEWMAN / RED BULL CONTENT POOL

SPIEGEL: Aber ohne das Logo einer Brauereifirma auf jedem Strohalm.

Baumgartner: Wir haben unser Projekt Gott sei Dank mit eigenen Mitteln bezahlt und nicht mit Steuergeldern. Natürlich gibt es jetzt die ganzen Bedenkenträger, die sagen, wir hätten mit dem Geld etwas Sinnvolleres machen können, mindestens die Welt retten. Sie können mir glauben, Red-Bull-Gründer Dietrich Mateschitz spendet genug, die größte seiner Spenden ging nicht in den Sport, sondern in die Medizin. Es wird ihm ja wohl erlaubt sein, sein Geld für Dinge einzusetzen, die ihn begeistern. Wir sehen das auch als Investment in Forschung und Entwicklung.

SPIEGEL: Viele Experten bezweifeln den Nutzen.

Baumgartner: Zukünftige Raumfahrtmissionen werden nachhaltig davon profitieren. Wir sind für die Jugend gewisse Vorbilder, sicherlich größere als sehr viele unserer Politiker in den vergangenen zehn Jahren.

SPIEGEL: Sie haben verkündet, dass Sie mit dem Extremsport aufhören wollen. Kann ein Adrenalin-Junkie wie Sie das?

Baumgartner: Ich bin kein Adrenalin-Junkie, das vorweg. Für mich ist es nie um

den Nervenkitzel gegangen. Ich bin ein Mensch, der die Herausforderung liebt. Und zwar in der Luft, das ist mein Zuhause – wie für Segler das Meer oder für Kletterer der Berg. Natürlich spielt Adrenalin da eine Rolle, aber es stand nicht im Vordergrund. Es ging immer nur um Ziele und die Möglichkeiten, diese Ziele zu verwirklichen. Das ist auch der Grund, warum ich nach 25 Jahren in diesem Sport noch am Leben bin. Aber jetzt ist im doppelten Wortsinn der Höhepunkt da, es reicht.

SPIEGEL: Sie wollen zukünftig für Hollywoods Filmproduktionen Helikopter fliegen und für die Feuerwehr Löscheinsätze. Dabei ist die Filmindustrie durch Ihren Landsmann Arnold Schwarzenegger verrückt nach Typen wie Ihnen. Gab es nicht schon bessere Angebote?

Baumgartner: Nein, bis dato nicht. Aus irgendeinem Grund ist das bis jetzt nicht eingetreten.

SPIEGEL: Würden Sie gern vor der Kamera stehen?

Baumgartner: Ich glaube nicht. Ich wollte mal Stuntman werden. Als der Basejumper Felix Baumgartner stand ich immer auf den Titelseiten. Als der Stuntman Felix Baumgartner tauchte ich dagegen im Abspann eines Films ganz hinten auf. Dabei habe ich mein Leben für andere riskiert. Das Dasein als Stuntman war irgendwann kein Thema mehr. Und Schauspieler? Alles, was ich bis jetzt gemacht habe, war real – only one try, immer nur ein Versuch. Das Leben als Schauspieler ist eine ständige Wiederholung. Das reizt mich nicht so.

SPIEGEL: Wie lange wird es dauern, bis Ihr Rekord gebrochen werden wird?

Baumgartner: Sehr lange. Der britische Unternehmer Richard Branson hat ja bereits ein Nachfolgeprojekt angekündigt. Jetzt kommen sie, die Trittbrettfahrer. Jetzt kommen sie alle und sagen: Das haben wir auch schon immer geplant. In Bransons Projekt soll aus 120 Kilometer Höhe gesprungen werden. Ich kann mich ja inzwischen Experte schimpfen, und als solcher sage ich: Unsere 40 Kilometer waren schon schwer zu realisieren. Eine Verdreifachung der Distanz ist einfach nur Schwachsinn.

SPIEGEL: Herr Baumgartner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Schnell unterwegs Geschwindigkeiten in Kilometern pro Stunde





Der unheilige Zins

ORTSTERMIN: In Dortmund macht ein Konvertit Bankgeschäfte im Sinne des Propheten.

Zins ist Wucher, sagte einst Moham-med, der Prophet. Zins ist Geld fürs Nichtstun, ein unfaires Geschäft mit den Schulden anderer, sagt Daoud Kremer, der Verkäufer.

Er öffnet die Hände, schlägt die Hände wieder zu. Verkäufergestik. Er lehnt sich in seinem Drehstuhl zurück und erzählt, wie er mal in einer Bank arbeitete, Muslim wurde und den Job kündigte, weil das Geschäft mit der Gier nicht zu seiner Religion passte. Mit Allahs Hilfe, sagt er, habe er dann dieses Unternehmen geschaffen. „Ihr wisst ja, wenn Allah eine Tür zumacht, macht er ganz viele Türen auf.“

In Verkäuferkleidung, Anzug und Hemd, sitzt der 27-Jährige mit schwarzem Bart vor einem weißen Laptop. Grüne Kunstblumen, grüne Kerzen, grüne Kaffeemaschine, Business-Magazine, ein Koran. „My Islamic Banking“ steht in grüner Farbe an der weißen Wand, ein Finanzunternehmen in Dortmund, im Ausländer-Arbeiterviertel Nordstadt. „Muslimische Straße“, sagt Kremer, „da, wo der Kunde ist.“

Der Verkäufer preist Finanzprodukte für Muslime an: Solar-Investments, Goldsparpläne, islamische Fonds. Erst gab ihm Allah Hilfe, jetzt macht Allah die Regeln.

Zinslos muss es sein, so befiehlt es der Koran: „Diejenigen, die Zinsen verschlingen, sollen nicht anders dastehen als wie einer, der vom Satan erfasst und zum Wahnsinn getrieben wird.“ Sure 2, Vers 275. Sonst drohe Krieg von Allah und Seinem Gesandten. Vers 279.

Das Geschäft, sagt Kremer, soll fair zugehen. Beim Geschäft, kann man sagen, wird geschickt getrickst. Beispiel Hauskauf: Die Bank gibt kein verzinsliches Darlehen, sie kauft das Haus erst selbst und verkauft es dann mit einem Aufschlag weiter. Aktienhandel ist erlaubt, aber keine Investitionen in Waffen, Glücksspiel, Pornografie oder Schweinefleisch. Haram – ist verboten –, sagt Kremer.

Vor seinem Schreibtisch sitzen die Käufer, eine vierköpfige Familie. Der Vater:

ein Deutscher, vor 18 Jahren konvertiert. Die Mutter: inzwischen eine Deutsche, geboren in der Türkei. Zwei Mädchen: neun und zwölf.

In 25 Jahren, sagt der Vater, ist er 65 und will eine vernünftige Altersvorsorge haben. In frühestens 10 Jahren heiraten seine Töchter, dafür muss er sparen, und seiner Frau will er auch mal eine Küche schenken, und er selbst will auch nicht zu kurz kommen, mal 'nen schönen Wagen fahren, am liebsten Porsche, sonst Audi.



Banker Kremer, Kunden: „Geld zu Gold machen“

Seit Juni hat er wieder einen Job, unbefristet. Vier Jahre lang war er arbeitslos, weil niemand einen wollte, der Bart trägt, fünfmal am Tag betet und am Freitag in die Moschee geht. Sein Chef ist jetzt Muslim, im Betrieb gibt es einen Gebetsraum.

„Wir wollen was anlegen“, sagt der Mann, „Geld zu Gold machen.“ Die Verwandten in der Türkei, sagt die Frau, hätten auch alles in Gold umgewandelt, „man geht ja nicht dran, wenn's Gold ist“.

Kremer versichert, dass das Gold-Geschäft sicher, flexibel und halal ist. Halal, also erlaubt im Sinne Gottes, „wir kaufen etwas Körperliches, reale Werte“. Ein Islamehrer hat das überprüft. Das Scharia-Zertifikat aus Dubai hängt an der Wand. „Mit dem Geld, das ihr spart, kaufen wir Gold in Dubai, das kommt nach Frankfurt, in einen Hochsicherheitstresor.

Ihr könnt es euch holen, oder ihr schaut online, wie viel Gramm euch gehören.“

Die Kunden nicken, und Kremer sagt, dass das ja auch nach dem Vorbild des Propheten Jussuf sei: in guten Jahren für die schlechten vorsorgen. Was er nicht so genau sagt: dass der Goldpreis Anfang der Achtziger abstürzte, dass er vielleicht jetzt, nach zehn Jahren Höhenflug, einen Höchststand erreicht hat und wieder fallen könnte.

1800 Euro verdient der Kunde im Monat, bleiben 1420 Euro netto, plus Kindergeld, plus Wohngeld, plus Minijob-Geld der Frau. Minus Miete, Sprit, Essen, Strom. Macht erst mal 150 Euro im Monat zum Sparen, macht am Ende knapp 1060 Gramm Gold. Rechnet der Verkäufer aus. Knapp sechs Prozent verdiene seine Firma am Geschäft, dazu äußert sich der Koran nicht.

Der Islam war Kremers Lösung, als er sich nach dem Abitur Sinnfragen stellte: Er ging zunächst in die Kirche, probierte Buddhismus aus und fand Antworten in der Moschee. Nächstenliebe, Gerechtigkeit, das hatte er so noch nicht erlebt.

Mit diesen Begriffen will er jetzt Geschichte schreiben: Daoud, auf Deutsch

David, kämpft gegen Goliath, das Zinssystem. So sieht er das. Kämpft für ein System ohne Habgier, inschallah. Ein System, mit dem es die globale Finanzkrise nicht gegeben hätte: keine Spekulation, keine Wettelei, keine Blase.

Allahs Geldinstitute sind in den vergangenen Jahren kräftig gewachsen. Rund 700 Milliarden Dollar sind weltweit korankonform angelegt. Aber Immobilienblasen in Dubai konnte Allah auch nicht verhindern.

Kremer druckt die Sparverträge aus, die Kunden unterschreiben, dann legen sie Teppiche aus und beten gen Mekka. Zum Abschied überreicht Herr Kremer der Familie eine Fußmatte, Kokosfaser, „Kein Zins in meinem Haus“ steht darauf. 600 Matten hat er erst einmal bestellt.

SONJA HARTWIG



Die Kraft des Bösen

Erwin Rommels Ruhm überstrahlte schon zu Lebzeiten den aller anderen Wehrmachtsoffiziere; nach seinem Selbstmord wurde aus dem „Wüstenfuchs“ ein Märtyrer. Jetzt zeigt die ARD das realistische Bild eines Mannes voller Widersprüche.



Militärführer Rommel
in Nordafrika 1941

Was ist schlimmer als ein Selbstmord? Vielleicht ein angekündigter Selbstmord.

„In einer Viertelstunde bin ich tot“, sagt Erwin Rommel am Mittag des 14. Oktober 1944 zu seiner Frau Lucie. Es ist ein schöner Herbsttag; der Lagebericht der Wehrmachtführung nennt schwere Kämpfe an allen Fronten, aber in Herrlingen, dem Wohnort des Generalfeldmarschalls, ist es seit Tagen ruhig. Nur hin und wieder ziehen einige Jagdbomber am Himmel entlang.

Unten, im Flur des Hauses, stehen zwei Wehrmachtsgeneräle und warten, während Rommel sich im ersten Stock von seiner Familie verabschiedet. Auf Befehl des „Führers“ haben sie ihn vor die Wahl zwischen Schauprozess und Freitod gestellt. Einer der beiden Männer hat eine Ampulle Zyankali dabei. Einen sicheren Schuss aus der eigenen Pistole traut sich der Feldmarschall, der noch an der Verwundung nach einem Tieffliegerbeschuss laboriert, nicht mehr zu.

Als die Generäle zum Aufbruch drängen, nimmt Rommel Mantel und Marschallstab; er wendet sich zu seinem Sohn Manfred, der den Vater stumm vors Haus begleitet. „Mach es gut, mein Sohn“, sagt Rommel. Dann steigt er in den Wagen, der ihn in ein nahes Waldstück bringt. Der Fahrer berichtet später, dass der als „Wüstenfuchs“ zu Ruhm und Ehre gekommene Mann im Sterben nicht gestöhnt, sondern geschluchzt habe.

Mit dem Biss auf eine Giftkapsel endet das Leben des berühmtesten Generals des „Dritten Reichs“, Träger des Pour le Mérite, Eroberer von Tobruk und Held der Cyrenaika. Mit dem erzwungenen Selbstmord beginnt auch der Film, der am Donnerstag einem Millionenpublikum diese deutsche Karriere noch einmal vor Augen führen wird.

Rommel ist großer Filmstoff, nach wie vor. James Mason hat ihn gespielt, zweimal sogar, und Erich von Stroheim, da war der Krieg noch nicht mal zu Ende. Nun also Ulrich Tukur in der Rolle der deutschen Soldatenlegende. Sechs Millionen Euro hat die Nico-Hofmann-Produktion gekostet, das ist nach internationalen Maßstäben nicht viel, aber fürs deutsche Fernsehen eine ganze Menge.

Rommel hat das Publikum immer fasziniert. Das beginnt mit den kühnen Panzerattacken im Wüstensand, die selbst dem britischen Generalstab Bewunderung abnötigten und Premier Winston Churchill zu dem Stoßseufzer „Rommel, Rommel, Rommel“ veranlassten. Auf den Afrika-Krieg folgte der abenteuerliche Versuch, die Invasion der Alliierten an der französischen Küste aufzuhalten. Am

PICTURE ALLIANCE / DPA

Ende steht die Abwendung von Hitler; sie führt dazu, dass der langjährige Günstling zu dessen Opfer wird.

Auch wenn vieles an dieser Welt aus Ehre und Gehorsam heute merkwürdig antiquiert wirkt, das Grundthema der Rommel-Biografie ist jedem zugänglich: Es geht um einen Mann, der sich mit dem Teufel einlässt, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, und dann, von Gewissensqualen getrieben, loszukommen versucht, als es dafür längst zu spät ist. Es ist diese Geschichte über die Verführungskraft des Bösen, die dem Rommel-Mythos etwas Zeitloses gibt – und ihn damit verständlich macht über die Generationen hinweg.

Und Karriere hat Rommel gemacht, eine atemberaubende sogar. Schon zu Lebzeiten überstrahlte sein Ruhm den aller anderen Offiziere. Die Wehrmacht hatte viele fähige Heerführer. Manche wie der „Panzeradmiral“ Heinz Guderian oder der Strategie Erich von Manstein leben in den Memoiren und militärhistorischen Abhandlungen bis heute fort. Aber keiner verfügte über eine solche Ausstrahlung wie der wortkarge Schwabe mit dem markanten Rundschädel.

Auch der Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ konnte dem Rommel-Mythos nicht wirklich etwas anhaben. Während sonst jeder, der dem Diktator treu diente, nun entehrt war, strahlte Rommels Stern nur noch heller: von Hitlers Lieblingsgeneral zur Heldenfigur der jungen Republik – dieser Sprung über die Epochen-schwelle ist in der deutschen Nachkriegsgeschichte ohne Beispiel.

Am schwäbischen Panzergeneral lassen sich alle Stadien der Auseinandersetzung mit dem düstersten Kapitel der deutschen Geschichte studieren. Erst nach Kriegsende erfuhren die Deutschen, dass der Tod des Feldmarschalls nicht die Folge einer schweren Verwundung war, wie man ihnen weisgemacht hatte, sondern ein Tod auf Befehl. Auf die Legende vom Wüstenfuchs folgte die vom Märtyrer.

Das Land suchte nach Vaterfiguren, die an die Stelle der als Verbrecher enttarnen Autoritäten treten konnten. Rommel verkörperte den Typus des anständigen Soldaten: listenreich, aber stets fair in der Kriegführung, schuldig geworden durch Nähe, aber doch nicht so schuldig, dass man sich nicht mehr auf ihn berufen konnte. Dazu passten die Berichte ehemaliger Kameraden, die ihn in die Nähe des Widerstands rückten oder ihm sogar eine wichtige Rolle bei den Umsturzplänen vom 20. Juli zusprachen.

Es ist das Verdienst des Historikers David Irving, die Legende vom anständigen General ein wenig zurechtgestutzt zu haben. In seiner 1977 vorgelegten Biografie schildert der Brite Rommel als einen politischen Einfaltspinsel, der bis zum Schluss der Hoffnung anhängt, der



Alleierte Soldaten bei der Landung in der Normandie am 6. Juni 1944: Der Beauftragte für die

Diktator werde noch einen diplomatischen Ausweg aus dem verlorenen Krieg finden. Die Kontakte zum Widerstand hielt Irving für weit übertrieben: Über einige Gespräche sei sein Anteil nie hinausgegangen, ein Attentat auf den „Führer“ habe der General bis zum Schluss abgelehnt.

Für die Rommel-Gemeinde war das Buch, das dem SPIEGEL eine mehrteilige Serie wert war, ein Schock, denn es erschütterte die These vom „Wüstenfuchs“ als Widerstandskämpfer nachhaltig. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Irving später in den Irrsinn abgibt und sich ins Lager der Holocaust-Leugner einreichte, was ihm neben mehreren Gerichtsverfahren ein Einreiseverbot nach Deutschland und Österreich bescherte.

Das Politische hat ihn nie interessiert, darin gleicht er vielen, die mit ihm in der Armee aufsteigen.

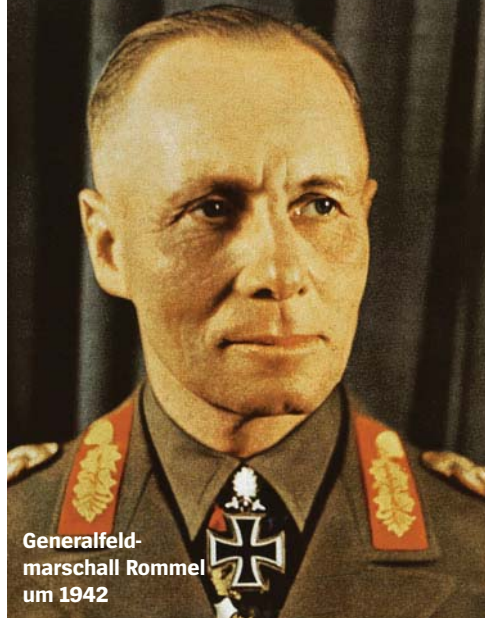
Mit etwas Verzug setzte sich die Umdeutung der Rommel-Legende auch in Deutschland durch – und mit der dem Zeitgeist entsprechenden Schärfe. In der 1994 erschienen Neuauflage der „Porträts des Widerstands“, einem Standardwerk über den 20. Juli, war der Beitrag über ihn ersatzlos gestrichen; und im „Lexikon des Widerstandes 1933-1945“, das ebenfalls 1994 aufgelegt wurde, fand er keine Berücksichtigung. Dafür gab es heftige Diskussionen, ob Bundeswehrkasernen weiter nach dem berühmten General benannt sein dürften.

Noch im Mai 2001 wurde an dem ehemaligen Jägercasino in Goslar eine Gedenktafel abgenommen. „Repräsentanten eines verbrecherischen Regimes“ könnten „kein Vorbild für die heutige Jugend sein“, hieß es in einem Beschluss der rotgrünen Mehrheit im Stadtrat. Aus dem Nationalhelden war ein Kriegsverbrecher geworden.

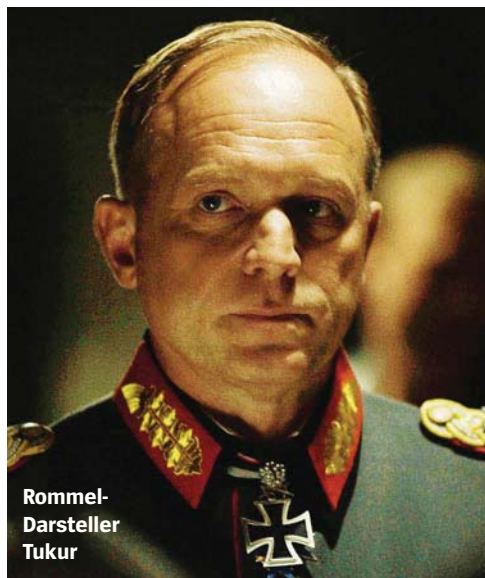
Der Rommel, dem die Fernsehzuschauer am Donnerstag begegnen, ist eine bodenständige, durchaus sympathische Figur, ein „soldier's soldier“, wie dieser Typ



Abwehrfront weilt in weiter Ferne



Generalfeldmarschall Rommel um 1942



Rommel-Darsteller Tukur

ANG (O); CHRISTINE TAWALET / TEAMWORK / SWR (U)

im Englischen heißt: ungemein populär bei der Truppe, auch wegen seiner erwiesenen Tapferkeit, aber eher ungenau im Gespräch, sobald Themen abseits des Militärischen berührt werden.

Der TV-Rommel bleibt auch in der Fremde stets der brave Schwabe, der seine Abende lieber über Feldskizzen und Aufmarschpläne gebeugt zubringt als mit Rotwein und leichter Unterhaltung. Sein Hauptquartier ist ein Schloss an der Seine, die Besprechungen finden unter alten Gobelins statt, aber sobald er dienstfrei hat, steigt er ins Auto und fährt ins heimische Herrlingen, zu Frau und Sohn.

Der von Ulrich Tukur glänzend gespielte Troupier ist von der historischen Figur vermutlich nicht allzu weit entfernt. Grundlage des von Niki Stein geschriebenen Drehbuchs sind, neben Biografien und den Erinnerungsbüchern ehemaliger Kameraden, Briefe von Rommel an Lucie. Beinahe täglich schreibt der Feldmarschall nach Hause, auch dabei ganz der pflichtbewusste Ehemann.

David Irving, der als erster Historiker Zugang zu allen Briefen hatte, empfand

deren Lektüre als eher enttäuschend: „Er wiederholt sich, schreibt oft langweilig, grammatikalisch holprig und sogar spießig.“ Nur einmal, nach dem Besuch einer Ballettvorstellung, streift der General ein kulturelles Thema, das nichts mit seinem Beruf zu tun hat (die Aufführung langweilte ihn). Als Quellenmaterial für die Einschätzung seiner Launen und Ambitionen sind die Schreiben hingegen ungemein wertvoll.

Rommel ist 45 Jahre alt, als Hitler auf ihn aufmerksam wird. Der Sohn eines schwäbischen Gymnasialrektors hat sein Leben beim Militär verbracht. Er ist ein hochdekoriertes Veteran des Ersten Weltkriegs: Für die Erstürmung des Monte Matajur, eines Bergmassivs in den Julischen Alpen, hat er 1917 den Pour le Mérite erhalten. Aber danach ging es nicht mehr richtig voran. Die Reichswehr ist nach dem Vertrag von Versailles eine Armee mit sehr eingeschränkten Beförderungsaussichten. 14 Jahre lang dient Rommel als einfacher Hauptmann.

Im September 1936 wird Rommel – er ist inzwischen Oberstleutnant – nach

Nürnberg abkommandiert, zur Eskorte für den Reichsparteitag. Das Ganze sieht nach Routine aus, doch dann erhält er den Auftrag, eine Ausfahrt für den kommenden Tag zu organisieren. Nicht mehr als sechs Begleitfahrzeuge, so hat Hitler erbeten, und Rommel stellt sich einfach in den Weg, als der Hofstaat folgen will.

„Eine unglaubliche Unverschämtheit, ich werde das dem Führer melden“, blafft ihn ein Parteibonze an. Aber Rommel erwidert nur, dass er an der nächsten Querstraße zwei Panzer stehen habe, die jeden aufhalten würden, der weiterzufahren versuche. Am Abend lässt Hitler den forschenden Offizier zu sich kommen, um ihm für die tadellose Ausführung seines Auftrags zu danken.

Rommel entspricht ganz den Vorstellungen, die Hitler von einem Truppenführer hat: energisch, zupackend, dabei nüchtern im Auftreten, keiner dieser Wichtigtuer und Großsprecher aus der preußischen Adelskaste, die dann doch immer nur Einwände haben, wenn es zur Sache geht. Hitler überträgt Rommel das Kommando über das Führerhauptquartier. Damit ist er für die Sicherheit des Diktators verantwortlich, eine militärisch unbedeutende Stellung, die ihn aber ins Zentrum der Macht katapultiert.

In der Entourage, wo alle Gunstbezeugungen genau registriert werden, fällt sofort auf, welche Ausnahmestellung der zum General beförderte Offizier genießt. Hitler lässt ihn an Lagebesprechungen und Mittagessen teilnehmen und bespricht sich mit ihm über Taktik und Strategie. „Bin viel mit dem Führer zusammen, oft bei intimsten Besprechungen“, berichtet Rommel beseelt nach Hause: „Dies Vertrauen ist für mich die größte Freude, mehr als mein Generalsrang.“

In Rommel einen überzeugten Nationalsozialisten zu vermuten ginge sicher zu weit. Anders als seine Frau Lucie, die jeden Tag mit einem Gebet für den „Führer“ beschließt, steht Rommel dem ideologischen Kern des Regimes gleichgültig gegenüber. Das Politische hat diesen Mann nie interessiert, darin gleicht er vielen, die mit ihm in der Armee aufsteigen.

Aber die Ziele der Nationalsozialisten, die Grenzausweitung nach Osten, die radikale Revision des Friedensvertrags von Versailles und die damit verbundene Neugestaltung Europas, finden durchaus seine Billigung. Als Hitler den Überfall auf Polen befiehlt, schreibt Rommel begeistert an Lucie: „Was sagst du zu den Ereignissen? Es ist doch wunderbar, dass wir diesen Mann haben.“

Vor allem ist Rommel kein Antisemit, das unterscheidet ihn von vielen in der Führung. Als Tischgast bei Hitler kommt er 1943 einmal auf die Kritik des Auslands am Umgang mit den Juden zu sprechen. „Wir würden in der Welt besser dastehen, wenn bei uns ein Jude Gauleiter werden

könnte“, schlägt er dem Diktator vor. „Rommel, Sie haben nichts von dem verstanden, was ich will“, antwortet Hitler konsterniert.

Erwin Rommels Sohn Manfred wird später zu Protokoll geben, sein Vater habe seit Ende 1943 vom Massenmord gewusst. Im Film kommt das Thema immer wieder vor, in jener Form der Andeutung, die für die Nazi-Zeit typisch war. In einer Szene spricht Rommel seine Frau auf die Gerüchte an, dass Juden im Osten vergast würden. „Lass dir doch so was nicht einreden“, entgegnet Lucie und erinnert daran, dass ihr Haus in Herrlingen ein jüdisches Landschulheim gewesen sei. „Also müssten wir hier ausziehen, wenn das nicht sauber ist.“

Auch Rommel hat die Kunst perfektioniert, über das hinwegzusehen, was er nicht sehen will. Als Soldat hat er das Glück, an Frontabschnitten eingesetzt zu sein, die von den Stätten der Vernichtung weit entfernt sind. „Natürlich kann kein Mensch sagen, wie mein Vater sich, wenn er in Russland eine Heeresgruppe geleitet hätte, verhalten hätte“, hat Manfred Rommel einmal bemerkt. Es ist ein bemerkenswert ehrlicher Satz eines Sohnes über seinen Vater.

Des Generals größte Schwäche ist sein Geltungsbedürfnis. Wenn er über militärische Erfolge spricht, dann am liebsten über die eigenen. „Rommel lehrte über Rommel“, erinnerte sich der spätere Nato-General Gerd Schmückle an die Vorlesungen, die der Soldat zwischenzeitlich an der Militärakademie in Potsdam gab.

Aus dem manchmal etwas dröhnenden Selbstlob spricht die Unsicherheit eines Mannes, dessen Weg abseits der normalen Aufstiegsverfahren nach oben führte. Im Gegensatz zu den meisten Generälen hat Rommel nie eine formale Ausbildung für diese höchste Rangstufe genossen. Für viele im Generalstab ist der Schwabe ein Emporkömmling, den Glück und Protektion nach oben gespült haben. Dass der bürgerliche Rommel mehr Schneid besitzt als 90 Prozent der adligen Herren, die mit Hitler um die Kartentische stehen, erweist sich zum Ende des Krieges, als er sich als einer der ganz wenigen traut, dem Oberbefehlshaber die Wahrheit über die Siegesaussichten zu sagen.

Rommel ist ein begabter Offizier, das zeigt sich früh. Wie er mit der 7. Panzerdivision im Frankreich-Feldzug durch die feindlichen Linien prescht, gilt bis heute als ein Stück für die Lehrbücher. Bis zu 300 Kilometer legt er am Tag zurück, was der von ihm befehligten Formation den Titel „Gespensterdivision“ einträgt. Mit seinen Erfolgen in Afrika erwirbt er sich endgültig den Ruf des furchtlosen, stets nach vorn drängenden Kommandeurs.

Der wahre Geburtsort vom Mythos des Wüstenfuchses liegt indes nicht an der Maginot-Linie oder in der libyschen Wüste, sondern in der Berliner Wilhelmstraße, dem Dienstsitz des Reichspropagandaministeriums. Hitler hat ihn zum Panzergeneral gemacht, aber es ist Goebbels, der den wahren Wert des Mannes erkennt.

Eigentlich ist Afrika ein Nebenkriegsschauplatz, für die Eroberungspläne in Berlin weitgehend unbedeutend. Rom-



Soldat Rommel (r.), Kriegsherr Hitler in Frankreich

mels Mission soll zunächst eher ein Hilfseinsatz sein: Im September 1940 hatte Mussolini, der endlich auch einen Sieg vorweisen wollte, die Einnahme Ägyptens befohlen. Nach nur fünf Tagen war der italienische Vormarsch jedoch steckengeblieben, die britische Gegenoffensive drohte die Italiener gänzlich aufzureiben. In dieser Situation beauftragte Hitler Rommel, den Italienern beizustehen und die Briten zurückzuwerfen.

So sinnlos, wie der Krieg im endlosen Sand ist, so reizvoll ist die Wüste als

HAUS D. GESCHICHTE BAD-WÜRTT. (L./M.); INTERFOTO (R.)



1892, mit Mutter Helene



1910, 2. v. r., als Fahnenjunker mit Mutter und Brüdern



1915, als Leutnant im Ersten Weltkrieg

Erwin Rommel – eine deutsche Karriere

15.11.1891

Erwin Rommel wird als zweites von fünf Kindern eines Gymnasiallehrers und dessen Frau in Heidenheim (Württemberg) geboren.

19.7.1910

Fahnenjunker in der 12. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 124 in Weingarten

15.3. bis 25.11.1911

Kriegsschullehrgang in Danzig. Rommel lernt bei einem Tanzball seine spätere Frau, Lucie-Maria Mollin, kennen.

1.8.1914

Der Mobilmachungsbefehl erreicht Rommel beim Infanterieregiment 124 in Weingarten.

17.11.1915

Kompanieführer der 2. Kompanie des Württembergischen Gebirgsbataillons in Münsingen

26.10.1917

Eroberung des von italienischen Truppen gehaltenen Monte Matajur in den Julischen Alpen

1.11.1917

Rommel beschwert sich, dass er für die Erstürmung den Orden Pour le Mérite nicht bekommt, er wird ihm einen Monat später verliehen.

14.3.1919

Kompanieführer der Sicherheitskompanie in Friedrichshafen, Einsätze gegen die Räterepublik in Lindau

17.3.1920

Rommel löst die Belagerung des Rathauses in Schwäbisch Gmünd durch streikende Arbeiter ohne Gewalt auf.

24.12.1928

Geburt des Sohnes Manfred

30.9.1934

Nach Vereidigung auf Hitler: erstes Zusammenreffen mit ihm in Goslar

September 1936

Kommandiert zum Begleitkommando Hitlers für den Reichsparteitag in Nürnberg

1937

Rommels Buch „Infanterie greift an“ über den Ersten Weltkrieg wird veröffentlicht; 400 000 verkaufte Exemplare bis 1945.



HAUS DER GESCHICHTE BADEN-WÜRTTEMBERG

1940: „Bin viel mit dem Führer zusammen, oft bei intimsten Besprechungen“

Hintergrund für die Heldensaga vom unerschrockenen Haudegen und listigen Strategen, die fortan die deutschen Volksgenossen begeistern wird. Weite Horizonte, klares Licht, dazu Palmenoasen und Beduinenromantik – die arabische Welt ist ein Sehnsuchtsort, der als Nährboden für die Phantasieproduktion ganz besonders geeignet scheint. Schon Napoleon hat hier 140 Jahre vorher, mit seinem unsinnigen Ägyptenfeldzug, einen umwerfenden Propagandaerfolg errungen.

Auch Rommels Afrika-Einsatz ist eine großangelegte Werbekampagne, sorgfältig orchestriert von Ministerialdirektor und Goebbels-Intimus Alfred-Ingemar Berndt, der ein Blick auf alle Details hat. Im Begleittross des Afrika-Korps reisen ein paar der besten Kriegsberichterstatter mit: der Kameramann Hans Ertl, der schon Leni Riefenstahl bei ihrem „Olympia“-Film zur Hand gegangen war; der Fotograf Eric Borchert von der „Berliner Illustrierten Zeitung“, auch er ein Spezialist für heroische Posen, und der Starjour-

nalist Hanns Gert Freiherr von Eisebeck. Die PR-Profis liefern jene Ikonen, die noch heute das Rommel-Bild prägen: der General auf seinem Kommandowagen, mit dem Feldstecher in die Ferne blickend; Rommel im Kreis seiner Soldaten oder über die Landkarte gebeugt.

Rommel geht den Afrika-Auftrag in bewährter Blitzkrieg-Manier an. Mit zunächst nur 25 000 über Tripolis eingeschifften Soldaten gelingt es ihm, die zahlenmäßig weit überlegenen Briten bis an die Grenze nach Ägypten zurückzudrängen. Seine Panzertruppen erobern einen rund tausend Kilometer langen Sandstreifen, bis ihnen allmählich der Nachschub ausgeht und sich die britische Luftüberlegenheit bemerkbar macht.

Nachdem der General noch das stark befestigte Tobruk erobern kann, wendet sich im Herbst 1942 bei der ägyptischen Bahnstation El Alamein endgültig das Blatt. Die Amerikaner landen in Nordafrika, nach verlustreichen Rückzugsgefechten geraten über 200 000 deutsche und italienische Soldaten in Gefangenschaft. Die Schmach der Kapitulation bleibt allerdings Nachfolger Hans-Jürgen von Arnim überlassen: Rommel hat sich zwei Monate vorher, im März 1943, zu einem Kuraufenthalt nach Deutschland ausfliegen lassen.

Von der Kriegsrealität bekommen die Volksgenossen, wie bei solchen Operationen unvermeidlich, nur eine geschönte Variante zu sehen. In einem Bericht der „Deutschen Wochenschau“ über den Sturm auf das britische Fort El Agheila am 24. März 1941 heißt es, zu Bildern von



1934, mit Sohn Manfred an der Nordsee



1942, vor Tobruk



1944, Staatsakt in Ulm

Oktober 1938 und März 1939
Führerbegleitbataillon beim Einmarsch in das Sudetenland und in die Tschechoslowakei
23.8.1939-14.2.1940
Kommandant des Führerhauptquartiers
15.2.1940
Kommandeur der 7. Panzerdivision im Frankreich-Feldzug, Durchbruch durch Maginot-Linie

27.2.1941
Befehlshaber der deutschen Truppen in Libyen
21.6.1942
Eroberung Tobrucks, daraufhin Beförderung zum Generalfeldmarschall
4.11.1942
Durchbruch der Briten bei El Alamein, Hitler gibt einen Haltebefehl, Rommel erlaubt seiner Panzerarmee den Rückzug.

12./13.5.1943
Kapitulation der deutsch-italienischen Heeresgruppe Afrika
17.5.1943
Sonderstab Rommel plant den Einmarsch der Deutschen in Italien.
5.11.1943
Als Oberbefehlshaber verantwortlich für die Verteidigungsanlagen in Frankreich, Inspektionsreisen an den Küsten

6.6.1944
Invasion der Alliierten in der Normandie, Rommel ist auf Heimaturlaub.
16.6.1944
Auseinandersetzung mit Hitler im Führerhauptquartier „Wolfsschlucht“ in Frankreich
29.6.1944
Letztes Treffen mit Hitler bei Lagebesprechung auf dem Berghof in Berchtesgaden

17.7.1944
Schwer verwundet bei Tieffliegerangriff, Lazarettaufenthalt
20.7.1944
Attentat von Claus Schenk Graf von Stauffenberg auf Hitler scheitert.
8.8.1944
Transport Rommels nach Deutschland, Behandlung in der Augenklinik Tübingen

7.10.1944
Rommel verweigert mit Hinweis auf seine Gesundheit den Befehl, nach Berlin zu kommen.
14.10.1944
Generäle Burgdorf und Maisel fahren nach Herrlingen, erzwungener Selbstmord Rommels.
18.10.1944
Staatsakt in Ulm, später Begräbnis in Herrlingen

Quelle: Haus der Geschichte Baden-Württemberg



BUNDESARCHIV

Deutsche Panzer während des Afrika-Feldzugs 1942: Zum schnarrenden Ton der Kriegsberichtersteratter eilt Rommel von Sieg zu Sieg

Rommel in Wehrmachtuniform und Schaffstiefeln: „Generalleutnant Rommel, der Kommandierende General des Deutschen Afrika-Korps, leitet in vorderster Linie den Angriff.“ Tatsächlich war Rommel bei der Aktion gar nicht zugegen, und die Briten hatten die Stellung über Nacht unbesetzt gelassen.

Der General spielt bereitwillig mit. Er besitzt einen Sinn für Requisiten. Während des Afrika-Feldzugs scheint ihm der schwarze Ledermantel mit der Haut verwachsen, auch der Pour le Mérite und die Staubbrille fehlen nie. Dazu kommt oft ein Schal, den er sich kleidsam um den Hals geschlungen hat und der ihn schon auf den ersten Blick aus der Menge der Offiziere heraustreten lässt.

Joseph Goebbels ist mit seiner Schöpfung vollauf zufrieden. Im Sommer 1941 schreibt er in sein Tagebuch: „Rommel ist bei den Truppen, sowohl bei den deutschen wie bei den italienischen, sagenhaft beliebt. Er ist fast eine mythische Gestalt.“ Und ein Jahr später, am 4. Oktober 1942: „Steht uns Nationalsozialisten nicht nur nah, sondern ist ein Nationalsozialist. Rommel ist der kommende Oberbefehlshaber des Heeres.“

Steins Film für die ARD konzentriert sich auf das letzte Lebensjahr des Generals, in dem der, nun an der Westfront, ein weiteres Mal gegen die Angelsachsen kämpft. Der Afrika-Feldzug kommt nur in kurzen Rückblenden vor, Montagen aus „Wochenschau“-Berichten, in denen der Wüstenfuchs zum schnarrenden Ton der Kriegsberichtersteratter noch einmal von Sieg zu Sieg eilt. Es war eine gute Entscheidung, sich auf die Endphase zu beschränken, in der Rommel nicht länger über die Sinnlosigkeit des Krieges hinwegsehen kann: Sie verleiht dem Film Kraft und Spannung.

Der Rommel des Jahres 1944 ist kein Draufgänger mehr. Er ist ein Zauderer und Zweifler, hin- und hergerissen zwischen seiner Loyalität zum Diktator, dem er den Treueid geschworen hat, und der

Verantwortung für seine Soldaten und sein Land. Spätestens nach der erfolgreichen Landung der Alliierten in der Normandie ist jedem klarsichtigen Menschen im Generalstab bewusst, dass der Krieg verloren ist. An vielen Frontabschnitten im Westen hält die Wehrmacht nur unter enormem Blutzoll die Stellung. Niemand weiß das besser als Rommel, schließlich ist er der Mann, der von Hitler bestimmt wurde, die Invasion abzuwehren.

Im November 1943 hatte Hitler ihn zum Inspekteur für die Küstenverteidigung im Westen ernannt, eine besondere Herausforderung für den Feldmarschall, der eigentlich Ingenieur werden wollte. Stundenlang brütet er über Plänen der französischen Kanalküste, studiert Meeresströmungen und Gezeitenwechsel und vertieft sich in Tüfteleien. Das Haus der

Wie weit sich Rommel mit den Verschwörern vom 20. Juli eingelassen hat, ist bis heute umstritten.

Geschichte Baden-Württemberg verwahrt eindrucksvolles Material aus diesen Sitzungen: etwa die millimetergenaue Zeichnung für eine „Granat-Mine“ oder die Skizze eines von ihm gezeichneten und handkolorierten Minenfelds.

Rommel ist überzeugt, dass die Alliierten nur am Strand zu schlagen sind. Auf Hunderten Kilometern lässt er Drahtverhaue errichten, sogenannte Büchsenöffner zum Aufschlitzen der Landungsboote, und natürlich die „Rommel-Spargel“, angespitzte Stämme, die tief in die Erde gerammt werden und in denen sich die Lastensegler des Feindes verfangen sollen.

Die „Wochenschau“ ist immer dabei. Rommel weiß, was von ihm erwartet wird: Tatkräftig blickt er vom Frankreich-Strand aus in die Ferne. Keiner soll es wagen, an diesen Küsten zu landen – der

Kriegsheld selbst wird jeden Feind umgehend zurück ins Meer treiben!

Tatsächlich ist der „Atlantikwall“ eine Propagandaschöpfung, wie sich am „D-Day“ erweist, genauso wie der Frankreich-Rommel, der ihn verteidigen soll. Als die Alliierten in den Frühstunden des 6. Juni über den Ärmelkanal übersetzen, weilt ausgerechnet der Beauftragte für die Abwehrfront in weiter Ferne. Die Meteorologen hatten zu schlechtem Wetter für eine Landung vorausgesagt, also ist Rommel nach Hause gefahren, um mit Lucie ihren 50. Geburtstag zu feiern.

In Morgenmantel und Hausschuhen erfährt der General vom Beginn der „Operation Overlord“, ein schreckliches Versagen für den Mann, dem Pflichterfüllung nahezu alles bedeutet. Noch am Abend vor seinem Tod ist er in Gedanken bei jenen Vorgängen im Juni. Als sich die Entsandten aus Berlin telefonisch ankündigen, weist er seinen Adjutanten an: „Halten Sie die Normandie-Akte bereit.“ Rommel dachte, man wolle ihn wegen seines Fehlers in Frankreich zur Rechenschaft ziehen.

Wie weit sich der Feldmarschall mit den Verschwörern vom 20. Juli eingelassen hat, ist bis heute umstritten. Unzweifelhaft ist, dass er in Plänen der zum Putsch entschlossenen Offiziere eine zentrale Rolle spielte. Irgendwann war man in diesem Kreis zu der Auffassung gelangt, man brauche ein populäres Gesicht, um dem Staatsstreich in Armee und Bevölkerung Rückhalt zu verschaffen. Die Wahl war auf Rommel gefallen, der als regimetreu, aber eben nicht als nationalsozialistisch verblendet galt. Die Aufgabe, den General für den Widerstand zu gewinnen, wurde Caesar von Hofacker übertragen, Adjutant des Militärbefehlshabers von Frankreich, Carl-Heinrich von Stülpnagel, und zugleich ein Vetter des Hitler-Attentäters Claus Schenk Graf von Stauffenberg.

Hofacker hielt von Paris aus die Verbindung zu den Berliner Verschwörern. Au-

„Ich will meinen Kindern
mal ein Haus hinterlassen.
Und keine Finanzierung.“

Gute Beratung denkt weiter.
Mit einer Baufinanzierung, die genau
zu Ihrem Leben passt. Heute.
Und bis zum Ende der Laufzeit.
Jetzt einen Termin vereinbaren
unter (06150) 1818-10027 oder
www.deutsche-bank.de/baufi

Leistung aus Leidenschaft

Deutsche Bank Baufinanzierung

2,79%
gebundener Sollzinssatz p.a.*

Nettodarlehensbetrag	100.000 EUR
Laufzeit/Sollzinsbindung	15 Jahre
Bearbeitungskosten	500 EUR
Monatliche Rate	683,98 EUR
Effektiver Jahreszins	2,90%

Repräsentatives Beispiel Immobilienerwerb (mit monatlicher Tilgung),
Stand: 28.09.2012.

*Finanzierungsbedarf bis max. 50% des Kaufpreises, nur für Neugeschäft.
Zusätzlich fallen noch Kosten im Zusammenhang mit der Bestellung der
Grundschriften an, wie Notarkosten, Kosten der Sicherheitenbestellung
(z. B. Kosten für das Grundbuchamt) sowie Gebäudeversicherung.



Berdem war er eng mit Rommels Generalstabschef Hans Speidel verbunden, einem weiteren hochrangigen Mitglied der Widerstandsgruppe, der dann auch den Kontakt vorbereitete. Am 9. Juli 1944 suchte Hofacker den General in dessen Hauptquartier auf, dem Schloss La Roche-Guyon. Der Rommel-Biograf Maurice Philip Remy bezeichnet das Treffen als „zentralen Moment für Rommels Weg zum Widerstand“. Allerdings ist der Inhalt der Unterhaltung unklar, überliefert lediglich durch Männer, mit denen sich Hofacker anschließend über das Gespräch unterhielt, darunter Gotthard Freiherr von Falkenhausen und Friedrich Freiherr von Teuchert.

Deren Darstellung zufolge hat Hofacker bei dem Treffen alle Karten auf den Tisch gelegt: Er unterrichtete den Feldmarschall über Stauffenbergs Attentatsplanungen, die Pläne für den Umsturz in Berlin und die Rolle des Ersatzheeres beim Putsch. Rommel, so berichteten die Hofacker-Vertrauten nach 1945, habe darauf gemeint, der Krieg sei ohnehin verloren, und seine Unterstützung zugesagt.

Auch andere Zeugen beschrieben nach Kriegsende eine Hinwendung des Feldmarschalls zum Widerstand. Am 17. Juli 1944 traf sich Rommel mit den Kommandeuren der beiden in der Normandie stationierten SS-Panzerkorps, dem Gruppenführer Wilhelm Bittrich und dem Obergruppenführer Josef Dietrich, einem strammen Nationalsozialisten und Hitler-Folgsmann der ersten Stunde.

Rommels Adjutant Hellmuth Lang gab 1950 in einer „Eidesstattlichen Erklärung“ an, der General habe gefragt, ob Dietrich seine Befehle auch dann ausführen werde,

In Wahrheit hat der berühmte General bis zum Schluss Mühe, sich von seinem Idol zu lösen.

„wenn sie im Widerspruch zu denen Hitlers ständen?“ Dietrich habe daraufhin erklärt: „Sie, Feldmarschall, sind mein Oberbefehlshaber; ich gehorche nur Ihnen, was Sie auch vorhaben werden.“

Schon Tage zuvor soll Rommel in einem Gespräch mit einem seiner Stabsoffiziere, dem jungen Oberstleutnant Anton Staubwasser, über ein schnelles Ende des Krieges sinniert haben. Deutschland habe der Übermacht der Alliierten nichts mehr entgegenzusetzen, habe Rommel erklärt, so schilderte es später Staubwasser. „Diese unabwendbare Tatsache muss der Führer einsehen, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Führer abtreten muss. Jeder Tag, den der Krieg noch länger dauert, wird weitere, nicht mehr zu vertretende Menschenverluste, Zerstö-

rungen und Verwüstungen bringen und ist deshalb ein Verbrechen.“

Die Vorstellung, man könne den Westalliierten einen Separatfrieden anbieten, um dann im Osten freie Hand zu haben, passt zu Rommel: Sie zeigt, wie naiv er in politischen Dingen dachte. Zu keinem Zeitpunkt wäre die Anti-Hitler-Koalition bereit gewesen, etwas anderes als eine Kapitulation des Reiches zu akzeptieren. Allerdings stand Rommel mit seiner realitätsfernen Idee nicht allein: Viele Militärs hegten die Hoffnung, man könne mit den Briten und Amerikanern, die man eher als Feinde wider Willen einschätzte, zu einer Übereinkunft kommen.

Ganz anderer Natur waren hingegen alle Überlegungen, Hitler mit einem Attentat auszuschalten – denn schon entsprechende Pläne bedeuteten Hochverrat. Vermutlich hat Rommel in seinen Gesprächen mit den Verschwörern nicht widersprochen, als ihm davon berichtet wurde. Dass er ein Attentat ausdrücklich gebilligt oder gar selbst konkrete Vorstellungen entwickelt hätte, wie man den Diktator beseitigen könnte, ist ziemlich unwahrscheinlich. Sein Vater habe einen Anschlag auf das Leben des obersten Befehlshabers immer abgelehnt, hat Manfred Rommel, der als Oberbürgermeister von Stuttgart zu hohem Ansehen kam, ausdrücklich gesagt.

Für beträchtliche Aufregung sorgten 2005 in der Rommel-Gemeinde Abhörprotokolle aus dem Kriegsgefangenenlager Trent Park, in dem die Briten ab 1942 deutsche Offiziere heimlich bei ihren Zellengesprächen belauscht hatten. Einer der Funde ist die Mitschrift eines Gesprächs aus dem Herbst 1944, in dem der Panzergeneral Heinrich Eberbach seinem mitgefangenen Sohn erzählt, dass ihm Rommel nach der Invasion der Alliierten gesagt habe, er sehe keine andere Möglichkeit, „mit Deutschland noch irgendwie vernünftig durchzukommen, als dass wir den Führer und seine engste Sippschaft möglichst schnell umbringen“.

Bei allen Historikern, die Rommel eine Nähe zum Widerstand zubilligen, spielt das „Eberbach-Protokoll“ eine große Rolle. Allerdings ähneln die Radikalität dieser Äußerung und die zum Ausdruck kommende tiefe Abneigung so gar nicht dem Duktus, in dem Rommel sonst über den von ihm verehrten „Führer“ sprach. Es gibt keinen zweifelsfreien Beleg, der die Annahme stützt, Rommel habe wirklich Hitler und seine Paladine erschießen lassen wollen.

In Wahrheit hat der berühmte General bis zum Schluss Mühe, sich von seinem langjährigen Idol zu lösen. Zwar wagt er es wie kein anderer Heerführer, Hitler seine Meinung über die desolote Lage an der Front zu schildern. Seine Lageberichte stehen in auffälligem Gegensatz zu den opportunistisch geschönten Darstel-



THOMAS KLING / DER SPIEGEL

Gedenkstein an Rommels Todesort, aufgebahrter

lungen anderer Generäle. „Die Truppe kämpft allorts heldenmütig, jedoch der ungleiche Kampf neigt dem Ende entgegen“, heißt es in einem am 15. Juli 1944 verfassten Bericht für Hitler. „Es ist meines Erachtens nötig, die politischen Folgerungen aus dieser Lage zu ziehen.“ Sein Stabschef Speidel ließ das Wort „politisch“ schnell noch streichen, bevor er das Schreiben auf den Dienstweg brachte.

Im letzten Lebensjahr Rommels geht es jedoch ständig hin und her. Die Eingaben sind erkennbar in der Hoffnung geschrieben, den „Führer“ von seinen militärisch unsinnigen Befehlen abbringen zu können. Rommel ist enttäuscht darüber, wie sich Hitler jeder strategischen Vernunft verschließt, darin liegt der Dissens. Dann reicht ein Besuch, eine persönliche Begegnung, und die Stimmung kippt wieder um. „Sah gestern den Führer“, schreibt Rommel am 18. Juni 1944 an Lucie, zwei Tage nachdem er bei einem Lagevortrag von Hitler scharf gemäßigelt worden war: „Ich sehe jetzt viel weniger besorgt in die Zukunft als vor einer Woche.“



HAUS DER GESCHICHTE BADEN-WÜRTTEMBERG (L/U)

42 Telegramm Deutsche Reichspost

aus 3. Aus den Felde 45/44 W. 16. 10. 44 15.34 Uhr

Angehöriger		Charakter	
Tag	Monat	Jahr	Zeit
16.	10.	44	19.00 Uhr
Telegramm des Führers		Tag	
An Frau		16. 10. 44 19.30	
Lucia Rommel		Herrlingen Schindl	
Herrlingen bei Ulm Donau.			

Ulm Schindler
Ant Herrlingen

Nehmen Sie zu dem schweren Verluste den Sie durch den Tod Ihres Gatten erlitten haben mein aufrichtiges Beileid entgegen. Der Name des Generalfeldmarschall Rommel wird für immer mit den heldenhaften Kämpfen in Nordafrika verbunden sein.

Adolf Hitler

Pro dienstliche Rückfragen

HGM 1. 44

X 1. 187 100 5/1/1 29

Leichnam, Hitler-Telegramm 1944: Der Witwe blieb die Generalspension erhalten

Immer wieder siegt der Glaube an den Mann, dem er seine Karriere verdankt. Noch kurz vor seinem Tod redet Rommel über seine Zuneigung zu Hitler. „Ich habe den Führer geliebt und liebe ihn noch“, entfährt es ihm in Anwesenheit der beiden Wehrmachtsgeneräle, die ihm das Todesurteil überbringen. Man kann diesen Satz als hilflose Verteidigung verstehen – möglicherweise ist die Liebe, von der Rommel spricht, aber auch aufrichtig empfunden.

Widersacher, Widerständler gar, oder nur passiver Mitwisser? Als die entscheidenden Stunden des Stauffenberg-Attentats kommen, fehlt Rommel jedenfalls, wieder einmal. Auf der Rückkehr von einem Frontbesuch haben britische „Spitfire“-Jagdflieger sein Auto beschossen. Der Fahrer wird tödlich getroffen, der Wagen rollt gegen einen Baum. Rommel erleidet einen Schädelbasisbruch und kommt in ein Luftwaffenlazarett, wo er erst einen Tag später, den Kopf mit Stoffstreifen umwickelt, wieder aufwacht.

Dort liegt er auch noch, als am 20. Juli im fernen Ostpreußen die Bombe detoniert, die Graf Stauffenberg in Hitlers

Besprechungsbaracke platziert hatte. Der Diktator kommt mit geplatzttem Trommelfell davon – womit der Putschversuch gescheitert ist, auch weil sich viele der Mitverschwörer ohne den Tod des Diktators einen Sturz des Regimes nicht vorstellen können.

Als Rommel am 8. August 1944 aus dem Lazarett nach Herrlingen heimfahren darf, ist sein Schicksal schon absehbar. In Berlin läuft der erste Prozess vor dem Volksgerichtshof, welche Aussagen die Gestapo aus den Verschwörern herausprügelte, ist unklar; die Vernehmungsprotokolle sind nicht erhalten. Rommel wurde aber wohl von den beiden Gefangenen Hofacker und Stülpnagel schwer belastet. In den Akten des Parteikanzleiers Martin Bormann findet sich ein entsprechender Vermerk: „Feldmarschall Rommel sei durchaus im Bilde gewesen; Rommel habe erklärt, dass er der neuen Regierung nach gelungenem Attentat zur Verfügung stehen würde.“

Sein Mitwissen macht Rommel in den Augen des Regimes zum Mittäter. Dazu kommen Berichte, dass er sich abfällig über die Spitzen des Reichs geäußert

habe. Ein treuer Parteigenosse hatte den Inhalt eines Gesprächs, das Rommel im privaten Kreis geführt hatte, empört nach Berlin gemeldet: Der General habe darüber geklagt, dass er bei dem „Führer“ schon seit 1942 einen Abfall der „Geisteskraft“ festgestellt habe, und diesem zudem vorgeworfen, dass er sich, anders als Churchill, nie bei der kämpfenden Truppe in der Normandie habe sehen lassen.

Bormann, der den „Paradegeneral“ nie leiden konnte, fügt alles in einem Dossier zusammen und trägt es Hitler vor. Der sieht Verrat, ist tief getroffen und sinnt auf Rache. Am liebsten hätte der Diktator wohl den abgefallenen General aburteilen lassen, doch einen Prozess, wie ihn die anderen Verschwörer haben erleiden müssen, kann sich in diesem Fall nicht einmal Hitler leisten. Der Mythos vom Volkshelden ist selbst für den Mann, der ganz Europa in ein Schlachthaus verwandelte, zu mächtig geworden.

„Es wäre einfach ein entsetzlicher Skandal gewesen, wenn dieser so bekannte und beliebte Feldmarschall verhaftet und vor den Volksgerichtshof gestellt worden wäre“, erklärte Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht und treuer Hitler-Paladin, später vor dem Nürnberger Gericht. So bleibt als Ausweg nur der erzwungene Selbstmord, verbunden mit der Versicherung, dass der Witwe selbstverständlich ihre Generalspension erhalten bleibe.

„Plötzlich und unerwartet verschied nach seiner schweren Verwundung Generalfeldmarschall Erwin Rommel“, heißt es in der Todesanzeige, die am 14. Oktober ins Reich ging. Der Totenschein vermerkt als Todesursache: „Herzschlag als Folge eines im Westen erlittenen Dienstunfalls.“ Vier Tage später wird Rommel mit einem Staatsbegräbnis in Ehren verabschiedet, im Beisein der Familie und zahlreicher hoher Offiziere. Nur Hitler hat sich die Farce erspart, an seiner Stelle hält Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt die Traueransprache.

Um ein Kondolenzschreiben kommt Hitler allerdings nicht herum. „Nehmen Sie zu dem schweren Verlust, den Sie durch den Tod Ihres Gatten erlitten haben, mein aufrichtiges Beileid entgegen“, heißt es in dem „Telegramm des Führers“ vom 16. Oktober 1944: „Der Name des Generalfeldmarschalls Rommel wird für immer mit den heldenhaften Kämpfen in Nordafrika verbunden sein.“

Mit dieser Voraussage sollte der Diktator sogar recht behalten.

JAN FLEISCHHAUER, JAN FRIEDMANN



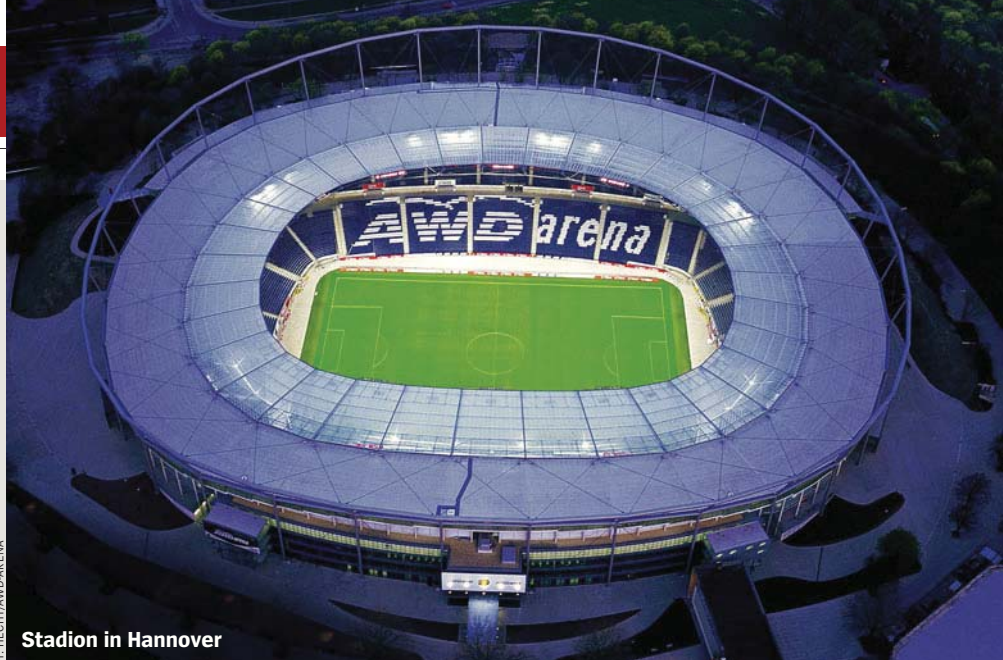
Video:
Tod des
Wüsten-Feldherrn

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.
spiegel.de/app442012rommel

FINANZDIENSTLEISTER

Swiss Life tilgt AWD

Der Name AWD ist in der Finanzwelt offenbar bald Geschichte. Der hannoversche Finanzdienstleister soll Ende November mit der Deutschland-Niederlassung seiner Schweizer Muttergesellschaft Swiss Life fusionieren und die Finanzprodukte künftig wohl unter der Bezeichnung „Swiss Life Best Select“ vertreiben. Nach Aussage von Insidern wird der Aufsichtsrat der Swiss Life noch in dieser Woche die Namenstilgung des 1988 von Carsten Maschmeyer übernommenen und 2008 an das Schweizer Unternehmen verkauften Strukturvertriebs beschließen. Hauptgrund für die Umfirmierung dürfte das nach wie vor schlechte Image des zweitgrößten deutschen Finanzdienstleisters sein. In den vergangenen zwei Jahren geriet das Unternehmen vor allem durch eine gewaltige Klagewelle frustrierter Kunden in die



Stadion in Hannover

Schlagzeilen. Darunter litt offenbar das Geschäft. Umsatz und Gewinn sanken zuletzt dramatisch. Der in Zürich ansässige Versicherungskonzern Swiss Life hofft nun, mit einem neuen Namen das alte Image abstreifen zu können. Interne Kritiker des Plans klagen, dass die Umbenennung zum falschen Zeitpunkt erfolge, weil noch Hunderte Schadensersatzklagen anhängig seien – und diese auch mit dem neuen Namen in Verbindung gebracht würden. In der Geschäfts-

führung der Swiss Life Deutschland sollen künftig drei Manager der Swiss Life und drei ehemalige AWDler sitzen. Darunter ist auch Götz Wenker, der jahrelang für den Einkauf von problematischen Finanzprodukten wie den Dreiländerfonds oder den umstrittenen Filmfonds verantwortlich war. Beim AWD heißt es, eine Umbenennung des Finanzdienstleisters sei „reine Spekulation“, die man nicht kommentieren wolle.

GESUNDHEIT

„Auf Verschwendung eingestellt“



Der sozialdemokratische Gesundheitspolitiker Karl Lauterbach, 49, über die Reserven der Krankenkassen

SPIEGEL: Die Krankenkassen haben Überschüsse in Milliardenhöhe angehäuft; was soll mit dem Geld geschehen?

Lauterbach: Das Geld gehört den Versicherten. Sie müssen seit einiger Zeit viel zu viel bezahlen, weil die Regierung den Beitrag zu hoch gesetzt hat.

SPIEGEL: Soll die Regierung den Beitragssatz von derzeit 15,5 Prozent senken?

Lauterbach: Die Festlegung eines einheitlichen Beitragssatzes hat sich als Irrweg herausgestellt. Ich bin für mehr Wettbewerb. Jede Kasse sollte ihren Beitragssatz künftig wieder selbst festlegen. Das würde die Bürger entlasten.

SPIEGEL: Um welche Summen geht es?

Lauterbach: Der Sonderbeitrag, den die Versicherten derzeit ohne Arbeitgeberanteil allein bezahlen müssen, kann weg, ebenso die Praxisgebühr. Die meisten Kassen wären derzeit in der Lage, ihren Beitragssatz sogar um bis zu zwei Prozentpunkte zu senken. Insgesamt ergäbe das eine Entlastung von etwa 20 Milliarden Euro, davon 15 Milliarden für die Arbeitnehmer und 5 Milliarden für die Arbeitgeber.

SPIEGEL: Wäre es nicht klüger, die Krankenkassen legten ihre Überschüsse für schlechte Zeiten zurück?

Lauterbach: Gerade weil sich die Wirtschaftslage eintrübt, ist es falsch, 20 Milliarden Euro zu horten. In den Händen der Bürger würde das Geld die Konjunktur kräftig ankurbeln. Bei den Krankenkassen hingegen verliert es schleichend an Wert.

SPIEGEL: Einige Kassen haben immerhin angekündigt, ihren Mitgliedern einen Teil der Beiträge zurückzuerstatten.

Lauterbach: Das sind Ausnahmen. Die meisten Kassen geben das Geld lieber für Zusatzleistungen und verdeckte Werbemaßnahmen aus, um neue Mitglieder anzulocken. Das ganze System ist auf Verschwendung eingestellt – bezahlt von den Versicherten durch

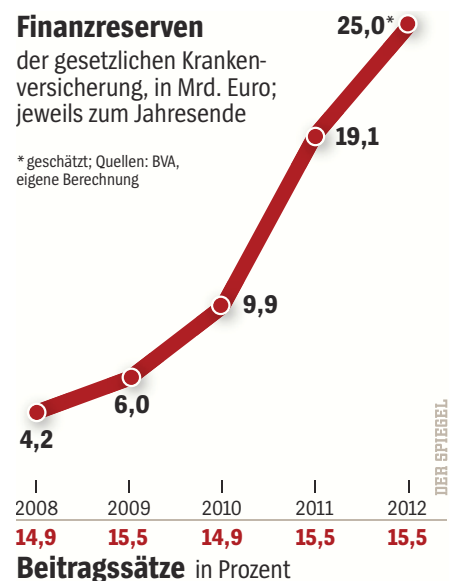
einen künstlich überhöhten Einheitsbeitragssatz.

SPIEGEL: Die Große Koalition hat den Einheitsbeitragssatz doch erst in der vergangenen Legislaturperiode eingeführt. Haben Sie das schon vergessen?

Lauterbach: Sogar in der Politik muss es erlaubt sein dazulernen. Immerhin hatten wir den Satz damals nicht zu hoch angesetzt.

Finanzreserven

der gesetzlichen Krankenversicherung, in Mrd. Euro; jeweils zum Jahresende



Beitragssätze in Prozent

Jahr	Beitragssatz (%)
2008	14,9
2009	15,5
2010	14,9
2011	15,5
2012	15,5

PORSCHÉ

Ex-Finanzchef Härter entlastet

Einen Rückschlag müssen die Stuttgarter Staatsanwälte in einem Porsche-Prozess hinnehmen. Sie haben den ehemaligen Porsche-Finanzchef Holger Härter und zwei seiner Kollegen vor dem Landgericht Stuttgart wegen Kreditbetrugs angeklagt. Die Manager sollen mit falschen Angaben dafür gesorgt haben, dass die französische Großbank BNP Paribas Porsche einen Kredit über 500 Millionen Euro gewährte. Das umstrittene Porsche-Schreiben stammt vom 19. März 2009. In den Unterlagen, die die Staatsanwaltschaft beschlagnahmt hat, entdeckten die Anwälte der Beschuldigten nun aber entlastende Dokumente, vor allem ein Protokoll des Kreditausschusses der BNP in Paris. Danach hat das oberste Kreditkomitee der Bank bereits am 13. März 2009 den 500-Millionen-Kredit für Porsche genehmigt – sechs Tage vor dem Brief der Porsche-Manager. Die Verteidiger der drei



DANIEL MAURER / DAPD

angeklagten Finanzmanager sagen, der Brief vom 19. März enthalte keine falschen Angaben. Aber darauf komme es nun nicht mehr an. Mehrere Kommentare zum Strafgesetzbuch belegten, dass „Täuschungshandlungen nach der Kreditentscheidung tatbestandslos“ seien. Setzt sich diese Ansicht auch beim Gericht durch, dürfte die Anklage in sich zusammenfallen.

LEBENSMITTEL

Zucker raus

Die Kritik von Verbraucherschützern am hohen Zuckergehalt in Frühstückscerealien für Kinder zeigt Wirkung – nicht nur beim Lebensmittelmulti Nestlé, der kürzlich bekanntgab, den Zuckergehalt in seinen Produkten zu senken. Der Großhändler Metro nahm „als erste Maßnahme“ die Frühstücksflocken der Marke „Drachen Honeys“ aus dem Angebot. Auf einer Liste der Verbraucherorganisation Foodwatch zählten sie mit 45 Prozent Zucker zu den negativen Spitzenreitern. Nicht viel besser schnitten drei Sorten Knusperflakes von Hipp ab – auch diese nahm das Unternehmen im Oktober aus dem Sortiment. Firmen wie Brüggem und Kölln reduzierten in den vergangenen Jahren in vielen Produkten den Zuckeranteil schrittweise – auf etwa sechs bis zehn Prozent. Vor allem auf zuckerreduzierte Varianten setzt der US-Konzern Kellogg's. Dessen Klassiker „Smacks“ und „Frosties“ führen seit Jahren unverändert die Listen der größten Zuckerbomben an.

BEKLEIDUNG

Greenpeace findet Schadstoffe



STEFAN SCHWENKE / IMAGO

Sie wird mit Bildern aus unberührter Natur beworben, enthält aber Stoffe, die wenig umweltfreundlich sind: Bei einer Untersuchung von Outdoor-Bekleidung für Kinder und Frauen hat die Umweltschutzorganisation Greenpeace die Umweltgifte Perfluorooctansäure (PFOA) und Fluortelomeralkohole (FTOH) gefunden. So wurde zum Beispiel in Jacken von Patagonia oder Jack Wolfskin das gesundheitsschädliche PFOA „in bedenklicher Konzentration“ nachgewiesen. Die Stoffe werden für Beschichtungen oder Membrane eingesetzt und gelangen über Nahrung, Luft und Trinkwasser auch in den menschlichen Organismus. Sie stehen unter anderem im Verdacht, krebserregend zu sein. „Die Branche wirbt mit Bildern von waghalsigen Kletterern, dabei sind die meisten Kunden Großstädter, die bei einer Radtour oder Herbstwanderung warm und trocken bleiben wollen“, sagt Manfred Santen von Greenpeace. Die Umweltorganisation fordert, die schädlichen Chemikalien durch ungefährliche Alternativen zu ersetzen. Verbraucher können bereits alternative Textilien kaufen. Patagonia plant, bis Herbst 2015 nur noch schadstofffreie Materialien einzusetzen, Jack Wolfskin will das bis 2020 erreichen.



UNTERNEHMEN

Weg vom Stahl

ThyssenKrupp-Chef Hiesinger steht vor einer der schwierigsten Aufgaben der deutschen Industrie: Er muss die Folgen jahrelanger Misswirtschaft beseitigen, um den Traditionskonzern in eine neue Zukunft zu führen.

Mehr als ein Jahr schon steht Heinrich Hiesinger an der Spitze von ThyssenKrupp. Die Führungskräfte mussten langsam wissen, was das für einer ist, dieser Manager, der zuvor als Vorstand bei Siemens gearbeitet hatte. Doch Hiesinger überrascht sie stets wieder, manche schockiert er gar.

Beispielsweise am vergangenen Donnerstag: Rund 250 Führungskräfte von ThyssenKrupp trafen sich in Essen. Der Vorstand wollte mit ihnen diskutieren, wie der Ruhrgebietskonzern seine Krise überstehen soll und wo seine Zukunft liegt. Hiesinger ließ ein Schaubild an die Wand projizieren, und auf dem stand diese Zahl: 30 Prozent.

Nur noch 30 Prozent seines Geschäfts soll der Konzern mit Stahl erwirtschaften, mit dem Produkt, für das der Name Thys-



Aufsichtsräte Beitz, Cromme
Die Unantastbaren

senKrupp seit Jahrzehnten steht. Nun soll daraus ein Technologieunternehmen werden, das den Großteil seines Geschäfts mit dem Bau von Aufzügen, Raffinerien, Schiffen und Maschinen und mit Zulieferungen für die Automobilindustrie erwirtschaftet. „Wir werden in Zukunft weniger arbeiten und mehr denken“, rief Hiesinger seinen Managern zu.

Viele Führungskräfte können zwar rational nachvollziehen, dass die Wende, die Hiesinger verkündet, notwendig ist, um das Überleben des Konzerns zu sichern. Gefühlsmäßig aber kommen sie damit nur schwer klar.

ThyssenKrupp muss, zumindest teilweise, raus aus der Stahlproduktion – und das schnell. Im vergangenen Jahr war dieses Geschäft hauptverantwortlich für den Verlust von 1,8 Milliarden Euro. Es sorgte

MALTE OSSOWSKI / SVEN SIMON



ThyssenKrupp-Stahlwerk in Alabama

„Weniger arbeiten und mehr denken“

len des Stahlgeschäfts ist mühsam. Gleichzeitig fehlt das Geld, um neue Firmen zu kaufen und Geschäfte jenseits des Stahls auszubauen.

Die Probleme des Konzerns haben eine Ursache: ThyssenKrupp wurde nicht wie ein milliardenstarker Dax-Konzern geführt, sondern wie ein mittleres Familienunternehmen. Wichtige Entscheidungen machten drei Männer unter sich aus: der 99-jährige Berthold Beitz, der die Krupp-Stiftung vertritt, die gut 25 Prozent der Aktien hält; der 69-jährige Gerhard Cromme, der den ThyssenKrupp-Aufsichtsrat anführt; und der 71-jährige Schulz, der bis 2011 als Vorstandschef wirkte.

Statt Transparenz und klarer Regeln herrschte ein System von Verabredungen und Kungeleien. So lange die Krupp-Stiftung ihre Dividende erhielt, schien die Welt in Ordnung. Und so konnte aus kleineren Schwierigkeiten im Laufe der Jahre eine existenzbedrohende Krise werden.

Nach seinem Amtsantritt in Essen musste Hiesinger feststellen, dass es ThyssenKrupp an wesentlichen Voraussetzungen dafür mangelt, einen Technologiekonzern effizient zu steuern. Es gab weder ein einheitliches Rechnungswesen noch ein durchgängiges Controlling. Und das Stammgeschäft, die Stahlerzeugung, wurde so gefahren, dass die Hochöfen immer liefen, ganz gleich, ob sie mit Gewinn oder Verlust arbeiteten.

Im Februar dieses Jahres beispielsweise gab es Probleme, Kokskohle an die Stahlwerke zu liefern. Deutschland litt unter einem Kälteeinbruch. Die Kokskohle gefror in den Eisenbahnwaggons und konnte nicht ausgeladen werden.

Bei ThyssenKrupp war es üblich, in einem solchen Fall Pellets, die vorrätig sind, zu verfeuern. Aber die Pellets sind so teuer, dass das Quartalergebnis eingebrochen wäre. Das ist die technische Art der Betriebsführung.

Der neue Konzernchef ließ die Hochöfen herunterfahren. Das ist aufwendig, aber deutlich billiger als eine Befuerung mit Pellets. Es ist die betriebswirtschaftliche Art, eine Stahlerzeugung zu steuern. Es ist die Art, in der nach dem Willen Hiesingers alle Bereiche geführt werden sollen.

Bis zum Amtsantritt des 52-jährigen Ingenieurs verfügte ThyssenKrupp über kein System, mit dem alle Sparten mit ihren jeweiligen Konkurrenten verglichen wurden. Wenn überhaupt

verglichen wurde, erinnert sich ein Manager, dann geschah das untereinander. Dann maß der Stahlchef seine Margen an denen der Schiffsbauer, der Anlagenbauer oder der Aufzugsparte.

Ungekrönte Könige dabei waren regelmäßig die Aufzugbauer. Mit einer Umsatzrendite von durchschnittlich zehn Prozent ließen sie den Rest des Konzerns deutlich hinter sich.

Als Hiesinger Vergleiche mit anderen Unternehmen einführte, wandelte sich das Bild. Die ThyssenKrupp-Aufzugsparte lag weit hinter Konkurrenten wie Kone, Schindler oder Otis.

Einem Dax-Konzern unwürdig war lange Zeit auch die Art der Personalauswahl, sie erfolgte oft nach Gutsherrenart. So schickte das Unternehmen im Jahr 2005 den langjährigen ThyssenKrupp-Manager Hans-Ulrich Lindenberg nach Brasilien. Dort sollte er ein Milliardenprojekt leiten, den Bau des Stahlwerks.

Ausgewählt wurde Lindenberg vom damaligen Stahlchef fast im Alleingang. Laut internen Papieren galt er schon zuvor als „altbacken“. In Brasilien häuften sich unter seiner Leitung die Pannen.

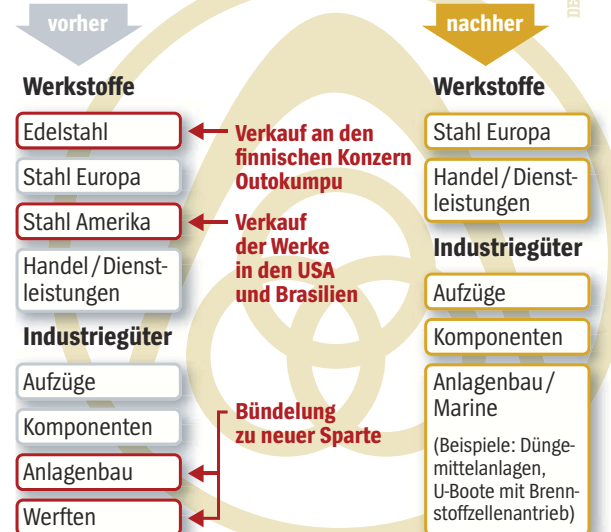
Heute würde ein Manager wie er wohl kaum noch auf einem solch wichtigen Posten landen. Der neue Konzernchef hat den Auswahlprozess verändert. Jetzt müssen mehrere interne und externe Kandidaten von mindestens zwei Konzernvorständen interviewt werden. Deren Favorit wird dem Konzernvorstand präsentiert.

Auf diesem Weg, freut sich Hiesinger, drängen häufiger externe Kandidaten in Führungspositionen. Mit ihrer Hilfe kann er den Wandel beschleunigen.

Vergangene Woche beschloss der Vorstand, die Reste der Schiffsbauersparte mit dem Anlagenbau zu verschmelzen. Sollte der Verkauf der Stahlwerke in Brasilien und den USA und der Edelstahlsparte

Kleiner, aber feiner

Geplante neue Konzernstruktur für ThyssenKrupp



auch für einen großen Teil der rund sechs Milliarden Euro Schulden, die der Konzern angehäuft hat.

Hiesingers Vorgänger Ekkehard Schulz hatte zwei Stahlwerke in Brasilien und den USA bauen lassen, um ThyssenKrupp in die Liga der größten Stahlkonzerne der Welt zu katapultieren. Es wurde die größte Fehlinvestition der jüngeren Firmengeschichte.

Missmanagement auf vielen Ebenen führte dazu, dass die Kosten, die ursprünglich bei drei Milliarden Euro liegen sollten, sich mehr als verdreifachten. Hiesinger bleibt keine andere Wahl, als die Werke zu verkaufen, selbst mit Verlust.

Zwar liegen erste Kaufangebote mit Preisen zwischen drei und fünf Milliarden Euro vor. Doch bis zu einem Abschluss werden noch Monate vergehen. Die Interessenten wollen jeweils nur eines der beiden Werke übernehmen. Da diese sich gegenseitig beliefern, müssen sich mögliche Käufer erst abstimmen, wie sie die Arbeit künftig aufteilen wollen.

Schwieriger als erwartet gestaltet sich auch der Verkauf der Edelstahlsparte an einen finnischen Konkurrenten. Der Deal wurde im Januar abgeschlossen. Doch die 2,7 Milliarden, die als Kaufpreis vereinbart wurden, sind noch nicht geflossen. Die EU-Kommission macht wettbewerbsrechtliche Bedenken geltend.

Damit steht Hiesinger vor einer der schwierigsten Aufgaben in der deutschen Industrie. Der Abschied von großen Tei-

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir mussten handeln“

EZB-Chef Mario Draghi verteidigt seine Krisenpolitik und verspricht, die Preise stabil zu halten. Bei der Reform der Euro-Zone stellt er sich auf die Seite der Deutschen.

klappen, wäre ThyssenKrupp dann von ursprünglich acht Geschäftsbereichen auf nur noch fünf zurechtgestutzt. Und das alles mit Zustimmung der Betriebsräte, die einsehen, dass sich viel ändern muss.

Wer für den teilweise traurigen Zustand des Konzerns verantwortlich ist, interessiert den Vorstandschef nicht. „Ich blicke nur nach vorn“, sagt Hiesinger.

Was soll er auch sagen. Sein Vorgänger Schulz wurde von Cromme und Beitz zum Sündenbock erklärt und vom Hof gejagt. Sie selbst gelten als unantastbar.

Beitz ist eine lebende Legende. Der Industrielle hat im Zweiten Weltkrieg mehreren hundert Juden das Leben gerettet, indem er sie als Arbeiter einstellte. Er hat Krupp mehrmals vor dem Niedergang bewahrt. Die Krupp-Stiftung unterstützt Kunst, Kultur und soziale Projekte. Beitz besetzt die Rolle des guten Kapitalisten.

Wer mag da kritisieren, dass Beitz derzeit einer Kapitalerhöhung im Wege steht? Mit ihr könnte sich ThyssenKrupp dringend benötigtes Geld verschaffen. Doch dadurch würde der Anteil der Krupp-Stiftung sinken. Deshalb wird es keine Kapitalerhöhung geben.

Cromme, der als Aufsichtsratschef bei ThyssenKrupp und Siemens agiert, konnte in beiden Konzernen stets einen Verantwortlichen präsentieren, wenn Probleme auftauchten. Bei Siemens waren es Heinrich von Pierer und Klaus Kleinfeld, bei ThyssenKrupp war es Schulz.

Aber warum hat Cromme nicht dafür gesorgt, dass es bei ThyssenKrupp ein zeitgemäßes Controlling, eine professionelle Personalauswahl und eine effiziente Steuerung der Unternehmensbereiche gibt? Dies sollte auch zu den Aufgaben eines Aufsichtsratsvorsitzenden zählen.

Immerhin hat Cromme mit Hiesinger einen Konzernchef geholt, der durch seine Erfahrung bei Siemens weiß, wie man einen Technologiekonzern steuern kann. „Kleiner, aber feiner“ soll ThyssenKrupp nach dessen Vorstellung werden. Dass der Wandel mehrere Jahre benötigt, ist Hiesinger bewusst. Dass er ohne Widerstände abgeht, kann er kaum erwarten.

Noch gibt es ThyssenKrupp-Manager, die hoffen, Hiesinger werde nicht allzu viel verändern. „Der lernt das auch noch“, sagen sie und diskutieren schon einen Plan B für den Fall, dass der Aufbau neuer Geschäfte nicht vorankommt.

Das verbleibende Stahlgeschäft könnte mit einem europäischen Konkurrenten wie Salzgitter verschmolzen werden. ThyssenKrupp wäre wieder, was es fast zwei Jahrhunderte lang war: vor allem ein Stahlkonzern. Und Hiesingers Schaubild, das dem traditionellen Geschäft nur noch einen Anteil von 30 Prozent einräumt, wäre nur eine Episode aus einer wilden Zeit des Umbruchs.

FRANK DOHMEN, DIETMAR HAWRANEK



„Ich bin mir durchaus bewusst, dass ich ein Notenbanker ohne politisches Mandat bin.“

Währungshüter Draghi

TIM WEGNER / DER SPIEGEL

Draghi, 65, ist seit einem Jahr Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB). Der gebürtige Römer wurde an einer Jesuitschule erzogen. Das Wirtschaftsstudium beendete er mit Bestnote. Als hochrangiger Beamter im Finanzministerium war Draghi später maßgeblich an der Vorbereitung des Euro-Starts in Italien beteiligt. Sechs Jahre führte er außerdem die Notenbank des Landes, die Banca d'Italia. Von 2002 bis 2005 arbeitete Draghi für die Investmentbank Goldman Sachs. In seinem Amt als wichtigster Währungshüter Europas sorgte er aus anderen Gründen für Schlagzeilen: Mit etlichen Krisenmaßnahmen brachte er vor allem Bundesbank-Chef Jens Weidmann gegen sich auf, der offen auf Konfrontationskurs zu Draghi ging. Vor allem das Programm zum unbegrenzten Aufkauf von Staatsanleihen kriselnder Euro-Länder entzweit die Notenbanker.

SPIEGEL: Herr Präsident, haben Sie ein Sparbuch?

Draghi: Ja.

SPIEGEL: Wissen Sie, wie viel Zinsen Sie dafür bekommen?

Draghi: Rund 1,75 Prozent, das ist der aktuelle Sparzins in Italien.

SPIEGEL: Ein deutsches Sparbuch wirft sogar noch weniger ab. Die Renditen reichen nicht annäherungsweise aus, um die steigenden Preise auszugleichen. Zahlen die Sparer die Zeche für die Euro-Krise?

Draghi: Nein. Wenn wir die Krise nicht lösen, werden wir alle dafür bezahlen. Und wenn wir sie lösen, dann werden wir alle, aber vor allem und gerade die deutschen Steuerzahler und Sparer, davon profitieren.

SPIEGEL: Trotzdem sorgen sich vor allem in Deutschland viele um den Wert ihres Geldes, weil die Europäische Zentralbank die Leitzinsen auf ein historisch niedriges Niveau gesenkt und angekündigt hat, in großem Stil Anleihen südeuropäischer Schuldenstaaten zu kaufen. Sind die Bürger zu Recht besorgt?

Draghi: Wir nehmen die Befürchtungen der Bürger sehr ernst. Die Menschen fragen uns zu Recht, warum wir es für notwendig hielten, das Programm zu den Staatsanleihekäufen anzukündigen.

SPIEGEL: Dann erklären Sie es uns bitte.

Draghi: Die Vertrauenskrise führt dazu, dass Gelder nach Deutschland fließen. Deshalb sind die Zinssätze in Deutschland sehr niedrig, während sie in anderen Ländern auf ein ungerechtfertigt hohes Niveau steigen. Einfach gesagt: Die Zinsen in anderen Ländern der Euro-Zone enthielten unter anderem Aufschläge für Spekulationen über einen Zusammenbruch der Euro-Zone. Diese Spekulationen waren unbegründet, und deshalb mussten wir dagegen vorgehen.

SPIEGEL: Und deshalb beschlossen Sie, den Regierungen in Rom und Madrid unter die Arme zu greifen.

Draghi: Nein, ausschlaggebend war etwas anderes. Die hohen Anleihezinsen ließen auch die Zinsen für Unternehmens- und Immobilienkredite in die Höhe schnellen. Das bedrohte die Wirkung unserer Geldpolitik: So sehr wir die Zinsen auch senkten, in der realen Wirtschaft kamen unsere Impulse nicht mehr an. Das konnten wir nicht tatenlos hinnehmen.

SPIEGEL: Viele Experten bezweifeln, dass die Kreditzinsen in Spanien und Italien tatsächlich auf einem alarmierenden Niveau lagen.



Anti-Spar-Demonstranten in Madrid: „Die Regierungen haben Souveränität verloren“

Draghi: Dafür gibt es keinen Grund, wir haben eine Kette von Belegen. Nehmen Sie die Bank, die in Spanien kaum noch eine Anleihe begeben konnte, obwohl sie objektiv genauso solvent war wie ein Institut in Deutschland. Kein Wunder also, dass Banken je nach Standort völlig unterschiedliche Kreditzinsen verlangen. Das ist auch der Grund, warum ein Ehepaar für eine Wohnung in Madrid völlig andere Hypothekenkonditionen erhalten kann als in München.

SPIEGEL: Es ist nicht ungewöhnlich, dass sich die Kreditzinsen in verschiedenen Ländern unterscheiden.

Draghi: Das stimmt, aber das Ausmaß der Unterschiede hatte jedes normale Maß überschritten. Die Zinsen müssen nicht in der ganzen Euro-Zone gleich sein. Inakzeptabel sind allerdings große Zinsunterschiede, die auf gestörte Kapitalmärkte oder die Befürchtung, dass die Euro-Zone auseinanderbrechen könnte, zurückzuführen sind. Zudem lagen in einigen Ländern die kurzfristigen Zinsen über den langfristigen, was für uns immer ein Alarmzeichen ist. Alle unsere Analysen zeigten uns, dass wir es mit einer schweren Vertrauenskrise zu tun hatten,

gegen die wir dringend etwas unternehmen mussten.

SPIEGEL: Vor allem in Deutschland sind aber viele der Auffassung, dass ihre Maßnahmen rechtswidrig sind. Sie umgehen das Verbot, staatliche Defizite mit der Notenpresse zu finanzieren.

Draghi: Das ist falsch. Verboten ist uns, Anleihen direkt von den Regierungen zu kaufen. An dieses Verbot halten wir uns. Erlaubt ist uns dagegen, Anleihen auf dem sogenannten Sekundärmarkt zu erwerben – also von Banken oder Finanz-

instituten –, wenn das für unsere Geldpolitik erforderlich ist. Genau das tun wir.

SPIEGEL: Fragt sich nur, warum Sie die Bürger auch noch mit der Bemerkung erschrecken mussten, Käufe in „unbegrenzter Höhe“ vorzubereiten. War Ihnen nicht klar, dass es den Menschen dabei angst und bange wird?

Draghi: Ich habe das Wort „unbegrenzt“ gewählt, um unsere Entschlossenheit deutlich zu machen, den Euro zu verteidigen. Man muss verstehen, wie die Märkte funktionieren. Unbegrenzt heißt aber nicht unkontrolliert. Im Gegenteil: Wir werden nur von solchen Ländern Anleihen kaufen, die strikte Bedingungen akzeptieren, und wir werden genau überprüfen, ob die Bedingungen auch eingehalten werden.

SPIEGEL: Daran haben wir Zweifel. Würden Sie einem Land wirklich die Hilfe verweigern, wenn es Reformauflagen nicht erfüllt?

Draghi: Selbstverständlich. Wenn ein Land die Vereinbarungen nicht einhält, werden wir das Programm nicht wieder aufnehmen. Wir haben angekündigt, dass die Operationen ausgesetzt werden, sobald ein Programmland überprüft wird. Wir werden dann den Internationalen Wäh-

rungsfonds und die Europäische Kommission bitten, zu bewerten, ob das Land die Vereinbarungen erfüllt. Erst dann würden wir die Operationen wieder aufnehmen.

SPIEGEL: Wie glaubwürdig solche Ankündigungen sind, lässt sich derzeit am Beispiel Griechenland studieren. Die Athener Regierung hat ihre Zusagen gegenüber der Troika aus Internationalem Währungsfonds, EZB und EU-Kommission wiederholt gebrochen, trotzdem soll es nun auch die nächste Tranche des Hilfskredits bekommen.

Draghi: Der Vergleich ist unangebracht. Griechenland kommt für unser Programm überhaupt nicht in Betracht, weil es ausschließlich an Länder gerichtet ist, die sich nach wie vor am Kapitalmarkt finanzieren. Das ist etwas völlig anderes.

SPIEGEL: Viele Bürger sind dennoch beunruhigt, dass die EZB in großem Stil hochriskante Staatsanleihen aus Südeuropa in ihre Bilanz nehmen will. Schon jetzt haben Sie Kreditpapiere aus Ländern wie Portugal oder Irland im Wert von rund 200 Milliarden Euro im Depot. Müssen am Ende die Steuerzahler einspringen, wenn die Länder ihre Kredite nicht bedienen können?

Draghi: Damit rechne ich nicht, ganz im Gegenteil: Bislang haben wir mit unseren Anleihekäufen sogar Gewinne erzielt, die an die nationalen Notenbanken geflossen sind, zum Vorteil der Regierungen und der Steuerzahler.

SPIEGEL: Können Sie garantieren, dass es dabei bleibt?

Draghi: Eines ist klar: Wenn die Regierungen in Südeuropa ihre erfolgreiche Reformpolitik der letzten Monate fortsetzen, wird der deutsche Steuerzahler mit unseren Käufen Gewinne erzielen. Es gibt keinen besseren Schutz gegen die Euro-Krise als gelungene Strukturreformen in Südeuropa.

SPIEGEL: Das kann man auch anders ausdrücken: Ihre Bilanz hängt von der politischen Entwicklung in Madrid, Rom oder Lissabon ab. Halten Sie es für klug, wenn sich eine Notenbank in dieser Weise von den Regierungen abhängig macht?

Draghi: Wir machen uns nicht abhängig, ganz im Gegenteil. Als sich die Krise im Frühsommer zuspitzte, hatte die EZB drei Möglichkeiten: erstens nichts zu tun, und eine zunehmende Verschlechterung der Krise zuzulassen, mit höheren Risiken vor allem für den deutschen Steuerzahler; zweitens bedingungslos Unterstützung zu gewähren oder drittens Hilfe unter Auflagen zu geben. Die EZB hat sich für die dritte Möglichkeit entschieden, weil wir so die Ursachen der Krise am besten bekämpfen können: Die Regierungen müssen sich zu einer gesunden Wirtschafts- und Finanzpolitik verpflichten. So sichern wir den Reformkurs in der Euro-Zone – und unsere Unabhängigkeit.

SPIEGEL: Die Erfahrung lehrt etwas anderes. Wenn Sie die Zinsen künstlich nach

unten drücken, erleichtern Sie den Regierungen das Schuldenmachen und verringern den Reformdruck.

Draghi: Hohe Zinsen sind das wichtigste Druckmittel für eine reformunwillige Regierung, da stimme ich Ihnen zu. Gerade deshalb aber bestehen wir auf die Einhaltung strikter Bedingungen. Außerdem wollen wir die Zinsdifferenzen zwischen den Ländern ja nicht völlig beiseitigen. Wir werden nur dann eingreifen, wenn die Unterschiede überhöht sind.



SPIEGEL: Viele Experten bezweifeln, dass sich das sauber auseinanderhalten lässt.

Draghi: Das sehen wir anders. Es gibt Modelle und Indikatoren, auf deren Grundlage wir zu einer fundierten Beurteilung kommen können.

SPIEGEL: Als Sie Ihr Programm angekündigt haben, lagen beispielsweise die Zinsen für zehnjährige spanische Staatsanleihen bei 6,5 Prozent. Wie hoch war in diesem Fall der spekulative Anteil?

Draghi: Das werde ich Ihnen nicht sagen; denn wir haben beschlossen, für unser Programm keine exakten Zahlen zu nennen, auf die wir später festgenagelt werden könnten. Ich kann Ihnen aber sagen, dass eine solide Analyse die erforderlichen Anhaltspunkte dafür liefert, ab wann die Unterschiede Anlass zur Besorgnis geben.

SPIEGEL: Wir fürchten eher, dass Sie sich in heilloser politischer Diskussionen mit den europäischen Regierungen verstricken. Um die Währungsunion auf stabile Grundlagen zu stellen, fordern Sie zum Beispiel eine stärkere Zentralisierung der Wirtschafts- und Finanzpolitik. Davon ist aber bisher wenig zu erkennen.

Draghi: Das sehe ich anders. Die Regierungen sind auf dem richtigen Weg. Sie haben sich verpflichtet, mehr Kompetenzen in der Haushalts- und Finanzpolitik auf die europäische Ebene zu verlagern. Dazu müssen sie auf ihrem Gipfel im Dezember die notwendigen Beschlüsse fassen.

SPIEGEL: Bislang sind die Regierungen lediglich bereit, der EU-Kommission mehr Rechte bei der Kontrolle ihrer Haushalte einzuräumen. Die eigentlichen Entscheidungen aber sollen weiter in nationaler Hand bleiben.

Draghi: Die Regierungen haben Beschlüsse gefasst, die noch vor einem Jahr undenkbar gewesen wären. Das ist ein Fortschritt, aber er reicht noch nicht aus.

SPIEGEL: Warum nicht?

Draghi: Wenn Sie das Vertrauen in die Euro-Zone wiederherstellen wollen, brauchen Sie Regeln. Aber das ist nur der erste Schritt. Sie müssen auch sicherstellen, dass diese Regeln eingehalten werden. Daran hat es in der Vergangenheit gemangelt, daran müssen die Regierungen arbeiten.

SPIEGEL: Finanzminister Wolfgang Schäuble hat vorgeschlagen, dem EU-Währungskommissar direkte Durchgriffsrechte auf die nationale Haushaltspolitik zu geben. Was halten Sie davon?

Draghi: Ich unterstütze den Vorschlag ausdrücklich. Es wäre klug, wenn die Regierungen ihn ernsthaft prüfen würden. Ich bin sicher: Wenn wir das Vertrauen in die Euro-Zone wiederherstellen wollen, müssen die Länder einen Teil ihrer Souveränität an die europäische Ebene abtreten.

SPIEGEL: Genau dazu sind viele Regierungen nicht bereit. Warum ist der Widerstand so groß?

Draghi: Viele Regierungen haben noch nicht verstanden, dass sie ihre nationale Souveränität längst verloren haben. Weil sie in der Vergangenheit zu hohe Schulden aufgetürmt haben, sind sie nun vom Wohlwollen der Finanzmärkte abhängig. Es klingt paradox, aber es ist dennoch richtig: Erst wenn die Euro-Länder bereit sind, Souveränität auf europäischer Ebene zu teilen, werden sie an Souveränität gewinnen.

SPIEGEL: Die zweite Maßnahme, mit der Sie die Währungsunion auf solidere Grundlagen stellen wollten, war eine gemeinsame Bankenaufsicht unter dem Dach der EZB. Anders als bislang geplant, soll diese Aufsicht nun nicht zum ersten Januar 2013 starten. Sind Sie enttäuscht?

Draghi: Keineswegs. Wichtiger als das Datum ist, dass die Aufsicht gut arbeitet. Sonst riskiert die EZB ihren Ruf und ihre Unabhängigkeit.

SPIEGEL: Warum glauben Sie, dass die EZB die Banken besser beaufsichtigen kann als die bisher zuständigen nationalen Behörden?

Draghi: Wir wollen die nationalen Aufsichtsorgane nicht ersetzen, sondern eng mit ihnen zusammenarbeiten. Sie müssen aber unabhängig werden von ihren Regierungen bei der Bewertung der Probleme. Immer wieder wurden in der Vergangenheit Schwierigkeiten im Bankensektor totgeschwiegen.

SPIEGEL: Sie meinen in Spanien ...

Draghi: Ich werde keine Namen nennen. Aber ich bin sicher, dass wir unabhängiger und schneller handeln können, wenn das Entscheidungszentrum in Frankfurt liegt.

SPIEGEL: Dafür gefährden Sie Ihre Unabhängigkeit in der Geldpolitik. Können Sie noch frei über Zinsen entscheiden, wenn Sie fürchten müssen, dadurch wichtige Banken in den Ruin zu treiben?

Draghi: Ich bin mir der Gefahr bewusst, deshalb müssen wir die beiden Bereiche in der EZB strikt trennen. Der EZB-Rat sollte die meisten Aufsichtsaufgaben an einen eigenständig arbeitenden Ausschuss geben, in dem vor allem Aufseher sitzen werden.

SPIEGEL: Das klingt bescheiden, doch in Wahrheit haben Sie inzwischen so viele Aufgaben übernommen wie kein EZB-Chef vor Ihnen. Sie sind der größte Gläubiger vieler Euro-Staaten, werden zum obersten Bankaufseher und entwerfen gemeinsam mit Ratspräsident Herman Van Rompuy eine neue Struktur für die Euro-Zone. Ist es falsch, wenn man Sie den mächtigsten Mann Europas nennt?

Draghi: Ich sehe mich jedenfalls nicht so. In der Frage der Bankenunion zum Beispiel leisten wir nur technische Hilfe, weil wir gefragt wurden.

SPIEGEL: Sie sind nach jedem Euro-Gipfel in der „Tagesschau“ neben den Mächtigen der Welt zu sehen. Wollen Sie



Continental



Reifen – neuester Stand.



www.continental-reifen.de

Ausgelassener Winterspaß,
sicherer Halt.

Kurze Bremswege,
wenn es drauf ankommt.

Für noch mehr Sicherheit – verbreitern Sie Ihren Kontakt zur Straße und setzen auch im Winter auf Breitreifen von Continental:



ContiWinterContact™
TS 830 P

ContiWinterContact™
TS 850

Bessere Bremsleistung
im lockeren Tiefschnee
und bei Nässe.

Mehr Grip auf festge-
fahrener Schneedecke
und auf Eis.

ADAC Motorwelt 10/2012
16 Winterreifen im Test
CONTINENTAL
ContiWinterContact
TS850
Dimension 205/55 R 16 H

ADAC

gut

Test



GABY GERSTER

Bundesbank-Chef Weidmann: „Nach wie vor viel Verständnis füreinander“

etwa sagen, dass Sie keinen Einfluss haben?

Draghi: Ich kann verstehen, dass dieser Eindruck entsteht. Aber ich bin mir durchaus bewusst, dass ich ein Notenbanker ohne politisches Mandat bin, der nur gemeinsam mit dem EZB-Rat handelt.

SPIEGEL: In Deutschland treffen Sie mit Ihrer Krisenpolitik auf große Vorbehalte. Waren Sie überrascht, dass Sie so viel Kritik auf sich gezogen haben?

Draghi: Ich hatte die Gelegenheit, mich am vergangenen Mittwoch mit Mitgliedern des Bundestags sehr eingehend über viele Themen auszutauschen. Mein Eindruck war, dass ich einige Punkte klären konnte, insbesondere die Frage, wie die Maßnahmen mit unserem Mandat vereinbar sind, wir unsere Unabhängigkeit wahren und die Preisstabilität auf mittlere Sicht gewährleisten können.

SPIEGEL: Genau daran haben viele Zweifel. Die Deutschen haben aus geschichtlicher Erfahrung gelernt: Wenn die Notenbanken die Märkte mit Geld fluten, steht am Ende Inflation.

Draghi: Wir müssen diese Ängste sehr ernst nehmen. Doch so einfach ist der Zusammenhang nicht. In einigen Fällen hat das Drucken von Geld Inflation verursacht, wie etwa in der Weimarer Republik. Aber in anderen Fällen hat proaktives Handeln der Zentralbank nicht zu Inflation geführt.

SPIEGEL: Sie meinen die Entscheidung der US-Notenbank Fed, die Leitzinsen Anfang des Jahrhunderts drastisch zu senken, eine Politik, die zur Preisblase am amerikanischen Immobilienmarkt und

zur Finanzkrise 2007/08 beigetragen hat. Wie wollen Sie ausschließen, dass sich so etwas in Europa wiederholt?

Draghi: Wir sind entschlossen, Preisstabilität zu gewährleisten und systemische Vermögensblasen zu vermeiden. Bislang sehen wir steigende Preise auf einigen wenigen Vermögensmärkten allenfalls auf lokaler Ebene. Solche Phänomene müssen regional von der Politik und den dafür zuständigen Aufsichtsbehörden angegangen werden, etwa indem Banken mehr Eigenkapital für ihr Risikoengagement im Immobilienbereich vorhalten müssen.

SPIEGEL: Was sagen Sie deutschen Steuerzahlern, die Inflation fürchten?

Draghi: Ich sehe aktuell keine Gefahren für die Preisstabilität. Die EZB ist wie stets verpflichtet, Preisstabilität zu gewährleisten, so wie sie es in der Vergangenheit getan hat. Wir rechnen fest damit, dass die Inflationsrate in der Euro-Zone im nächsten Jahr wieder unter unsere Zielmarke von nahe zwei Prozent fällt.

SPIEGEL: Den Deutschen wurde beim Start der Währungsunion versprochen, dass die EZB wie eine zweite Bundesbank handeln werde. Nun sprechen hierzulande



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

Draghi, SPIEGEL-Redakteure*
„Kultur der Unabhängigkeit“

* Anne Seith und Michael Sauga in der EZB-Zentrale in Frankfurt am Main.

manche von einer neuen Banca d'Italia, die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zweistellige Inflationsraten toleriert hat.

Draghi: Solche Anschuldigungen halte ich, gelinde gesagt, für nicht elegant. Aus zwei Gründen: In den Siebzigern war die Banca d'Italia nicht unabhängig. Die Situation ist heute völlig anders. Aber ich habe auch einen persönlichen Grund. Meine Familie hat damals einen großen Teil ihrer Ersparnisse wegen der Inflation verloren. Sie können also sicher sein, dass ich mich nicht nur aus beruflichen, sondern auch aus persönlichen Gründen, für die Gewährleistung von Preisstabilität einsetze.

SPIEGEL: Zwei deutsche Ratsmitglieder der EZB sind aus Protest bereits zurückgetreten, und der deutsche Bundesbank-Chef Jens Weidmann opponiert offen gegen Ihre Politik. Gibt Ihnen das nicht zu denken?

Draghi: Natürlich. Darin drücken sich Sorgen aus, die wir in unsere Entscheidungen einbeziehen. Sie können sicher sein, dass wir uns bei unseren Maßnahmen strikt an unser Mandat halten.

SPIEGEL: Ihr zurückgetretener Kollege Jürgen Stark sieht das anders.

Draghi: Der EZB-Rat schließt sich seiner Argumentation nicht an.

SPIEGEL: Es steht doch außer Frage, dass Sie Dinge tun, die früher undenkbar gewesen wären.

Draghi: Wir befinden uns auch in einer Krise, die früher undenkbar war. Es hilft deshalb nicht weiter, unsere Maßnahmen an der Vergangenheit zu messen. Wenn wir über die Kultur der Bundesbank sprechen, dann sprechen wir über eine Kultur der Unabhängigkeit und der Preisstabilität. Beiden Prinzipien bin ich tief verbunden. Und Sie können sich sicher sein, dass jedes Mitglied des EZB-Rats dem Ziel, Preisstabilität in völliger Unabhängigkeit und voll und ganz im Einklang mit dem Mandat unser Gründungsväter zu gewährleisten, ebenso tief verbunden ist.

SPIEGEL: Weidmann warnte kürzlich in einem SPIEGEL-Gespräch, Ihre Notenbankfinanzierung könne süchtig machen wie eine Droge.

Draghi: Das Risiko besteht, und wir behalten es im Auge. Notenbankfinanzierung kann aber auch hilfreich sein wie Medizin. Das gilt es ebenfalls zu beachten.

SPIEGEL: Wie lange kann diese Kontroverse zwischen Ihnen und Weidmann noch so weitergehen?

Draghi: Ich würde mir wünschen, dass manche Diskussionen etwas kontrollierter ablaufen würden. Herr Weidmann und ich haben nach wie vor viel Verständnis füreinander. Wir haben dasselbe Ziel, und unsere Meinungsverschiedenheiten über die richtigen Instrumente sind nicht unüberbrückbar.

SPIEGEL: Herr Präsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



BMW-Produktion in Leipzig: „Ich nehme euch doch nichts weg“

G. SCHMIED/BMW

AUTOMOBILINDUSTRIE

Krise light, Krise heavy

Bisher blieb BMW vom Einbruch der Branche verschont. Doch auch die Bayern bereiten sich auf eine Flaute vor: mit noch flexibleren Arbeitszeiten.

Manche weinten, andere waren stumm und fassungslos: Die Beschäftigten in den Ford-Werken im belgischen Genk sowie in Southampton und Dagenham in Großbritannien erfuhren vergangene Woche, dass ihre Fabrik geschlossen wird.

Anderen Autoherstellern geht es ähnlich. Peugeot will sein Werk in der Nähe von Paris dichtmachen, Opel seine Fabrik in Bochum. Europas Automobilindustrie leidet unter der Absatzkrise. Die meisten Konzerne reagieren darauf mit dem einfachsten Mittel: Sie entlassen Mitarbeiter.

Einem Hersteller aber geht es so gut wie nie zuvor: BMW. Die Münchner werden 2012 neue Rekorde bei Absatz und Gewinn einfahren. Zeit zum Feiern eigentlich. Doch BMW-Chef Norbert Reithofer sagt, es sei auch für sein Unternehmen höchste Zeit, sich auf eine Krise vorzubereiten.

Reithofer will verhindern, dass BMW bei einem Absatzeinbruch nur mit Entlassungen oder Kurzarbeit reagieren kann wie Ford, Peugeot und Opel zurzeit. Fi-

nanzexperten, Unternehmensplaner und Betriebsräte von BMW haben deshalb in monatelangen Verhandlungen ein Anti-Krisen-Paket erarbeitet, das wohl einmalig in der deutschen Industrie ist.

Der Münchner Autokonzern könnte einen Absatzrückgang von 20 Prozent verkraften, ohne in die roten Zahlen zu geraten. Die Belegschaft, einschließlich der Leiharbeiter, müsste nicht um ihre Arbeitsplätze fürchten, sie würde noch nicht einmal auf Kurzarbeit gesetzt. Und BMW würde auch die Investitionen nicht kürzen. Das ist Szenario eins, „Krise light“.

Szenario zwei, „Krise heavy“, sieht einen Einbruch des Geschäfts um 30 Prozent vor. Auch dann würde BMW keine Verluste schreiben, auch dann müsste das Unternehmen keine Mitarbeiter entlassen.

Der Plan ist vor allem das Werk des Betriebsratsvorsitzenden Manfred Schoch. Im Kern geht es stets darum, dass sich die Arbeitszeit nach dem Autoabsatz richtet. Die Belegschaft muss extrem flexibel sein. Das ist der Preis für die Sicherheit der Jobs.

BMW verfügt jetzt über einen Stufenplan, in dem festgelegt ist, wie der Autokonzern auf einen Verkaufsrückgang von 5, 10, 20 oder 30 Prozent reagieren kann.

Verkauft BMW 10 Prozent weniger Autos, müssen Schichten abgesagt werden. Die Beschäftigten erhalten weiter den üblichen Monatslohn. Es werden nur Stunden gestrichen, die sie auf ihrem Arbeitszeitkonto angesammelt haben.

Wenn die Arbeiter mehr als hundert Überstunden gesammelt hatten, wurden diese bislang zum Jahresende ausbezahlt. Das wird künftig nicht mehr geschehen. Das Arbeitszeitguthaben wird weiter auf-

gestockt. Das Polster für die Krise wird noch größer.

Außerdem müsste das Unternehmen in Zukunft einen Teil der Erfolgsprämie nicht auszahlen. Die Arbeiter könnten 2013 statt 7500 Euro nur 6000 Euro erhalten.

Einige Betriebsräte kritisierten, ihr Vorsitzender Schoch wolle der Belegschaft die Gewinnbeteiligung kürzen. „Ich nehme euch doch nichts weg“, argumentierte Schoch. Die Differenz, 1500 Euro, werde umgerechnet als Überstunden auf dem Zeitkonto gutgeschrieben.

Als drittes Element sieht der Plan sogenannte kollektive Urlaubsentnahmen vor. In der Krise kann das Unternehmen die Werke bis zu fünf Wochen schließen. Die Mitarbeiter müssen in dieser Zeit fünf Wochen ihres Jahresurlaubs nehmen.

Bei diesem Punkt stieß Schoch ebenfalls auf Widerstand. Dem Betriebsrat des BMW-Werks Leipzig und Vertretern der IG Metall ging die Flexibilisierung zu weit. Die Verhandlungen zogen sich hin. Am Ende überzeugte Schoch seine Kollegen, auch weil er dem Vorstand keine Generalvollmacht gibt. Jede einzelne Maßnahme muss im Krisenfall mit dem Betriebsrat vor Ort abgestimmt werden. Außerdem stellt der Autokonzern im Gegenzug 3000 neue Mitarbeiter ein.

Für Opel, Ford und Peugeot kämen solche Vereinbarungen zu spät. Die MassenhHersteller werden schneller und härter von der Krise getroffen. Den Konkurrenten Daimler aber setzt BMW mit seiner neuen Flexibilität unter Druck.

Ein Daimler-Vorstand hielt seinem Betriebsratschef Erich Klemm das Modell BMW schon vor. Das sei vorbildlich oder, wie der Daimler-Manager es formulierte: Benchmark.

DIETMAR HAWRANEK



„Es gibt Schreck-
erlebnisse, wenn die
Leute Dinge sehen,
die nicht so schön sind.“

GEORG LUTZ

im Kuhstall seines Bauernhofs Gut Wulfsdorf

ACHIM MÜLHAUPT / DER SPIEGEL

ZEITGEIST

Flucht in die Idylle

Die meisten Deutschen leben in der Stadt – und träumen von einem Leben auf dem Dorf. Ihre Sehnsucht nach der heilen Welt im Grünen ist zu einem Milliardenbusiness geworden. Tatsächlich aber veröden ganze Landstriche.

Wenn das Wort „authentisch“ auf jemanden zutrifft, dann auf Georg Lutz. Lutz ist Bauer, und zwar so, wie es echter nicht geht: braun-gebrannt, von bärenhafter Statur und ein bisschen wortkarg. Seine Hände sind riesig, richtige Pranken, und wenn sie zur Begrüßung zupacken, ist es, als hielte man seine Finger in einen Entsafter.

Lutz könnte Hauptdarsteller in einer Fernsehserie sein und sein ganzer Bio-Bauernhof als Kulisse dienen: ein Platz mit Linde, drum herum Scheunen, Häu-

ser, Ställe, allesamt mit dem Charme des leicht Verwitterten, halb Renovierten.

Gut Wulfsdorf heißt dieses begehbbare Idyll in Ahrensburg, Schleswig-Holstein, gleich hinter der Hamburger Stadtgrenze. Es ist ein beliebtes Ziel nicht nur für Bio-Einkäufer, sondern für landverliebte Großstädter ganz allgemein. Allein 200 Schulklassen und Kindergartengruppen besuchen den Hof jedes Jahr.

Es ist das Paradies – und das Beste daran: Niemand wird vertrieben. Es gibt einen Hofladen und ein Hofcafé mit fair

gehandeltem Kaffee, selbstgebackenem Kuchen, Öko-Eis. Wer mag, kann auf Picknickbänken auch seine mitgebrachten Stullen auspacken und seine Thermosflasche mit Kräutertee leeren. Er kann in die Ställe laufen, kann seine Kinder Ferkel und Kälber streicheln lassen und auf einer moosbedeckten Bank sitzen und zusehen, wie eine Herde Rinder kuhglockenbimmelnd von der Wiese in den Stall trampelt.

Der Eintritt in das Paradies ist frei, die Preise hinter dem Gatter sind enorm. Das

Kilo Rinderfilet kostet 65 Euro, eine simple Salatgurke 1,90 Euro. Die Idylle ist im Preis inbegriffen.

Bauer Lutz profitiert von der Land-Euphorie, die Deutschland erfasst hat. Sein Erfolg ist ein Abbild der Hochkonjunktur, die Hof und Dorf derzeit haben, das urwüchsige Bentheimer Landschwein und die Alte Rotbunte Kuh, der selbstgepflanzte Salat und die selbstgepflückte Erdbeere.

„Es stimmt natürlich“, sagt Lutz, „dass wir in der Bio-Idylle mittlerweile so gut sind, dass es Schreckerlebnisse gibt, wenn die Leute Dinge sehen, die nicht so schön sind.“

Nicht so schön: Das ist, wenn der Bauer die Klauen seiner Kühe behandeln muss, wenn Geschwüre herausgeschnitten werden, wenn Blut fließt und das Tier angebunden, gefesselt werden muss. „Auch das sollen die Leute mitkriegen“, sagt Lutz. Deshalb finden solche Dinge genauso öffentlich statt wie das Kälberstreicheln. „Das findet nicht jeder gut.“

Nicht so schön: Das ist, wenn Kinder begreifen, dass Kälber nicht nur Futter bekommen, sondern selbst Futter werden und deshalb getötet werden. Fünf Kinder sind auf dem Gut groß geworden, erzählt Lutz. Jedes hatte seine Lieblingskuh – und jedes hat, wenn es so weit war, genau gewusst, dass das geliebte Tier zum Schlachter gefahren wird. „Das gehört dazu.“

Das Landleben erfährt derzeit eine Welle der Sympathie und des Interesses wie vor einem Jahrzehnt die Kulinarik. Damals fingen die Deutschen an, über teure Olivenöle und Trüffelholbel nachzudenken, sie schienen es plötzlich massenhaft als Zumutung zu empfinden, nicht in jeder Kleinstadt frischen Fisch zu bekommen, und sahen im Fernsehen den Johann Lafers, Tim Mälzers und Alfons Schuhbecks zu, um sich ein paar Tricks für selbstgedrechselte Pasta, Terrine vom Heilbutt oder Artischockenherzen auf Schokoladenschaum abzugucken.

Heute beeindruckt ein Hobbykoch seine Gäste nicht mehr mit einer exotischen Fischart, sondern mit Blumenkohl aus dem eigenen Garten oder zumindest mit marokkanischer Minze vom eigenen Balkon. Vor ein paar Jahren begann das Fernsehen damit, ständig irgendwelche Leute mit der Kamera zu begleiten, die sich ihren Traum erfüllten, indem sie ein Restaurant eröffneten. Derzeit wimmelt es in den Programmen von landverliebten Gestalten, die hier einen alten Bauernhof aufmöbeln und dort ein Mini-Ho-

tel, eine Pferdepension oder eine Bio-Schweinemast aufmachen. Die Bauern sind die neuen Köche.

Von den 82 Millionen Menschen in Deutschland wohnen 60 Prozent in der Stadt und 40 Prozent auf dem Land oder in der Kleinstadt. Fragt man sie aber, wo sie leben möchten, favorisieren 53 Prozent die Provinz. Zugleich aber leeren sich die Dörfer, ziehen die Deutschen weiter in die Metropolen.

Das ist das Paradoxe an der Situation in Deutschland: Die Landlebe ist groß wie nie, sie ist zum Megatrend gewuchert, der den Stil der Deutschen bestimmt wie

dass sie da ein Stück Natur kaufen und kein Stück Industrie. Und das Gefühl reicht ihnen meistens auch. „Es ist ja auch kompliziert: Was ist nun bio, was regional, was gesund und was nicht? Und lohnt es sich, dafür mehr Geld auszugeben? Erst vor ein paar Wochen bescheinigte eine neue Studie der Bio-Kost, nicht gesünder zu sein als konventionelle Nahrung.“

6,6 Milliarden Euro wurden 2011 in Deutschland mit Bio-Produkten umgesetzt, neun Prozent mehr als im Jahr zuvor. Doch Bio ist nur ein Teil des Geschäfts mit der Landlebe. Auch die

Hersteller konventioneller Industrielebensmittel bemühen sich um ein bauerliches Image. In der Mode sind Landkollektionen angesagt, mit „Blumendruck im Vintage-Look“ und „antik wirkenden Stücken“. Inneneinrichter setzen auf Landhausmöbel „mit leichten Gebrauchsspuren“, auf Körbe aus Weidengeflecht, in denen sich „beispielsweise Kartoffeln luftig lagern“ lassen, auf Sofas in Terrakottatönen. Kochbücher, Ratgeber, Zeitschriften zum Thema verkaufen sich millionenfach.

Doch was geht wirklich vor auf dem Lande? Höchste Zeit, eine Reise zu seinen Bewohnern zu unternehmen, um sich ein Bild zu machen von der Realität. Eine Reise zu einer Jungbäuerin, die mit ihrem Mann bald einen Hof übernehmen wird; zu einem Dorfbürgermeister, der für einen Supermarkt kämpft; zu einem Kabarettisten, der auf dem Dorf lebt und sagt: „Nichts auf dem Land ist so, wie es die neue deutsche Landprosa verspricht.“ Zum Babyreproduzenten Claus Hipp, der die Land-Nostalgie nur noch schwer erträgt; zu einem

schwerreichen Aussteiger, der ein Überleben nur auf dem Land für möglich hält.

All diese Menschen lieben das Land und ihr Leben dort, sie lieben ihr Dorf, wollen nicht weg. Keiner von ihnen verleumdet das Land. Sie wollen einfach nur, dass ihre Welt ehrlich beschrieben wird. Nicht – einerseits – als Katastrophenszenario mit Schweine-KZ, vergifteten Äckern und debilen Jungbauern. Nicht – andererseits – als Kitschbild mit handgestreichelten Salaten, Glück in Gummistiefeln und Kühen, die nie sterben müssen.

Der Satiriker

Dietmar Wischmeyer ist ein Mann deutlicher Worte, das muss er auch sein, er verdient damit sein Geld. Wischmeyer,



Ehemalige Tankstelle in Lindau am Harz: Kitsch und Katastrophe

kaum etwas anderes, vom Wohnen übers Essen bis zur Kleidung. Doch das tatsächliche Land geht darüber vor die Hunde. Die Alten sterben weg, und die Jungen ziehen weg. Supermärkte machen dicht. Altbauern finden keine Nachfolger. Ganze Dörfer zehren aus.

Die Frage ist: Lieben die Deutschen das Land? Oder lieben sie bloß die Land-Show?

Werber sprechen von den „Feel-good-Konsumenten“. Die wollen es romantisch, idyllisch und authentisch. Aber zu viel Information stößt sie ab.

„Es geht um das schnelle Naturglück“, sagt Daniela Pöhl, bei der Werbeagentur Kolle Rebbe zuständig für Strategie. „Die Kunden wollen das Gefühl, dass sich da jemand persönlich Mühe gemacht hat,

STEFAN THOMAS KROEGER / DER SPIEGEL

Kabarettist, Satiriker und Comedian, parodiert in der „heute show“ des ZDF den Senderhistoriker Guido Knopp. Aber seine Fans lieben ihn als Radio-Comedian, vor allem für seine Figur „Günter, der Treckerfahrer“, die seit über 20 Jahren im niedersächsischen Privatradio ffn läuft. Täglich. Günter ist eine Figur aus der Provinz, ganz in der Tradition des Simplicissimus, einer, der vermeintlich schlicht ist, tatsächlich aber Wahrheiten ausspricht, die ebenso einfach sind wie unbequem.

Bezogen aufs Land heißt das: „Es wird Frühling, aber irgendwie fehlt da noch was. Und dann kamen wir drauf: Es riecht noch nicht nach Frühling, es riecht ja noch gar nicht nach Gülle.“

Wischmeyer lebt auf dem Land, in einem Dorf namens Wiedenbrügge, mit knapp 400 Einwohnern. Er liebt das Land, manchmal hasst er es auch. Aber er verkärt es nie.

Er kommt vom Land, sein Vater war Nebenerwerbslandwirt, er weiß, was Landarbeit heißt. Als Kind habe er die Ferkel gehalten, wenn sein Opa die Viecher kastriert habe, erzählt er. „Und wenn es ans Schlachten ging, dann kam irgendein anderer Opa. Wir Kinder trieben die Sau aus dem Stall, er stand in der Tür und haute ihr mit dem Hammer auf den Kopf.“

Wischmeyer lebt mit seiner Frau in einem Teil eines Resthofes. In seiner Garage stehen vier Trecker. Er kann unfallfrei über den Gebrauch einer Dreipunkthydraulik parlieren und ein Beispiel nach dem anderen für „die gute ländliche Tradition des Bauens ohne Genehmigung“ hervorziehen. Das Beste am Land, sagt er, sei „das Anarchische“, diese selbstbewusste bäuerliche Einstellung von: „Hinter dem Silo gibt's keinen Gott und hinter dem Schweinestall kein Gesetz.“

Leider sei das kaum noch zu finden, meint er. Heute sei das Dorfleben so normal und langweilig wie überall. Der einzige Vorteil des Landes, setzt er trocken hinzu, sei das Fehlen der Stadt. „Ich fahre gern Auto, Motorrad, Fahrrad, Trecker. In der Stadt kann ich das alles vergessen.“

Bei Wischmeyer klingt das alles lustig, aber er meint das ernst, er hat sogar ziemlich viel nachgedacht über das Land und darüber, warum es so herunterkommt.

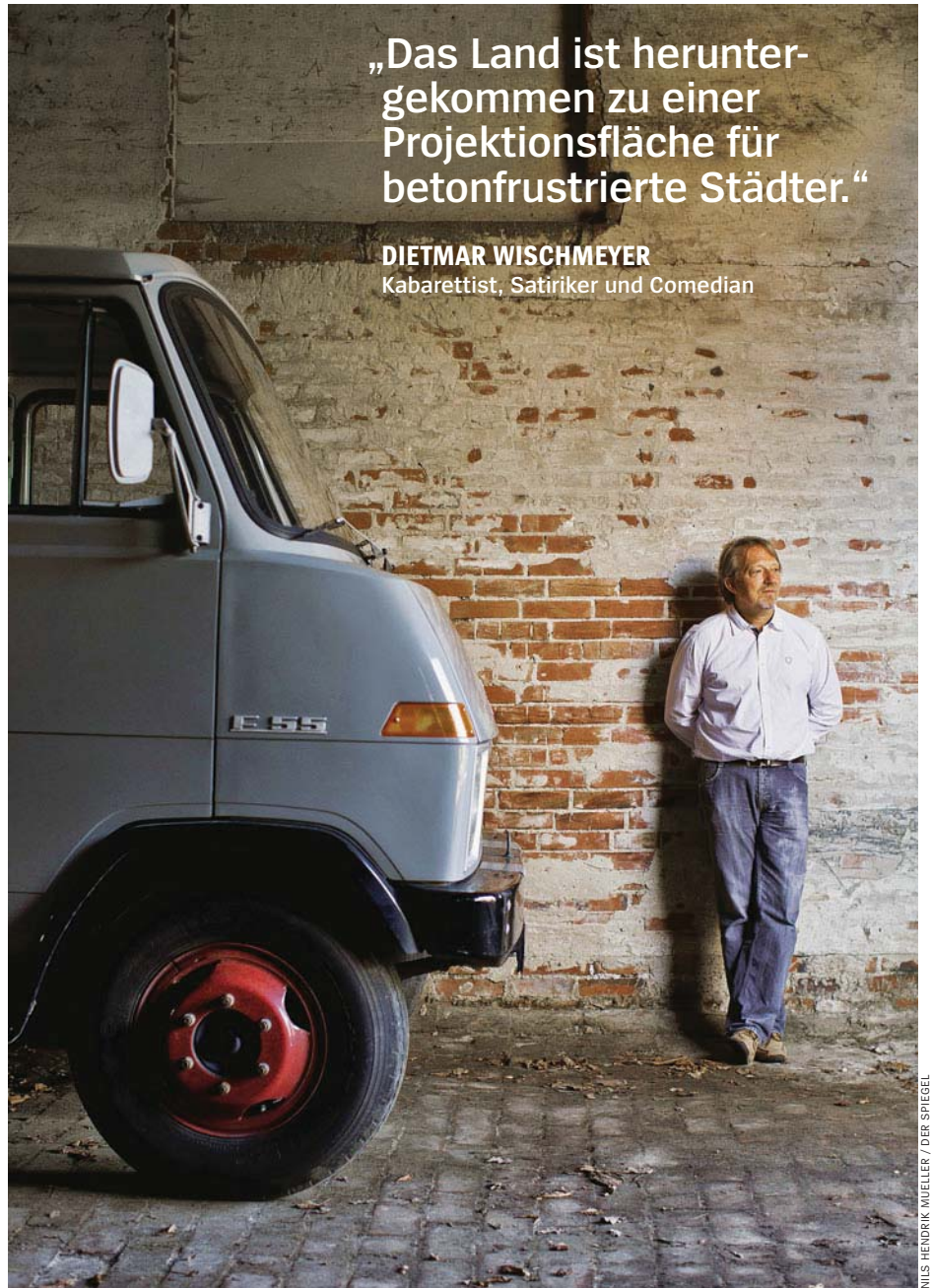
„Arbeiten und feiern“, sagt er, „das war früher ein abwechselnder Rhythmus. Man brauchte die anderen zur Ernte. Wenn die Kuh kalbte, rief man den Nachbarn.“ Anschließend wurde dann einer gehoben, was das Einzige sei, was noch geblieben sei, weil zur Landarbeit keiner keinen mehr brauche. „Aber nur gemeinsam feiern und saufen ist langweilig. Man muss vorher arbeiten.“

Es ist ein anderes Land, das Wischmeyer da beschreibt, als es die 20 Hochglanzmagazine tun, die in einer Gesamtauflage von zwei Millionen Exemplaren den Kiosk mit Landidylle fluten wie „Land-

„Das Land ist heruntergekommen zu einer Projektionsfläche für betonfrustrierte Städter.“

DIETMAR WISCHMEYER

Kabarettist, Satiriker und Comedian



NILS HENDRIK WÜLLER / DER SPIEGEL



Haupthaus von Gut Wulfsdorf

ACHIM WULTHAUP / DER SPIEGEL

lust“, „Mein schönes Land“, „Landidee“, „Liebes Land“. Neuerdings auch „Land-apotheke“, „Landfrau“ und „Landkind“. Dazu kommen noch Dutzende Nachahmerpräparate in den Tageszeitungen. Und natürlich das Fernsehen.

In „Landlust TV“ im NDR-Fernsehen, einem von vielen ähnlichen Formaten im deutschen Fernsehen, treten Vorzeigefamilien wie die Tietjens auf, die in Lilienthal nahe Bremen einen Hof mit einer 500 Jahre alten Fachwerkscheune bewohnen. „Auch die Rinder springen fröhlich umher, die Herde ist putzmunter und topfit“, knarzt ein Sprecher, die Mutter halte derweil „ständig Ausschau nach alten Dingen, die sich neu nutzen lassen“, und batikt mit den Kindern eine Tischdecke, während Omi Käsekuchen backt und aus Geschirrtüchern eine Schürze näht.

Wismeyer bringt derlei romantisierende Gartenprosa auf die Dorfblinde. „Das Land ist heruntergekommen zu einer Projektionsfläche für betonfrustrierte Städter“, schimpft er. „Die möchten ein Land, in dem die Ziege meckert und man selbst Radieschen zieht. Da ist es immer enorm wichtig, dass man mit den Jahreszeiten lebt und der ganze Mist. Das sind alles Lügen, die man in Wahrheiten übersetzen muss. Mit den Jahreszeiten leben heißt auf dem Land – Heizkosten!“

Wismeyer kann sich darüber aufregen. „Auf dem Land ist entweder alles pummelig oder alles gruselig“, sagt er. Auch auf dem Zeitschriftenmarkt gebe es nur Extreme. Auf der einen Seite „Landlust“ und auf der anderen nur Magazine für Turbo-Landwirte wie „top-agrar“. Dazwischen gebe es nichts. In „Landlust“ lese man keinen Bericht über Biogasanlagen oder die schlechte Rentenversicherung von Bauern oder das Ausdornen der Dörfer.

Doch ist das wirklich die einzige Wahl, die das Land hat? Entweder Kitsch oder Katastrophe?

Der Bürgermeister

Die Stadt Lindau liegt am Bodensee. Das Dorf Lindau ist ein Ort am Harz. Ein Kaff wie Tausende in Deutschland. Nicht besonders schlimm, nicht besonders toll. Kein totales Kuhdorf, aber auch keines, das den ersten Preis gewinnen würde beim Bundeswettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“, der früher mal „Unser Dorf soll schöner werden“ hieß. Beide Titel drücken, nebenbei bemerkt, in ihrem aufgepöppelten Optimismus doch eher Verzweiflung aus.

Bürgermeister Heinrich Schmidt liebt Lindau. Er strahlt, wenn er von den Schützenfesten erzählt, vom Fanfarenzug, der schon Bundessieger wurde, vom Männergesangsverein, der direkt vor dem Aussterben stand, sich jetzt aber darauf besonnen hat, einen gemischten Chor auch mit Frauen zu gründen, weil es beweist, dass Veränderung möglich ist.

Lindau hat 1800 Einwohner, vier Vereinsheime, drei Vollerwerbslandwirte, vier Ärzte, zwei Kirchen, eine Apotheke, ein Altenheim. Außerdem gibt es einen Marktplatz, auf dem es keinen Markt mehr gibt, und drei leerstehende ehemalige Supermärkte, in denen man nichts mehr kaufen kann. Seit Schlecker dichtgemacht hat, kurvt nur noch „Lemke's rollender Supermarkt“ durch den Ort.

Schmidt und der hauptamtliche Gemeindebürgermeister im benachbarten Katlenburg, Uwe Ahrens, putzten in den vergangenen Monaten bei „wirklich allen Supermarktketten, die es gibt“, Klinken. Fast überall holten sie sich eine Abfuhr. Neue Supermärkte werden nur noch aufgemacht, wenn sie über enorm viel Verkaufsfläche verfügen. Aber genau so ein Monstrum lohnt sich für Lindau nicht.

„Die Nahversorgung ist ein Problem“, sagt Schmidt in schöner Sachlichkeit. Aber das größere Problem ist, dass sich jedes Gewerbe schert, weil sich in Lindau anzusiedeln, weil der Ort zu weit vom Schuss liegt. Bis zur Autobahn A 7 sind es 15 Minuten.

Und so ist die Fahrt durchs Dorf auch eine durch die Dauerausstellung gescheiterter Betriebe. Verwaist sind: ein Gasthaus, eine Bierstube, ein Hotel mit Saalbetrieb, eine Gärtnerei, eine Tankstelle, ein Getränkehandel, eine Baufirma. An

mancher Gewerberuine hängt noch die Leuchtreklame. In den Fenstern kleben vergilbte Zettel: „Zu vermieten“. Trostlosigkeit, dein Name ist Lindau?

Doch es gibt eben auch die andere Seite von Lindau. Als kürzlich ein neues Feuerwehrhaus gebaut wurde, war es ein Jahr eher fertig als geplant, vor allem wegen der vielen freiwilligen Helfer. „Da war so viel los, manchmal mussten wir die Leute wegschicken“, sagt Schmidt.

Doch Land ist nicht gleich Land. Es gibt Land-Land und Stadt-Land. Das eine ist tatsächlich Provinz und tut sich – wie Lindau – immer schwerer. Dörfer rund um Metropolen dagegen profitieren davon, Idyll-Lieferant und Rückzugsgebiet für Großstädter zu sein.

Während das Stadt-Land von der „Anziehungskraft“ der Ballungsräume profitiert, so heißt es im „Fortschrittsbericht der Bundesregierung zur Entwicklung ländlicher Räume“, der von so vielen Fortschritten gar nicht zu berichten weiß, bestehe beim Land-Land „die Gefahr einer Abwärtsspirale“ aus sinkender Attraktivität, Abwanderung und Niedergang der Infrastruktur.

Beim Blick zurück, von einem der Hügel, die Lindau umgeben, sieht der Ort hübsch aus, mit der Kirche in der Mitte, den Wäldern und Feldern ringsum. Von weitem sind die Probleme nicht zu sehen, sie verschwinden in der Unschärfe.

Und, ja, das Land ist schön. Auch wenn sich die Maisfelder seit der Energiewende in manchen Regionen Deutschlands endlos erstrecken. Auch wenn die Tiere in Zeiten der Massenzucht in den Ställen verschwunden sind und auf den Weiden meist nur ein paar Show-Exemplare grasen. Das Land ist schön, und es ist schwer, sich seinem Sog zu entziehen.

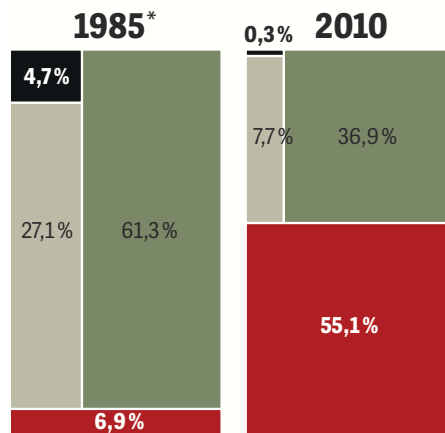
Man muss bloß ein Buch aufschlagen wie das von Hilal Sezgin: „Landleben. Von einer, die raus zog“. Es ist das Zeugnis einer Bekehrung. Sezgin beschreibt nicht nur voller Begeisterung, wie sie nun lebt, in einem winkligen Häuschen mit vielen Fenstern, mit Gänsen und Schafen und Matsch vor der Tür. Mit simplen Sätzen, die die Sehnsucht jedes Städtlers ansprechen, der auch nur ein bisschen Herz hat, etwa wenn sie schreibt, dass es sie, seitdem sie auf dem Land lebt, „jeden Tag nach draußen zieht, wie ein Kind“.

Doch das Interessante an Sezgins Buch ist nicht die Beschreibung von Landhäuschen, Tierherden und Dorfleben. Das eigentlich Verführerische ist, dass sie das Land als den Ort preist, der seine Verheißungen einlöst – im Gegensatz zur Stadt. Sie schreibt das ehrlich auf: „Zweifelloso enthält das Leben in der Stadt das Versprechen unendlicher Geselligkeit, aber in meinem Leben hatte sich das Versprechen nicht wirklich erfüllt.“ Und ist das nicht das eigentliche Thema: dass das mo-

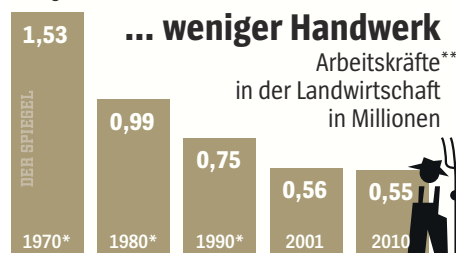
Mehr Agrarfabrik ...

Anteil an der landwirtschaftlich genutzten Fläche nach Betriebsgröße

■ unter 5 Hektar ■ 5 bis 20 Hektar ■ 20 bis 100 Hektar ■ 100 und mehr Hektar



Quelle: Statistisches Bundesamt
* Westdeutschland
** umgerechnet in Vollzeitkräften





„Landwirt zu werden muss in Zukunft cooler sein als BWL zu studieren“

MAGDALENA ZELDER
Jungbäuerin

Namen, die das Produkt besonders wertvoll machen sollen. Doch wer „Schwarzwälder Schinken“ kauft, dem wird nur garantiert, dass das Fleisch im Schwarzwald verarbeitet wurde – die Tiere dazu aber können aus der ganzen Welt kommen. Auch dem Gütesiegel „regional“ ist nicht zu trauen.

Der Discounter Lidl etwa bietet eine Regionalmarke unter dem Namen „Ein gutes Stück Heimat“ und verkauft unter diesem Label beispielsweise in Mecklenburg-Vorpommern einen Birnen-Johannisbeer-Direktsaft, der im rund tausend Kilometer entfernten Lindau am Bodensee hergestellt wird. So geht das munter weiter. „Sachsen-Milch“ kommt nicht unbedingt aus Sachsen, die Fische für den „Rügener Heringstopf“ nicht aus der Ostsee vor der Insel, sondern aus anderen Weltmeeren, und der „Bautz'ner Rotkohl“ entpuppt sich als bayerischer Import.

„Das Land ist eine Gegenwelt, in der noch Kontrolle möglich scheint“, sagt Werberin Pöhl. „Wenn das Essen aus der Region kommt, könnte ich ja theoretisch hinfahren und persönlich nachschauen, ob da alles mit rechten Dingen zugeht.“ Natürlich sei das keine Anti-Konsum-Bewegung. „Aber in einer Gesellschaft, in der schon Zwölfjährige Shopping als ihr Lieblingshobby angeben, dient die Idylle als Ausstiegsluke, die jederzeit erreichbar ist. Vor allem, wenn nach dem Konsum eine Leere bleibt.“

Es reicht, sich nur einmal die Attribute anzusehen, die dem Leben auf dem Land in Zeitschriften und Gesprächen unter Freunden derzeit so zugeschrieben werden. Natürlich ist es auch „hart“, und „es stinkt“. Aber vor allem soll es „echt“ und „unverfälscht“ sein, „ursprünglich“ und „einfach“ und „gesund“ und „gesellig“ und „traditionsbewusst“ und „entspannt“.

Man muss diesen Worten nur eine Negation umhängen, und schon ist zu sehen, welches Leiden das Leben auf dem Land heilen soll. Und wie viele ihren Alltag und unsere Welt offenbar empfinden: als unecht und verfälscht, technisch, kompliziert, ungesund, ungesellig, traditionsvergesen und hektisch. Aber auch das ist so eine Städterperspektive: Als ob sie auf dem Land kein iPhone hätten, kein iPad und kein Internet. Als ob Bauer kein Beruf wäre, der nicht permanent mit Computern, Technik, Stress und dergleichen zu tun hätte.

Ein bisschen liegt das auch daran, dass die Bauern selbst nicht wissen, wie sie sich eigentlich präsentieren wollen. Als traditionsvernarrte Trachtenträger oder als Agrarmanager. Ob mit Laptop oder in Lederhose.

Beim Deutschen Bauerntag im Sommer in Fürstentfeldbruck gab es natürlich schöne Bilder für die Presse, als ein paar stramme Burschen und Mädels in Tracht

derne Leben oft nicht hält, was es verspricht?

Offenbar erweisen sich die Versprechen von unendlicher Kommunikation und grenzenloser Vernetzung, von der jederzeitigen Verfügbarkeit aller Freunde, aller Waren, aller Informationen und aller Dienstleistungen oft als Illusion. Offenbar ist vielen der Preis zu hoch, den sie in irgendeiner Form zahlen. Ist es da unverständlich, dass sich viele eine Welt und eine Zeit herbeisehnen, in denen es Burn-out, Work-Life-Balance-Seminare und die Notwendigkeit einer digitalen Diät nicht gibt oder am besten nie gab?

Vielleicht ist deshalb das Landleben, das als Gegenwelt erhalten muss, in der TV-Werbung so idyllisch, dass es einen fast schon wieder friert vor Gemütlichkeit. Etwa das Land, aus dem die „Landliebe“ kommt: Da kuscheln junge Paare zwischen sommerlichen Bäumen in der Hängematte. Kühe grasen im milden Abendlicht auf sattgrünen Wiesen. Fröhliche Bauern schwingen ihre Heugabel. Makellose Frauenhände rühren Schokopudding und zerteilen Erdbeeren. Eine liebe Welt, ein perfektes Idyll – ersonnen und erlogen zu einem einzigen Zweck: Milchprodukte zu verkaufen.

Landliebe ist bei weitem nicht der einzige Hersteller, der mit einer heilen ländlichen Welt wirbt. Die zum Großkonzern Müller gehörende Molkerei Weihenstephan bewirbt ihre „Frische Alpenmilch“ mit Vogelgezwitscher und Sommerweiden in sattem Grün. Für die Wurst der „Rügenwalder Mühle“ picknickt eine Großfamilie mitten auf der grünen Wiese, klettern Kinder in Baumhäusern herum.

Und der Käsegigant Bongrain bewirbt seinen nach einem fiktiven Heiligen benannten „Saint Albay Klosterkäse“ damit, dass dieser „heute wie damals in aller Ruhe in unseren Käsekellern reift“.

Wer sich durch das deutsche Vorabendprogramm zappt, kann den Eindruck gewinnen, dass die meisten Lebensmittel von Hand gerührt, geschnippelt und abgepackt werden. Dass Kühe noch von Hand gemolken werden, die Zutaten aus dem Kräutergarten von nebenan kommen und Lebensmittel hauptsächlich von Menschen in Dirndl, Schwarzwaldtrachten oder zumindest Holzfällerhemden hergestellt werden.

Mit der realen Lebensmittelproduktion haben die blühenden Landschaften aus Film und Fernsehen wenig zu tun. Die Nahrungsmittelbranche Deutschlands ist eine Industrie, die viertgrößte in Deutschland, mit einem Umsatz von jährlich rund 150 Milliarden Euro.

Von wegen Bauernhof und liebevolle Handarbeit. Die Produktion von Lebensmitteln läuft in aller Regel vollautomatisiert, im Sekundentakt rattern Fließbänder, Abfüllanlagen, Verpackungsmaschinen. Menschen werden häufig nur noch da eingesetzt, wo man sie unbedingt braucht – und meist für Knochenjobs wie etwa als Zerleger im Schlachthaus.

Doch einen Zerleger bei der Arbeit drückt natürlich niemand vorn drauf auf seine Verpackung. Auch keine Produktionsstraße für Joghurt oder Hähnchenbrustfilet à la Provence. Stattdessen zeigen die Hersteller, was der Kunde gern sehen will: rustikale Knechte, tatkräftige Mägde. Dazu kommen verheißungsvolle

SVEN PAUSTIAN / DER SPIEGEL



Ich soll für meine Familie
nur das Beste verlangen.

Ich soll für meine Familie
nur das Beste verlangen.

Ich soll für meine Familie
nur das Beste verlangen.

Wiederholt ausgezeichnet:



Manche Dinge kann man nicht oft genug wiederholen.

Risiko-Lebensversicherung ab 4,— € / Monat*

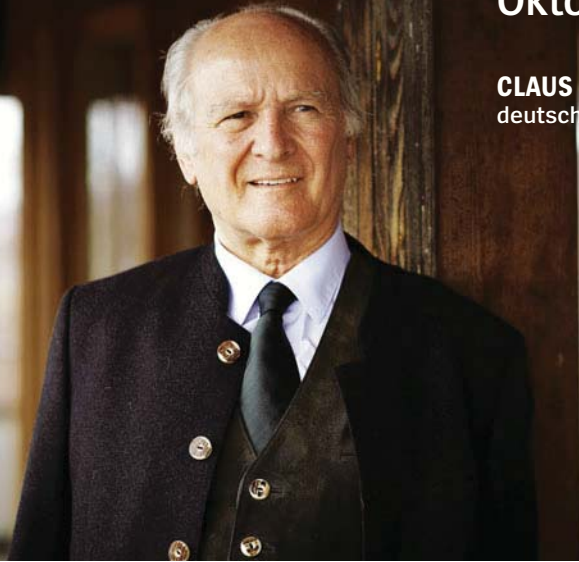
0221 57 37-700 ODER WWW.EUROPA.DE

*100.000€ Versicherungssumme, Mann, 30 Jahre, Nichtraucher, Laufzeit 10 Jahre, mtl. Beitrag bei jährlicher Zahlungsweise, inkl. Überschussbeteiligung. Sie ist für 2012 garantiert, nicht aber für die gesamte Laufzeit.

EUROPA
VERSICHERUNG PUR.

„Diese ganze Land-Nostalgie ist wie ein dauerndes Oktoberfest.“

CLAUS HIPPI
deutscher Unternehmer



Der Babykost-Veteran

Wen so etwas wirklich aufregt, ist ausgerechnet der Bio- und Babykost-Veteran Claus Hipp. „Es stimmt nicht, dass früher alles toll war“, sagt er. „Früher hat man schimmeliges Brot als Medikament verwendet. Kranke Kinder bekamen heiße Milch mit Zucker und Schnaps. Ich kann nicht sagen, dass ich mich in diese Zeit zurücksehne.“

Hipp ist Öko-Landwirt, er war es schon vor Jahrzehnten, als Leute wie er noch als Spinner verlacht wurden – in Stadt und Land. Aber er hat ein Verhältnis zur Natur, das unsentimental ist, technisch, rational.

Ihn macht stolz, dass die Messinstrumente in seinen Labors so feinfühlig sind, dass sie „eine Prise Salz in einem Schwimmbecken“ finden würden. Darum sei das, was in seinen Hipp-Gläschen drin sei, auch „besser, als wenn einer sein Gemüse im Bio-Laden kauft und selbst kocht“.

Hipp verkauft seine ökologische Babyernährung im Glas, aber auch als Kleinkindermenü für die Mikrowelle. Für ihn ist das kein Bruch. Für ihn zählen die Laborwerte seiner Lebensmittel, nicht, ob Mutti in der Küche steht und selbst Möhren schrubbt. Für ihn ist die Überzeugung, das Selbstgemachte, Selbstgebackene sei immer besser, bloß Kitsch. „Diese ganze Land-Nostalgie ist wie ein dauerndes Oktoberfest“, sagt Hipp. „Da meinen die Menschen auch, sie seien ürtümlich und hätten ihre ländlichen Wurzeln entdeckt, wenn sie Trachten anziehen, die es so nie gegeben hat. Eine Perversion der Nostalgie.“ Hipp selbst trägt das ganze Jahr über Tracht, nur in den Oktoberfest-Wochen nicht. Aus Protest.

Dennoch gibt es diesen Trend, und er ist ein Symptom. Diese „Sehnsucht nach einer Zeit, die nicht einmal vorbei ist, weil es sie nie gab“, wie Hipp es formuliert. „Du musst dein Leben ändern“ hieß vor drei Jahren ein Bestseller des Philosophen Peter Sloterdijk. Ist es das, was hinter dieser Land-Euphorie steckt? Ein Unbehagen am eigenen Leben in der Gegenwart?

Vielleicht geht es um mehr. Vielleicht ist dieser Ausstieg aus der Gegenwart, die sich als Flucht auf das Land tarnt, am Ende gar eine kluge, eine überlebenswichtige Entscheidung. Vielleicht geht es um mehr als um ein bisschen Überdruß und Alltagsfrust. Sondern um die Zukunft der Wirtschaft, die Zivilisation überhaupt. Um alles.

Der Aussteiger

So sieht das jedenfalls Thomas Hoof, der Mann, der das Edel-Versandhaus Manufaktur gegründet hat. Mittlerweile hat er das Unternehmen – Slogan: „Es gibt sie noch, die guten Dinge“ – an den Otto-Konzern verkauft und sein Geld unter

die Peitsche knallen ließen. Ein modernes Image bekommen die Landwirte so nicht.

Die Jüngeren unter ihnen nervt das schon länger. Ein paar Verbände haben deshalb gleich eine Zukunftsinitiative gestartet. „Ziel 2030“ heißt sie, was ein bisschen nach „Agenda 2010“ klingt und womöglich beabsichtigt ist. Hauptsache, kein Kitsch.

Die Jungbäuerin

Magdalena Zelder hat mitgearbeitet an dem Projekt. Sie ist Bundesvorsitzende des Bundes der Deutschen Landjugend, 24 Jahre alt, und hat beim Deutschen Bauernntag als Vision ausgegeben: „Landwirt zu werden muss in Zukunft cooler sein, als BWL zu studieren.“

Ein paar Wochen nach dem Bauernntag auf dem Hof ihrer Eltern in Homburg-Einöd. Zelder wird ihn nicht weiterführen. Sie wird mit ihrem Mann einen Betrieb 40 Kilometer entfernt übernehmen. Dort leben 90 Milchkühe in den Ställen. Zelders Vater hat seine 20 Rinder vor ein paar Wochen abgeschafft, weil Aufwand und Ertrag in keinem Verhältnis mehr standen.

Zelder hält ein Kinderbuch hoch, das ihre Neffen in der Küche liegenließen. „10 kleine Tierkinder“ heißt es und zeigt Seite für Seite die große ländliche Tierfamilie in harmonischem Miteinander. „Im Schweinestall laufen keine Katzen rum“, regt sich die Jungbäuerin auf. „Und Kühe wandern auch nicht frei über den Hof. Aber so stellen sich viele offenbar das idyllische Landleben vor. Wenn sie sehen, wie es wirklich ist, sind sie schockiert.“

Es ist erfrischend, mit welcher Vehemenz die Jungbäuerin ein Ende der Landverklärung einfordert. Sie will weg von dem Al-

penhütten-Blödsinn, den die Werbung aufischt. „Wenn wir so arbeiten würden, bekämen wir uns nicht mal selber satt. Die Landwirtschaft von früher gibt es nicht mehr. Das müssen wir rüberbringen.“

Über Geflügelverpackungen mit drei, vier Hühnern vor einer Backsteinscheune mit Strohdach kann sie sich echauffieren wie eine Verbraucherschützerin. „In den Betrieben werden weit mehr Tiere in einem Stall gehalten. Von wenigen Tieren kann niemand leben.“ Das sei die Realität, solange der Verbraucher nicht mehr zahlen wolle. „Doch mit der idyllischen Verpackung fühlt er sich natürlich besser.“

Die Berichte von Leuten, die, wie Buchautorin Sezgin, rauszogen aufs Land, erzählen letztendlich alle die Geschichte einer Bekehrung. Die zum Land Bekehrten sind davon überzeugt, dass das Leben der meisten nicht dem entspricht, wie die Natur es vorgesehen hat. Ganz falsch ist das nicht. Und doch vermischt sich da etwas.

Es ist der Zungenschlag des „Früher war alles besser“, der an den Land-Heiligen so irritiert. Es ist die Legendenbildung, Unterkategorie „Was Großmutter noch wusste“. Sie suggeriert, es habe einmal einen idealen Zustand gegeben, ein Paradies, aus dem der Mensch sich selbst vertrieben hat. Ein Zustand, in dem Milch noch in Kannen geliefert wurde, Marmelade eingekocht wurde in Gläsern mit karierten Tüchern obendrauf und im Sommer das ganze Dorf zwischen Heugarben getanzt und sich gemeinsam am Fleisch eines über dem Feuer gebratenen Ochsen gelabt hat.

RODOLF NEHMZOW / LAIF



Rommel

Mit Ulrich Tukur, Benjamin Sadler, Aglaia Szyszkowitz,
Thomas Thieme u. a.

Donnerstag, 01. November, 20.15 Uhr

Das Erste¹

anderem in ein Gut investiert. Gut Manhagen in Schleswig-Holstein, ein traumhaftes Stück Land mit Gutshaus, Fischerhütte und Teich, das er an Urlauber vermietet, für bis zu 3600 Euro pro Woche.

Doch Hoof geht es ganz sicher nicht darum, auf dem Land ein bisschen Idylle als Ausgleich zur stressigen Moderne zu erleben. Dergleichen Spielereien interessieren ihn nicht. Hoof ist einer der extremen Prediger einer Rückbesinnung aufs Land. Er bildet den Punkt der Welle ab, an dem sie bricht und Nostalgie umschlägt in düstere Prophetie.

In naher Zukunft, ist er überzeugt, wird das Erdöl versiegen, die dann eintretende Energieknappheit werde das Wirtschaftssystem kollabieren lassen. Die Landwirtschaft, sagte Hoof dem Wirtschaftsmagazin „brand eins“ in einem Interview, werde dann zu einer Zukunftsbranche, in der „wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts 10 bis 16 Prozent der Bevölkerung beschäftigt sein werden“. Derzeit sind es nicht mal 2 Prozent.

Für ein Interview ist der ebenso öffentlichkeitsscheue wie misstrauische Hoof nicht zu gewinnen. Immerhin beantwortet er Mails. Hoofs Gedankengang geht so: Bisher ist Landwirtschaft auf maximale Produktion ausgelegt, egal wie viel Energie dabei verprasst wird. Auf Gut Manhagen ist alles darauf ausgerichtet,

möglichst wenig Energie zu verbrauchen – wie zu Zeiten, als es noch kein Erdöl gab. Sollte es zu einer Krise kommen, würden die „ländlichen Mast- und Milchindustrien stillstehen“. Gut Manhagen könne dagegen weiterproduzieren, prophezeit Hoof. Es ist ein bisschen wie mit der Arche Noah.

Hoofs Sicht auf die Dinge mag eigenwillig sein, sein Lösungsansatz exzentrisch, seine Analyse falsch. Andererseits: Schon seine Firma Manufactum war der Geniestreich eines Skeptikers, dem viele andere Skeptiker folgten.

Während alle Welt auf Massenproduktion setzte, darauf, dass mit steigender Stückzahl die Preise sinken und so auch hohe Qualität für viele erschwinglich wurde – das Prinzip der Ikeas, Volkswagens und Aldis –, ging Hoof exakt in die Gegenrichtung. Seine Produkte wurden in geringer Stückzahl hergestellt, waren teuer – und angeblich besser.

Ob das stimmt, ist eine ideologische Frage, die man mit Manufactum-Kunden besser nicht diskutiert. Allerdings galt bei Manufactum stets: Fortschrittskepsis muss man sich leisten können. Selbst ein Gartenspaten kann da 132 Euro kosten, dreibis viermal so viel wie im Baumarkt. Dafür werden nur Hölzer verwendet, „die auf einen genau senkrechten Verlauf ihrer Jahresringe hin kontrolliert wurden“.

In Hoofs Perspektive bekommt die Lust aufs Land eine leicht gruselige Note. Er ist überzeugt, dass „den tagträumerischen und tatsächlichen Stadtfluchten“ vielleicht auch „jener instinktive Wertsinn zugrunde liegt, der Wildtiere den Wald bereits verlassen lässt, wenn Meteorologen und Wetterkommentatoren von herannahenden ‚Kyrills‘ oder ‚Lothars‘ noch keinen blassen Schimmer haben“.

Wenn alles also noch viel schlimmer ist, wenn demnächst alles zusammenbricht, keine Trecker mehr fahren, weil Benzin fehlt, und der Bauer wieder sein Pferd vor den Pflug spannen muss, welcher Trost bleibt dann noch?

„Die Mitgliedschaft bei der Freiwilligen Feuerwehr hier im Dorf“, sagt Kabarettist Wischmeyer. „Die kostet 20 Euro Beitrag im Jahr, man muss nichts tun, aber man wird in Uniform zu Grabe getragen. Das ist reell.“

SUSANNE AMANN, MARKUS BRAUCK,
ALEXANDER KÜHN



Video: Satiriker Dietmar Wischmeyer über die Ländlüge

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.
spiegel.de/app442012landluege

**WAS STEHT
IN FRANKFURT**



**BRINGT DIE
ENERGIEWENDE
AUF KURS?**

Unsere erste Power-to-Gas Demonstrationsanlage.

Die Aktien für die klimapolitischen Ziele der Bundesregierung stehen gut. Denn die Power-to-Gas Demonstrationsanlage arbeitet an der Lösung eines großen Problems, das erneuerbare Energie aus Wind und Sonne mit sich bringt: umweltgerechte und effiziente Speicherung der gewonnenen Energie.

Sie ist eines von vielen Projekten, mit denen 12 von über 90 in der Thüga-Gruppe organisierten Stadtwerken die Energiewende vorantreiben. Gemeinsam investieren sie unter einem Dach gebündelt in den Ausbau erneuerbarer Energien. Für ein entscheidendes Plus für Mensch, Natur und Umwelt. Für das große Plus für alle.

Erfahren Sie mehr über
www.energie-und-wende.de/speicherung

+thuga
Das große Plus für alle

Prinzip Druckerpatrone

Tee liegt im Trend: In Tea Lounges gibt es Chai Latte und grünen Matcha-Tee. Nun mischt der Lebensmittelmulti Nestlé den Markt auf – mit Kapseln.

Tee? War meist im Beutel. Und schwarz. Und musste vier Minuten im heißen Wasser baden. Das galt als Genuss in Deutschland. Über Jahrzehnte.

Dem häuslichen Beuteldasein scheint der Tee nun jedoch zu entkommen – wie zuvor schon der Kaffee der deutschen Filterkanne. Die Deutschen trinken ihn neuerdings sogar außer Haus: Neben Coffee-to-go-Shops eröffnen erste Tea Lounges in den Innenstädten. Es gibt würzigen Chai Latte und giftgrünen japanischen Matcha-Tee, der mit einem Bambusbesen schaumig geschlagen wird. Und selbst in Berliner Problembezirken, wo Fremdsprachenkenntnisse nicht sehr verbreitet sind, geht Jugendlichen die Bestellung eines Honeydew Green Tea mit Orange-Bubbles problemlos über die Lippen.

Der Teenie-Tee mit den glibbrigen Perlen, die durch den Strohhalm gesogen werden, grenzt für Kenner an ein kulinarisches Verbrechen. Doch der Import aus Asien ist quasi nur die überzuckerte Variante eines Trends, der immer mehr um sich greift: „Tee ist der neue Kaffee“, befand das Lifestyle-Magazin „Wired“.

Zumindest in den USA sieht es danach aus. Während der Kaffeemarkt schwächelt, legten die Teeimporte zwischen 2007 und 2010 um 16 Prozent zu. Branchenkenner erwarten nun, dass die Welle nach Europa schwappt.

Auf ganz eigene Art will der Schweizer Lebensmittelmulti Nestlé davon profitieren: mit Teekapseln. „SpecialT“ heißt das Konzept, das im November in Deutschland eingeführt wird. Es besteht aus 27 Sorten Tee in Alu-Kapseln, die ökologisch umstritten sind. Zum System gehört eine Maschine, die dank unterschiedlicher Perforierungen an den Kapselunterseiten erkennt, wie heiß das Brühwasser sein darf.

Wie ein derartiger Trend zu Geld zu machen ist, haben die Schweizer mit ihrer Tochter Nespresso gezeigt: Nach zähen Anfangsjah-



Teeernte in China

ren wird der Gewinn der Kapselkette inzwischen auf gut eine Milliarde Franken pro Jahr geschätzt.

Bei SpecialT stapelt der Konzern tiefer. Während Nespresso seine Kunden in edlen Boutiquen empfängt, die Kleinst-Kathedralen ähneln, werden die Teekapseln erst mal nur übers Internet vertrieben.

In der Zentrale an der Uferpromenade von Lausanne ist von außen nicht mal zu erkennen, dass neben Nespresso und Dolce Gusto hier auch das kleine SpecialT-Team von Pascal Lebailly arbeitet. Lebailly kümmerte sich bei Nestlé vormals um die Mixtur der Maggi-Fertiggerichte.

Wie zuvor in Frankreich und in der Schweiz peile er erst mal ein Prozent der deutschen Teetrinker an, sagt Lebailly. Dass der deutsche Teemarkt 2011 aber um fünf Prozent gewachsen sei, wie der Manager glaubt, scheint Wunschdenken zu sein.

Sieht man mal von den Traditionstrinkern in Ostfriesland ab, die mit jährlich 300 Litern pro Person Weltspitze sind, so ist der deutsche Teemarkt zwar stabil, mehr aber auch nicht. Was wächst, ist das Luxussegment: Teeboutiquen wie die Kette Gschwendner konnten die Zahl ihrer Filialen in den vergangenen 15 Jahren verdoppeln.

„Wir wollen mit den Kapseln die Teekultur demokratisieren“, sagt Lebailly. Ein hehrer Anspruch, den SpecialT allerdings nicht einlösen kann: Wie die übrigen Nestlé-Kapselsysteme (eines sogar für Babymilch) funktioniert SpecialT nach dem Druckerpatronenprinzip. Die Maschinen gibt es relativ günstig ab 89 Euro, aber der Tee ist umso teurer: 37 Cent für zwei bis vier Gramm. Das sind fast tausend Prozent mehr als für einen günstigen Teebeutel.

Und der Geschmack? Nicht schlecht, aber kein

Vergleich zum Original, urteilte die „Neue Zürcher Zeitung“.

Das Original befindet sich 17 Kilometer nördlich von Lausanne im kleinen St. Barthélemy. Es heißt „Tpresso“, und erdacht hat es Eric Favre, der Vater der Kapsel – und Erfinder von Nespresso. Favres Darjeeling schmeckt nach geröstetem Korn, gesalzener Butter und Aprikose.

Schon vor über 30 Jahren präsentierte Favre, damals junger Nestlé-Ingenieur, die Kapselidee seinen Vorgesetzten. „Keine Chance“, hieß es bloß. Favre nervte so lange, bis er mit einem kleinen Team 1986 Nespresso gründen durfte. Vier Jahre darauf trennte man sich, und Favre lancierte eigene Kapseln, die er später an Lavazza und Migros lizenzierte.

Nun war der Erfinder wieder einen Schritt schneller: Bereits 2003 sicherte er sich erste Patente für sein Kapselsystem Tpresso, das er im vergangenen Jahr in Peking vorstellte. Wer in China, im Land des Tees, erfolgreich sei, so Favre, „der kann es überall schaffen“. In der Halle seiner Firma, einer Mixtur aus Kapselmuseum und Labor, steht seine neueste Erfindung – eine dreistöckige Teeschneidemaschine. Auf sie hat er eines von neun Tpresso-Patenten. Anders als Nestlé arbeitet Favre ohne Aromen und mit niedrigeren Temperaturen: „Bei 90 Grad zerstören Sie doch alle Geschmacksstoffe.“

Trotz Qualität hat der Erfinder ein Problem: Er findet keinen Geldgeber. Das Geschäft in China läuft schleppend, seine Teemaschinen sind mit 800 Franken nicht billig.

Vielleicht sollte Favre sich mit Laurens Spethmann zusammenschließen. Spethmann gilt als Nestor des Beuteltees in Deutschland. Der heute 82-Jährige hat Jahrzehnte die Ostfriesische Tee-Gesellschaft (Milford, Meßmer) geleitet. Bereits kurz nach dem Krieg, erzählt er, habe ihm ein Händler gepresste Teekapseln angeboten. „Ich fand das abscheulich“, sagt Spethmann. „Aber vielleicht sollte ich noch mal drüber nachdenken.“

NILS KLAWITTER



Teekapseln
Kultur demokratisieren



Polizeirazzia in São Paulo

YASUYOSHI CHIBA / AFP

BRASILILIEN

Rache für den Boss

Mit einer Serie von Polizistenmorden setzt die Mafiaorganisation PCC (Primeiro Comando da Capital) erneut die Regierung des Bundesstaats São Paulo unter Druck. Seit Anfang des Jahres sollen Killer im Auftrag des PCC über 85 Polizisten erschossen haben, die meisten waren zur Tatzeit nicht im Dienst. Die Staatsanwaltschaft glaubt, dass die Gangsterorganisation für den Tod eines ihrer Bosse Vergeltung übe, der im Januar von der berüchtigten

Polizeieinheit „Rota“ erschossen wurde. Der Mann soll den Drogenhandel im Industriegürtel von São Paulo kontrolliert haben. Das PCC beherrscht die Gefängnisse des bevölkerungsreichsten Bundesstaats. Von ihren Zellen aus organisieren die Bandenchefs Banküberfälle, Drogen Transporte und Raubzüge; die Mordrate hat sich fast verdoppelt. Ein Ende des Kriegs zwischen Polizei und Brasiliens mächtigster Kriminellenorganisation sei nicht abzusehen, warnt die Verbrechensforscherin Camila Nunes Dias von der Universität São Paulo: Beide Seiten seien von Rachedurst getrieben.

WEISSRUSSLAND

Verrat per Post

Durch eine Tollpatschigkeit hat das polnische Außenministerium Oppositionelle in Weißrussland in Gefahr gebracht. Warschau hatte, wie vergangene Woche bekannt wurde, Steuerbescheinigungen an Gegner des weißrussischen Diktators Alexander Lukaschenko verschickt – leicht erkennbar am polnischen Regierungswappen auf den Briefumschlägen. Die Oppositionellen hatten kleinere Summen aus Polen erhalten, um an einer Konferenz teilnehmen zu können. Zudem hat ein Mitarbeiter des polnischen Außenministeriums im Internet detaillierte In-



Lukaschenko

formationen über die Hilfe für die weißrussische Opposition veröffentlicht. Menschenrechtler in Minsk fürchten nun, wegen „Finanzierung durch das Ausland“ angeklagt zu werden. Schon einmal

waren Auskünfte polnischer und litauischer Stellen vom Lukaschenko-Regime gegen die Opposition verwendet worden. Minsk hatte in Warschau und Wilna nachgefragt, ob der Menschenrechtler Ales Bjaljaski dort Konten habe. Brav lieferten Polen und Litauer die gewünschten Daten. Auf deren Grundlage verurteilte ein weißrussisches Gericht Bjaljaski im August wegen „Verschleierung von Einkünften“ zu viereinhalb Jahren Lagerhaft.

ZUMA PRESS / CORBIS

LIBANON

Angst vor Assad

Ermittler in Beirut fürchten, dass der tödliche Bombenanschlag auf den Chef des Polizeigeheimdienstes am 19. Oktober der Auftakt zu einer Attentatsserie sein könnte, wie sie von 2004 bis 2008 den Libanon erschütterte. Bewiesen sei noch nichts, so ein Sicherheitsexperte, aber Syriens Diktator Baschar al-Assad profitiere am meisten von dem Attentat: „Syriens Regime hat nichts mehr zu verlieren. Ein erneuter Bürgerkrieg im Libanon wäre das Beste, was Assad passieren könnte. Dann lösen sich die Fronten auf, kämpfen nicht mehr Rebellen gegen eine Diktatur in Syrien, sondern Sunniten gegen Schiiten in beiden Län-

dern.“ Die gleiche Strategie könnte auch den syrischen Granatangriffen auf die Türkei und der Aufrüstung kurdischer Separatisten zugrunde liegen. Sollte sich der innersyrische Kampf zu einem regionalen Flächenbrand ausweiten, in dem sich Ethnien und Glaubensgemeinschaften bekriegen, würde das die syrische Opposition schwächen. Dann könnte das alawitische Regime der Assads sich zumindest im Stammgebiet ihrer Minderheit in den Bergen des syrischen Nordwestens halten. Im Libanon ist es bislang noch nicht gelungen, die Konfessionen gegeneinander aufzuhetzen. Sunniten, Schiiten, Christen und Drusen spendeten Blut für Opfer des Anschlags. Am vergangenen Donnerstag zogen Hunderte durch Beirut, um mit einem „Weißen Marsch“ für den nationalen Zusammenhalt zu demonstrieren.



REUTERS

Anschlagsopfer in Beirut



ILVY NJOKIKTIJEN/JOOP SWART MASTERCLASS/WORLD PRESS PHOTO

Bereit zur Flucht

Tausende weiße Südafrikaner rechnen mit einem Bürgerkrieg zwischen ihnen und der schwarzen Mehrheit. Sie nennen sich „Suidlanders“ und glauben, der regierende Afrikanische Nationalkongress wolle gegen sie losschlagen. Sally und Frik

DeVilliers (Foto) haben ihren Anhänger mit allem beladen, was zum Überleben nötig ist. Die meisten Suidlanders wollen in die Steppe fliehen und dann dort gegen die Schwarzen kämpfen. Eine Fotoserie dazu – entstanden in der Masterclass der World-Press-Photo-Akademie – enthält der Bildband „Next#02“.

EUROPA

„Die Kroaten aufwecken“



JOHN THYS / AFP

Der tschechische EU-Erweiterungskommissar Štefan Füle, 50, zu der Forderung, den Beitritt Kroatiens zur Europäischen Union zu verschieben

SPIEGEL: Bundestagspräsident Norbert Lammert zweifelt an dem Plan, Kroatien Mitte 2013 in die EU aufzunehmen. Ist die Sorge berechtigt, die Gemeinschaft könnte sich übernehmen?

Füle: Wir wollten mit unserem letzten Bericht eigentlich die Kroaten aufwe-

cken – und nicht den Deutschen Bundestag. Aber im Ernst: Kroatien muss in den Bereichen Wettbewerb sowie Justiz und Grundrechte noch Hausaufgaben erledigen. Ich bin zuversichtlich, dass es das rechtzeitig schafft.

SPIEGEL: Und wenn nicht?

Füle: Die Mitgliedstaaten steuern den gesamten Prozess, von der Aufnahme der Verhandlungen bis zum Beitritt. Wenn es irgendeine Auflage gibt, die ein Kandidat nicht erfüllt, können die EU-Staaten den Beitritt jederzeit verzögern oder auch ganz stoppen.

SPIEGEL: Kam der Beitritt Rumäniens und Bulgariens zu früh?

Füle: Wir haben nach dem Beitritt dieser beiden Länder einen neuen Überwachungsmechanismus eingeführt. Er stellt sicher, dass ein Land zum Zeitpunkt des Beitritts auf allen Gebieten seiner europäischen Verantwortung gerecht werden kann. Ausnahmeregelungen wie im Falle Bulgariens und Rumäniens sollte es daher nicht mehr geben.

SPIEGEL: Hat nicht die Euro-Krise gezeigt, dass sich die EU erst weiter vertiefen muss, bevor sie wächst?

Füle: Integration und Erweiterung widersprechen sich nicht. Nationale Politiker schieben manchmal die Schuld für die allgemeinen Probleme, die wir in der EU haben, auf die Erweiterung. Dabei hat das eine mit dem anderen nichts zu tun. Das ist eine sehr vereinfachte Sichtweise.



Islamistische Kämpfer mit Koran: Junge Männer, die Mitbürgern mit der Kalaschnikow einbläuen, was rein und was unrein ist

BABA AHMED / AP

MALI

In der Hölle von Kidal

Seit Monaten terrorisiert ein islamistisches Regime den Norden des Landes. Hunderttausende sind bereits geflohen. Jene, die blieben, erleben täglich neue Grausamkeiten. Ein Reisebericht aus dem Reich des Bösen

Der Norden Malis ist für Journalisten kaum zugänglich. Seit das Land, das bis dahin als Musterstaat Afrikas galt, im vergangenen Frühjahr von Islamisten überrannt wurde, gilt dort die Scharia. Die Fundamentalisten steinigen Ehebrecher, amputieren Gliedmaßen und unterdrücken jede Opposition. In Timbuktu ließen sie Grabmäler, die als Weltkulturerbe anerkannt sind, zertrümmern.

Paul Hyacinthe Mben, 39, Journalist in der noch freien Hauptstadt Bamako und Mitarbeiter des SPIEGEL, hat sich trotzdem dorthin gewagt. Wochenlang verhandelte er vor der Reise mit islamistischen Anführern über freies Geleit. Im Gegenzug ließ er sich auf bestimmte Bedingungen ein: Während seines fast dreiwöchigen Aufenthalts im Norden musste er die Kleiderordnung der neuen Macht-

haber befolgen, er musste sich etliche Male durchsuchen und verhören lassen. Niemals aber gab er seinen Gesprächspartnern preis, wo er übernachtete, nie blieb er zwei Tage am selben Ort. Ständig lebte er in der Angst, entführt zu werden. Kaum war er wieder zu Hause in Bamako, erfuhr er, dass ihm im Norden sieben bewaffnete Kämpfer gefolgt seien, die ihn festnehmen wollten.

Ein Kontrollpunkt ist das Erste, was vom Reich der neuen Herrscher zu sehen ist. An der Straße nach Gao hat die Islam-Polizei einen Checkpoint errichtet: Halbwüchsige posieren breitbeinig mit ihren Kalaschnikows an der Sperre. Der Älteste von ihnen wiederholt immer wieder über ein Megafon: „Keine Zigaretten, keine CDs, keine Radios, keine Kameras, kein Schmuck“ – es ist eine Endlosschleife von Verboten, alles „haram“, alles unrein, mit der diese Reise in den Norden beginnt. Die Männer halten Wache im Namen des Propheten.

Mit herrischen Gesten stoppen sie die wenigen Überlandbusse, die noch aus dem Süden Malis kommen. Einer von ihnen kontrolliert, die Waffe im Anschlag, den Mittelgang der Busse: Sitzen die Frauen auch getrennt von den Männern? Tragen sie den Hidschab? Und die Männer Hosen, die kaum bis zum Knöchel reichen? Solche Beinkleider soll auch der Prophet bevorzugt haben, glauben radikale Muslime. Sie sind jetzt Pflicht in Gao.

Fahrer und Gäste lassen die Prozedur schweigend über sich ergehen. Aus der Hintertür springt der Kontrolleur, die Kalaschnikow voran, wieder ab: „Salam alai-kum“, der Bus kann passieren.

Mali ist seit April ein geteiltes Land: Im Norden haben Islamisten ein Gebiet größer als Frankreich in ihre Gewalt gebracht, im Süden herrscht eine Regierung, die unfähig ist, sich zu wehren.

In nur wenigen Wochen hatten im Frühjahr Kampfverbände des Tuareg-Volkes die malische Armee aus den nördlichen Regionen vertrieben. Sie riefen den Tuareg-Staat Azawad aus, den keine Regierung der Welt anerkannt hat.

Dann kamen die Islamisten, bestens bewaffnet aus der Konkursmasse des Gaddafi-Regimes im nahen Libyen und gut vernetzt mit Kämpfern der Qaida, die seit Jahren im Maghreb und in Ländern der Sahelzone ein sicheres Rückzugsgebiet gefunden hat.

Wer von den Tuareg nicht zu den Islamisten übergelaufen ist, wurde vertrieben, die Spuren der Kämpfe haben sich in die Fassaden der Häuser von Gao eingebrannt: Überall sind Einschusslöcher zu sehen, Ruß und bröckelnde Mauerteile. Die Welt sorgt sich um Mali, groß ist die Angst vor einem zweiten Somalia, einem zweiten Afghanistan.

Der Uno-Sicherheitsrat hat im Grundsatz bereits einen internationalen Einsatz gegen den Norden genehmigt. Die EU hat beschlossen, Militärberater zu schicken. Und die USA erwägen angeblich sogar, ferngesteuerte Drohnen im Kampf gegen die Islamisten-Führer einzusetzen. Der Norden Malis, fünf Flugstunden von Paris entfernt, dürfe keine Brutstätte des Terrorismus, kein neues Somalia werden, so Außenminister Guido Westerwelle. Seine US-Kollegin Hillary Clinton glaubt,

dass die Attentäter, die vor sieben Wochen den amerikanischen Botschafter im libyschen Bengasi umgebracht haben, Hintermänner in Mali hatten.

Seit die Islamisten in Gao regieren, ist die Farbe aus der 100 000-Einwohner-Stadt gewichen: Einst war sie Etappe für Touristen auf dem Weg nach Timbuktu, nun sind die Straßenstände verschwunden, die Bars und Restaurants vernagelt, Musik ist verboten. In weißen arabischen Schriftzeichen auf schwarzem Grund haben die neuen Machthaber an den Straßenecken ihr Glaubensbekenntnis angebracht: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Gesandter.“

Vor allem aber gibt es keine Müllabfuhr mehr, Abfälle modern bei 40 Grad Hitze auf der Straße vor sich hin. 400 000 Menschen sind bisher vor den Islamisten geflüchtet. Meist sind es die besser ausgebildeten, Ingenieure zum Beispiel, die das Elektrizitätswerk in Betrieb gehalten



haben und die Wasserwerke. Die ausländischen Entwicklungshilfeorganisationen sind gegangen und die Beamten der Regierung, die gerade ein neues Straßenbauprogramm umsetzen sollten.

„Gao ist eine tote Stadt“, sagt der Mechaniker Allassane Amadou Touré, der im Schatten Tee trinkt. Auch er hat keine Arbeit, die Wirtschaftsleistung Gaos sei seit dem Frühjahr um „85 Prozent eingebrochen“, sagt er.

Die Islam-Polizei ist zum größten Arbeitgeber der Stadt geworden. Sie residiert ausgerechnet in der Washington-Straße in Gaos Zentrum. Von hier schwärmen sie aus, meist junge Männer, halbe Kinder noch, die ihren Mitbürgern mit der Waffe in der Hand einbläuen, was „haram“ oder was „halal“, also rein, ist.

Bis vor kurzem wurden in der Washington-Straße auch die Urteile der Scharia-Justiz vollstreckt. Inzwischen ist die Islam-Polizei vorsichtiger geworden. Seit es einer aufgebrachten Menge mehrmals gelang, Verurteilte vor dem Scharfrichter zu retten, werden Hände und Füße nun im Verborgenen abgehakt.

Eine ehemalige Militärbasis außerhalb der Stadt dient dem Scharia-Gericht zur Vollstreckung der grausamen Strafen. Eines ihrer Opfer ist an diesem Tag Alhassane Boncana Maiga; der Mann wurde für schuldig befunden, Rinder gestohlen zu haben. Maiga trägt ein weißes Gewand, vier Wachen zerren ihn in einen düsteren Raum und fesseln ihn auf einen Stuhl. Nur eine Hand bleibt frei, ein Arzt setzt eine Spritze gegen die Schmerzen.

Dann zieht der oberste Scharfrichter Omar Ben Saïd ein Messer aus der Scheide: „Im Namen des Gütigen und Barmherzigen“, ruft er, nimmt die Hand des Verurteilten und beginnt zu schneiden, Blut spritzt. Es wird mühsam, als Saïd den Knochen erreicht. Erst nach drei Minuten fällt die Hand schließlich in einen Eimer. Der Scharfrichter greift zum Handy und ruft seinen Vorgesetzten an: „Der Mann ist bestraft.“

Maiga hatte die Augen die ganze Zeit geschlossen, er hat nicht geschrien, jetzt führen sie ihn in einen Nebenraum. Dort wird er verbunden – und nach 15 Minuten taumelnd auf die Straße entlassen. „Ich bin unschuldig“, sagt er, „was soll ich jetzt tun, arbeiten kann ich nicht mehr.“

Einige Tage später ist er tot, wahrscheinlich verblutet, vielleicht von einer Infektion dahingerafft.

Einer der Hauptverantwortlichen für den Terror der Islamisten heißt Iyad Ag Ghali und wohnt in Kidal, 320 Kilometer nordöstlich von Gao. Ag Ghali empfängt in einem prächtigen Haus nahe dem Flughafen, auf dem jetzt keine Maschinen mehr landen. Er ist ein kleiner Mann mit langem Bart und Sonnenbrille. Ständig umringt ihn ein Pulk Schwerbewaffneter der Gruppe Ansar al-Din, das heißt so viel wie „Verteidiger des Glaubens“.

Die Truppe ist neu. Bis zum vergangenen Jahr war Ag Ghali noch als führender Tuareg-Separatist bekannt. Mal setzte er auf Dialog mit der Hauptstadt Bamako im Süden, mal auf einen eigenen Staat. Ag Ghali galt als jemand, der gern raucht und trinkt. Weil er aber vor allem als unzuverlässig galt, stellten ihn die Tuareg-Rebellen im November vergangenen Jahres politisch kalt. Das war wohl der Moment, als Ag Ghali den Islamismus für sich entdeckte.

Fortan forderte er nicht mehr einen Tuareg-Staat, sondern die Scharia: „Alle, die nicht auf Allahs Pfaden wandeln, sind Ungläubige.“ Der Wandel sicherte ihm die Unterstützung der Qaida und anderer Extremisten aus dem Maghreb.

Zudem mischt seine Truppe beim Drogenhandel in der Sahara mit: Südamerikanische Kartelle liefern dabei Kokain per Schiff nach Guinea-Bissau. Von dort geht es zu Land weiter nach Norden, den Transport besorgen – gegen einen großzügigen Gewinnanteil – Rebellen, Revolutionäre

Soldaten in Sandalen

Die EU will mit einer Militärmission der malischen Armee helfen, den abtrünnigen Norden zurückzuerobern. Franzosen und Amerikaner operieren seit Jahren in der Region – ohne Erfolg.

Wenn der französische Außenminister sich im EU-Rat zu Afrika äußert, hören die Kollegen aus den anderen Hauptstädten Europas besonders genau hin. Schließlich gelten die Diplomaten aus Paris wegen der kolonialen Vergangenheit Frankreichs auf dem Schwarzen Kontinent als ausgewiesene Experten.

So war es auch am Montag vor zwei Wochen, als die EU-Außenminister in Luxemburg zusammenkamen, um über die Spaltung des westafrikanischen Mali zu beraten. Mit drastischen Worten warnte der französische Außenamtchef Laurent Fabius vor der „terroristischen Gefahr“, die sich im Norden des Landes entwickle. Er warb für eine EU-Militärmission. „Europa kann da nicht einfach zusehen“, sagte Fabius.

Ähnlich hatte zuvor bereits der französische Präsident François Hollande auf Bundeskanzlerin Angela Merkel eingeredet. Was die Pariser Politiker gern verschweigen: Frankreich kämpft seit Jahren gegen den islamischen Fundamentalismus im Sahel. Mit eigenen Elitesoldaten, mit Ausbildern für die malische Armee, mit Geld und Material – vor allem aber: ohne Erfolg.

Kaum hatte Merkel am vergangenen Montag vor hochrangigen Offizieren in Strausberg eine Art Marschbefehl erteilt („Die Streitkräfte Malis brauchen Unterstützung“), begann im politischen Berlin die Debatte. Entwicklungsminister Dirk Niebel (FDP) warnte vor einem „zweiten Afghanistan“ und sieht im Sahel ein „fundamentales Interesse Deutschlands“ gefährdet. Verteidigungschef Thomas de Maizière (CDU) war zurückhaltender, stimmte seine Generale aber darauf ein, dass selbst eine Ausbildungsmission „ein paar Jahre“ dauern könne. Militärs wie der frühere Generalinspekteur der Bundeswehr, Harald Kujat, sahen das große „Risiko, dass daraus ein bewaffneter Konflikt wird“.

Skepsis herrscht auch im Bundestag. „Nichts überstürzen“, mahnt CSU-Verteidigungsexperte Florian Hahn. „Wir sollten erst selber sagen, was wir in Mali wollen, bevor wir den Pariser Interessen hinterherlaufen“, sagt FDP-Kollegin Elke Hoff.

Tatsächlich treiben vor allem die Franzosen eine Militärmission mit Macht voran. Seit Jahren schon sieht der Elysée französische Interessen in der Sahelzone bedroht. Anschläge, Entführungen von französischen Staatsbürgern, Erschießungen – schon für Hollandes Vorgänger Nicolas Sarkozy war diese Region eine der wichtigsten außenpolitischen Herausforderungen. Im Juli 2010 hatte der damalige Premierminister François Fillon verkündet: „Wir befinden uns im Krieg mit al-Qaida im islamischen Maghreb.“

Inzwischen fürchtet sich auch die übrige westliche Welt vor der Entwicklung im geteilten Mali. Im Norden des Lan-

„Wir sollten erst selber sagen, was wir in Mali wollen, bevor wir Paris hinterherlaufen.“

des haben Islamisten die Macht an sich gerissen, ein archaisches Rechtssystem mit Steinigungen, Auspeitschungen und Amputationen etabliert und Hunderttausende in die Flucht getrieben.

Die Übergangsregierung in Bamako rief um Hilfe, ebenso die Afrikanische Union und die westafrikanische Staatengemeinschaft Ecowas. Selbst der Unosicherheitsrat billigt eine Intervention.

Nach dem Willen Frankreichs und der USA soll sich daran die gesamte EU beteiligen. Die Bundesregierung bereitet sich darauf vor, mehrere Dutzend Soldaten zu schicken. Er könne nicht ausschließen, dass sie auch ihre Waffen einsetzen müssten, sagt Verteidigungsminister de Maizière.

In Brüssel werden die Planungen mit großer Diskretion behandelt. In einem achtseitigen vertraulichen Papier beschreibt Catherine Ashton, die Hohe Vertreterin der EU für Außen- und Sicherheitspolitik, die Einsatzoptionen. Die Lage in Mali stelle „eine unmittelbare Bedrohung der allgemeinen Sicherheit der Europäischen Union“ dar, heißt es darin. Es bestehe die Gefahr von Terroranschlägen auf europäischem Boden.

Europäische Kampfverbände, darin sind sich die Militärexperten einig, sollen vorerst nicht in Mali eingreifen. Die EU will Ausbilder und Geld schicken und mit militärischem Material und Aufklärungsbildern helfen. Doch reicht das? Können EU-Ausbilder die Ecowas-Truppen und die malischen Soldaten so aufbauen, dass die Islamisten aus der Region verschwinden?

Um die Situation zu stabilisieren, versuchen französische und US-Fachleute seit Jahren, die Armee von Mali in einen besseren Zustand zu versetzen. Es war ein eher erfolgloses Unterfangen, wie im vergangenen März der Sturz des Präsidenten Amadou Touré durch das Militär zeigte. Kurz danach erklärte der Norden seine Unabhängigkeit.

Aus Berichten der US-Botschaft in Bamako, die von der Enthüllungsplattform WikiLeaks veröffentlicht wurden, geht hervor, in welch desolatem Zustand sich die malische Armee befindet. Die Führungsoffiziere zeigten an vielem Interesse – nur nicht an einer schnellen Verbesserung der Kampfkraft ihrer Soldaten. Schlechtausgerüstete Soldaten von Eliteeinheiten auf Sandalen, demoralisierte Truppen aus dem Süden, die keine Lust hatten, sich im Norden verheizen zu lassen, fehlende Übungsmunition – die Liste der Versäumnisse und Handicaps ist lang.

US-Beobachter, die einen Militärposten im Norden Malis besuchten, erblickten ein Bild des Jammers: „Die Lebensbedingungen auf der Basis sind extrem. Das Essen besteht aus sandigem Reis mit einer Soße aus Bohnen. Fleisch gibt es nur in Ausnahmefällen.“ Die Lage sei „einfach schlimm, es gibt keine Dächer über dem Kopf, die Soldaten schlafen unter ihren Fahrzeugen, und oft fehlt es auch an Trinkwasser“.

Nun sollen diese Soldaten nicht zuletzt von Bundeswehrausbildern auf ein Niveau gehoben werden, auf dem sie gegen die hochgerüsteten Wüstenkrieger bestehen können. In Brüssel arbeiten Militärs und Sicherheitsexperten mit Hochdruck an den Vorbereitungen für den Einsatz. Drei Varianten sind in der engeren Wahl:

► eine Beratungsmission, im Brüsseler Fachjargon EUSEC genannt. Sie soll malische Offiziere und Unteroffiziere in drei Militärschulen unterrichten, darunter in der Stadt Gao im Norden, die sich derzeit in der Hand der Islamisten befindet. Die Zahl der benötigten EU-Militärs wird auf einige Dutzend geschätzt. Zudem soll die Arbeit des Generalstabs professionalisiert werden;



HABIBOU KOVATE / AFP

Militär im westafrikanischen Mali: „Die Lebensbedingungen sind extrem“

► eine Ausbildungsmission (EUTM). Hierfür würden rund 150 Ausbilder mindestens zwei Jahre nach Mali geschickt. Sie würden an vier Standorten jeweils ein Bataillon (bis zu 800 Soldaten) trainieren. Zudem erwägen die Europäer, eine Eliteeinheit auszubilden, die den Kampf im Norden anführt;

► eine Ausbildungsmission mit Beteiligung an Kampfhandlungen (EUTM+). Sie würde die malischen Einheiten nach deren Ausbildung in die Kampfzone begleiten. Hierfür würde die EU 400 bis 500 eigene Soldaten entsenden. Diese würde laut EU „eine militärische Präsenz im Feld mit direkter Verwicklung in die Kämpfe“ bedeuten.

Das Problem dabei: Die EU-Regierungen wollen das Risiko für ihre Soldaten auf ein Minimum begrenzen. Ein solcher Minimaleinsatz jedoch würde „kurzfristig wenig Wirkung“ entfalten, warnen die Experten des Europäischen Auswärtigen Dienstes.

Auch sonst sind die Zweifel erheblich. „Eine militärische Intervention birgt

enorme Gefahren“, sagt Philippe Hugon, Forschungsleiter am Institut für Internationale und Strategische Beziehungen in Paris. „Selbst nach einer Rückeroberung des Nordens wären die Folgen eines Militäreinsatzes für das Land nicht absehbar.“

Selbst die Tuareg, die derzeit massiv unter den Islamisten leiden, warnen. Ihre Vertreter berichteten vergangene Woche vor EU-Parlamentariern in Straßburg, dass al-Qaida im Norden des Landes nicht mehr hoch im Kurs stehe. Eine vom Westen unterstützte Offensive könnte al-Qaida neu beleben.

So droht der Misserfolg einer Mission, zumal die Zeit davonläuft. Wenn die malische Armee und die westafrikanische Eingreiftruppe noch vor der heißen Sommerzeit im Norden einmarschieren wollen, müssten die Europäer im Winter mit der Ausbildung beginnen. Sollte sich der Einsatz aber verzögern, hätten die Islamisten reichlich Zeit, ihre Stellungen weiter auszubauen.

HORAND KNAUP, GORDON REPINSKI,
CHRISTOPH SCHULT

und Banditen, wie die Kämpfer von Ansar al-Din. Eine weitere Einnahmequelle der „Verteidiger des Glaubens“ sind Entführungen. Als Mitte Oktober die Uno einem Einsatz in Nordmali zustimmte, drohte Ansar al-Din, französische Geiseln, die sie in ihrer Gewalt hält, umzubringen.

Iyad Ag Ghali gibt sich wortkarg gegenüber dem Besucher: „Willkommen in der islamischen Stadt Kidal“ ist das Einzige, was er sagt, dann steigt er in seinen Geländewagen und braust samt Entourage davon.

Kidal heißt einen nicht wirklich willkommen: Durch die Straßen patrouillieren die Pick-ups der Islam-Polizei, die Hälfte der Einwohner ist nach Mauretanien oder Niger geflohen. Der Markt ist geschlossen. Frauen dürfen sich nicht mehr allein bewegen in der Stadt.

Die Männer mussten sich einen Bart wachsen lassen. Wer dem Ruf des Muezzin zum Gebet nicht folgt, wird ausgepeitscht oder für drei Tage ins Gefängnis gesteckt. Radiohören ist verboten, die neuen Machthaber haben die Satellitenschüsseln auf den Dächern einfach abgesägt.

Unter einem Baum döst Yacouba Mahamane Maiga. Er trägt ein verwaschenes

T-Shirt und kurze Hosen – bevor die Islamisten nach Kidal kamen, war er einer der reichsten Männer der Stadt.

„Ich kann das hier alles nicht mehr ertragen“, sagt er und ballt die Faust in Richtung der Jungens mit den Kalaschnikows. Vor der Machtübernahme hatte sein Bauunternehmen den Zuschlag für das neue Gefängnis und das neue Gericht bekommen, millionenschwere Staatsaufträge. Umgerechnet 1,5 Millionen Euro steckte Maiga in neue Bagger und Kräne.

Doch seit die Islamisten da sind, wird nicht mehr gebaut in Kidal. Maiga muss nun tatenlos herumsitzen und dem Verfall seines Landes zusehen; seine Maschinen bedeckt der Wüstenstaub, seine Angestellten sind geflüchtet. „Mein ganzes Leben habe ich mit diesen Händen gearbeitet“, sagt er, „diese blöden Salafisten.“ So richtig ernst nehmen kann er sie nicht, er nimmt ihnen ihre Frömmigkeit einfach nicht ab, Banditen seien das, sagt er, keine Gotteskrieger.

Tiraden in der Öffentlichkeit können gefährlich sein. Die Islam-Polizei ist überall, aber Maiga gibt sich keine Mühe mehr, seinen Zorn zu verbergen: In Mali leben mehr als zwanzig Volksgruppen, wohnten Muslime, Christen und Animisten bisher friedlich nebeneinander. Religion sei immer Privatsache gewesen. Maiga ist sich sicher, dass die Islamisten keinen Rück-



Ansar-al-Din-Anführer Ag Ghali
Gewinne aus dem Drogenhandel

halt in der Bevölkerung haben, die Menschen in Kidal seien es satt, sagt er, sich von Halbwüchsigen gängeln zu lassen.

Die Apothekerin Maimouna Wallet Zeidane gehört zu jenen, die den überall wachsenden Widerstand organisieren wollen. Sie ist 27 Jahre alt; als es noch erlaubt war, hat sie viel Sport getrieben und mit ihrem Freund eine helle Zweizimmer-Wohnung im Stadtteil Etambar geteilt.

Nun ist sie allein: Weil sie unverheiratet zusammenlebten, wollten die Ansar-al-Din-Schergen ihrem Partner die Hand abhacken. Der hat sich inzwischen nach Algerien abgesetzt. „Wir leben im Jahr 2012. Wie kann man versuchen, die Zeit in die

Epoche des Propheten zurückzudrehen?“, fragt Zeidane.

Zu Hause trägt sie Jeans und T-Shirt, draußen würde sie sich mit dieser Kleidung Stockhiebe einhandeln. Im Wohnzimmer hat sie Papier ausgebreitet und begonnen, Parolen aufzumalen: „Islamisten = Drogenhändler“, steht da zum Beispiel.

Es klopft an der Tür, hektisch rafft sie ihre Transparente zusammen: „Wenn die Islam-Polizei das hier findet, brennt sie mein Haus nieder.“ Sie wirft sich einen Schleier über und öffnet die Tür, erst einen Spalt, dann ganz: Drei Mitstreiterinnen betreten die Wohnung. „Kidal-Amazonen“ haben sie sich genannt. 250 Frauen seien sie schon, und bei jeder Demonstration würden es mehr, sagen sie.

In ein paar Tagen werden sie wieder auf die Straße gehen, werden ihre Transparente hochhalten, mitten in der islamischen Stadt Kidal. Sie werden Schläge riskieren, jede mindestens 40 mit Stock oder Peitsche, sie werden ins Gefängnis gehen.

Aber Zeidane ist entschlossen, dieses Risiko einzugehen, die Islamisten haben ihr Leben zerstört, sie hat keine Angst mehr vor den Männern mit den Bärten und Gewehren: „Sie sollen alle in der Hölle brennen.“

PAUL HYACINTHE MBEN

WE MAKE EFFICIENCY WORK

Frank Meyer arbeitet bei Bilfinger. Er zeigt sich von seiner starken Seite, wenn es darum geht, ein Rohr mit einer 120 Millimeter dicken Wand zu biegen – auf den Millimeter genau. Bilfinger entwickelt, fertigt und montiert hochwiderstandsfähige Rohrleitungssysteme, die besonders hohen Temperaturen und hohem Druck standhalten. Auf diese Weise verleihen wir einem Kraftwerk noch mehr „Kraft“ – und Effizienz. www.bilfinger.com

BILFINGER ENGINEERING AND SERVICES



Präsident Mursi, Mursi-Gegner in Kairo
Überaus peinliche Angelegenheit



ÄGYPTEN

„Wir landen im Mittelalter“

Mohammed Mursi wollte der Präsident aller Ägypter werden. Inzwischen wird das Land von seinen Muslimbrüdern dominiert. Säkulare warnen vor einer religiösen Diktatur.

Der Präsident saß im Schneidersitz auf einem grünen Teppich. Er hatte die Augen geschlossen, betete mit offenen Händen. Seine Lippen bewegten sich, als der Imam Futuh Abd al-Nabi Mansur die Sätze sprach: „Oh Gott, erlöse uns von unseren Sünden, stärke uns und schenke uns den Sieg gegen die Ungläubigen. Oh Gott, bekämpfe die Ju-

den und ihre Unterstützer. Oh Gott, zerstreue sie, treibe sie auseinander!“

Es war die Freitagspredigt am 19. Oktober in Marsa Matruh, das Abschlussgebet stammt aus einer Sammlung von angeblichen Aussprüchen des Propheten. Und diese waren Mohammed Mursi, Ägyptens neuem Staatspräsidenten, offenbar sehr geläufig. In einem Videoclip,

der dem US-amerikanischen Medieninstitut Memri zugespielt wurde, ist zu sehen, wie Mursi bei dem frommen Wunsch, die Juden zu vertreiben, amen murmelte.

Inzwischen hat Mursis Muslimbruderschaft einen Vermerk über den Besuch des Präsidenten in Marsa Matruh von ihrer Website genommen. Die ganze Angelegenheit sei ihm „überaus peinlich“, schrieb die Tageszeitung „al-Ahram“. War der Vorfall damit erledigt?

Seit vier Monaten ist Mohammed Mursi an der Macht. Knapp hatte sich der Muslimbruder im Sommer gegen einen Vertreter des alten Regimes durchgesetzt. Viele wählten Mursi nur deswegen, weil sie eine Rückkehr zur Diktatur befürchteten. Doch bis heute bleibt Mursi seinem Volk ein Rätsel. Wer ist dieser Ingenieur, der sich mal als Demokrat und Friedensstifter, mal als Islamist gibt?

Die Aufgaben des ersten frei gewählten Staatspräsidenten sind noch ungelöst: Die immensen wirtschaftlichen und sozialen Probleme lassen sich kaum hinwegzubern. Und zugleich wird Ägypten das, was Säkulare, Linke und Christen schon seit langem befürchten: immer religiöser.

Seit knapp drei Wochen treffen sich auf dem Kairoer Tahrir-Platz wieder regelmäßig jene Aktivisten, die früher gegen den Militärrat und die Vertreter des alten Regimes protestierten. Ihr neuer Gegner ist die Muslimbruderschaft, die, so glauben die Demonstranten, gerade dabei sei, eine neue, islamistische Diktatur zu errichten.

Der Protest richtet sich vor allem gegen die Versuche von Islamisten, dem Land eine religiöse Verfassung aufzudrücken. Ein vom Parlament einberufener Verfassungsrat hat vorgeschlagen, die Rolle von Religion und Staat neu zu bestimmen. Grundlage der Gesetzgebung sollen die „Regeln der Scharia“ werden. Das betreffe auch die Gleichberechtigung von Mann und Frau, die dann wohl neu verhandelt würde.

Beherrscht wird das Gremium von Muslimbrüdern und Salafisten. Säkulare und Christen verließen es aus Protest. „Mit solchen Gesetzen landen wir im Mittelalter“, schimpft einer von ihnen, der Anwalt Ahmed al-Burai, „damit schaffen wir den zivilen Staat ab.“

Als Mursi-Gegner am 12. Oktober zum ersten Mal auf den Tahrir-Platz gingen, fuhren auch gleich Busse mit Anhängern der Bruderschaft vor. Die bärtigen Männer zündeten ein Podest der Säkularen an, bewarfen ihre Gegner mit Steinen und Flaschen, sie riefen: „Wir lieben dich, oh Mursi.“ Es gab über 150 Verletzte.

Ein Sprecher der Organisation behauptete später, die Gewalttäter seien gar kei-

Der digitale SPIEGEL

Jetzt für
iPad/iPhone,
Android und
Mac/PC



Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

- **Der Wüstenfuchs – SPIEGEL-TV-Dokumentation** über Aufstieg und Fall des Erwin Rommel
- **Der Sprung – Video-Interview** mit Extremsportler Felix Baumgartner
- **Die Landlüge – Video** über die Sehnsucht der Städter nach der grünen, heilen Welt

Die neue Art zu lesen

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie es möchten. Mit zusätzlichen Hintergrundseiten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360°-Panoramafotos und 3-D-Modellen.

Einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal, wo Sie gerade sind. Das komplette Heft immer schon ab Sonntag 8 Uhr.



Einfach QR-Code scannen, z. B. mit der App „Sminna“

www.spiegel.de/digital

ne Muslimbrüder, sondern sogenannte Baltagija gewesen – gekaufte Schlägertrupps. „Dunkle Kräfte“ hätten die Bruderschaft wieder einmal in den Schmutz ziehen wollen.

Doch Blogger wiesen nach, dass die Islamisten bereits seit längerem planten, die Veranstaltung zu sabotieren. Denn Bilder von Protesten gegen den Präsidenten machen sich nicht gut im Fernsehen, zumal nicht auf jenem Platz, der weltweit als Symbol des Arabischen Frühlings gilt.

Es herrscht eine aufgeheizte Atmosphäre im Land, und Mursi tut wenig, um seine Kritiker einzubinden. Er hatte nach seinem Wahlsieg versprochen, das Staatsoberhaupt „aller Ägypter“ zu sein. Er hatte sogar angekündigt, aus der Muslimbruderschaft auszutreten, um sein Amt neutral ausüben zu können. Er wollte Frauen und Vertreter der koptisch-christlichen Minderheit in hohe Regierungsämter hieven – daraus wurde bislang nichts.

„Er hat noch nicht verinnerlicht, dass Opposition ein wichtiges Instrument für die Demokratie ist“, sagt der Kairoer Politologe Amr Hamsawi. „Er ist auf dem besten Weg, eine Einheitspartei zu schaffen, ganz so wie unter Mubarak.“

Die kritischen Zeitungen am Nil nennen das „Ichwanisierung“, „Ichwan“ bedeutet „Brüder“. Der Präsident und die Muslimbrüder bringen demnach in kurzer Zeit alle staatlichen Institutionen unter ihre Kontrolle, darunter auch die Staatsmedien, in denen kritische Chefredakteure durch Mursi-Claqueure ausgetauscht wurden.

Auch die „Stimme des heiligen Korans“, ein traditionell gemäßigter religiöser Staatssender, ist inzwischen „ichwanisiert“. Sogenannte Liberale, heißt es dort, seien nichts weiter als „vom Islam abgefallene“ Ketzer und unmoralische Subjekte, deren einziges Ziel es sei, die Gesellschaft zu zersetzen. Nur der Präsident führe das Land zum „wahren Islam“.

In Teilen des Landes versuchen Menschen, sich an Frömmigkeit zu übertrumpfen: Vor kurzem schnitt eine Lehrerin in der oberägyptischen Provinz zwei zwölfjährigen Schülerinnen im Unterreicht die Haare ab. Die Mädchen hatten sich geweigert, Kopftücher zu tragen. Die Lehrerin wurde nach Protesten versetzt.

Als sich ein koptischer Christ in einem Vorort von Kairo vergangene Woche ein Bier bestellen wollte, wurde ein Kellner handgreiflich. Der Konsum von Alkohol soll künftig massiv eingeschränkt werden, auch Vertreter der christlichen Minderheit dürften das zu spüren bekommen. Besonders in Oberägypten und in Alexandria, wo es bereits unter Husni Mubarak religiöse Spannungen gab, sollen Tausende Christen Visaanträge für die USA und europäische Länder gestellt haben.

Und was ist mit Mursis Versprechen, ein unabhängiger Präsident zu sein? „Die Grenzen zwischen dem Präsidentsamt und dem Führungsbüro der Muslimbruderschaft sind nicht definiert“, sagt Politologe Hamsawi. Das ist diplomatisch ausgedrückt.

Viele Ägypter glauben, dass Mursi noch immer Direktiven von zwei ganz besonderen Herren erhalte: Der eine von ihnen, Mohammed Badi, ein 69-jähriger Tierarzt und Hochschullehrer, ist der „oberste Führer“ der Bruderschaft. Ihm schwören die Mitglieder der islamistischen Bewegung lebenslange Treue.

Der andere, Chairat al-Schatir, war der ursprüngliche Präsidentschaftskandidat der Muslimbrüder. Er wurde von der Wahl ausgeschlossen, weil er einst wegen Geldwäsche im Gefängnis saß – allerdings unter Hosni Mubarak, der seine Justiz

Ein Heer von Predigern soll „unter den Menschen das rechte Wort verbreiten“.

auch nutzte, um politische Gegner aus dem Weg zu räumen. Schatir, Millionär mit guten Beziehungen in die Golfstaaten, gilt als wichtiger Financier der Muslimbruderschaft und soll Mursis direkter Vorgesetzter gewesen sein.

Im neuen Ägypten hat Schatir sein Imperium aus Supermarktketten, Textil- und Einrichtungsgeschäften erheblich ausgeweitet. Er gilt als Vorzeigeunternehmer der Bruderschaft, die Mubarak's neoliberale Wirtschaftspolitik bislang weiterführt. Der Kurs soll Vertrauen bei ausländischen Investoren schaffen – und die braucht Ägypten dringend.

Mubarak hat seinem Nachfolger Mursi ein hochverschuldetes Land hinterlassen. Millionen Menschen sind arbeitslos, ein Viertel der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze, die Löhne wurden über Jahre konstant niedrig gehalten, die Gewerkschaften unterdrückt.

Um Ägyptens Staatsbankrott abzuwenden, stehen unpopuläre Entscheidungen an, wie die Kürzung von Gas- und Brotsubventionen. Mursi entschied sich vorerst fürs Aussitzen. Und wurde aktiv nur auf einem anderen Feld: In einer Fernsehansprache kündigte er vergangene Woche eine neue religiöse Kampagne an. Ein Heer von Predigern soll durch die Lande ziehen und „unter den Menschen das rechte Wort verbreiten“.

Eine Umerziehungsmaßnahme, die dabei helfen könnte, die Köpfe des Volkes von westlichen Ideen zu befreien wie jener, nach der Religion Privatsache ist.

DANIEL STEINVORTH, VOLKHARD WINDFUHR



Von: Julia Weiß
An: E.ON
Betreff: Speichertechniken

**Mal weht der Wind, mal nicht.
Gibt's 'nen Akku für grünen Strom?**

**Hallo Frau Weiß, so was gibt es
schon heute. Und wir arbeiten an
weiteren Speichertechniken.**

Die Erzeugung aus Erneuerbaren Energien unterliegt natürlichen Schwankungen. Um diese auszugleichen, bauen wir eine der ersten Anlagen in Falkenhagen in Brandenburg, die mit grünem Strom Wasserstoff erzeugt. Dieser kann im bestehenden Erdgasnetz zwischengespeichert werden und ist so immer und überall verfügbar – auch, wenn der Wind mal Pause macht. Mehr unter www.eon.de



Videos
zum Thema

e-on

USA

Gleichgewicht des Schreckens

Um die Wahl zu gewinnen, müssen Barack Obama und Mitt Romney möglichst jeden Stammwähler mobilisieren. Dabei helfen keine Programme mehr, jetzt gilt es, den Gegner schlechtzureden.

Jede einzelne Stimme tut ihr jetzt gut, jedes Dezibel Jubel. Michelle Joseph hat die Arme vor der Brust verschränkt, aber jedes Mal, wenn Mitt Romney etwas sagt und der Applaus im Freilichttheater von Henderson, Nevada, anschwillt, wächst ihre Zuversicht. Sie klatscht mit, vorsichtig erst, aber dann immer befreiter. Ist das der Mitt Romney, vor dem ihre demokratischen Freunde sie gewarnt hatten? Der Mitt Romney aus den Werbespots? Der abgehobene Multimillionär? Das angebliche Monster?

Michelle Joseph kann den Kandidaten von ihrem Platz aus gut sehen. Er steht da, siegessicher, getragen von seinem jüngsten Erfolg in den vielen Umfragen, in denen er vor Barack Obama liegt. Mal einen, mal zwei, zuletzt in einer Erhebung von ABC und „Washington Post“ sogar drei Punkte.

Joseph applaudiert einem Mann, der tausendmal mehr verdient als sie, die Verkäuferin bei der Kaufhauskette Kohl's. Der ein rückständiges Frauenbild pflegt, gegen Obamas Gesetz wettert, das gleichen Lohn für Frauen vorschreibt, und der sich wohl kaum vorstellen kann, wie es gewesen sein muss, als ihre Eltern aus Mexiko einwanderten und so arm waren, dass ihre Mutter Fleisch mit Dosendeckeln schneiden musste, weil das Geld für ein Messer fehlte.

Aber als strenggläubige Katholikin, sagt sie, kann sie, wenn überhaupt, nur einen Republikaner wählen, allein der Abtreibungsfrage wegen. Sie sagt, sie kann nur Romney oder gar nicht wählen.

Alles, was er dort auf der Bühne sagt, nimmt sie mehr für ihn ein. Es lässt sie die entsetzten Fragen von Freunden und Kollegen vergessen, die ungläubigen Blicke, wenn sie ihnen erklärte, dass sie keinesfalls Obama wählen könne. Der Jubel wird lauter, wenn Romney Angst vor einer zwei-

ten Amtszeit Obamas schürt. Wenn er sagt, dass Obama Amerika heruntergewirtschaftet habe und dass Obama, der heimliche Sozialist, aus Amerika ein zweites Griechenland machen werde. Sie fragt sich jetzt, was ihre Freunde überhaupt wollen. Ist nicht Obama das Monster?

Angst aufzubauen vor dem jeweils anderen ist entscheidend in diesem Wahlkampf. Lange hatte Obama deshalb einen Vorteil. Er führte in den Umfragen, so lange Romney Millionen Wählern weitgehend unbekannt war. Obama attackierte ihn mit einer Flut von TV-Spots, in denen er Romney als skrupellosen Kapitalisten darstellen ließ, als einen Feind der Mittelklasse, der als Chef der Investmentfirma Bain Capital Arbeitsplätze gestrichen hatte, um seine Gewinne zu steigern.

Erst seit Romney in der ersten Fernsehdebatte vor einem Millionenpublikum

zurückschlagen konnte, herrscht ein prekäres Gleichgewicht, eine Art Gleichgewicht des Schreckens.

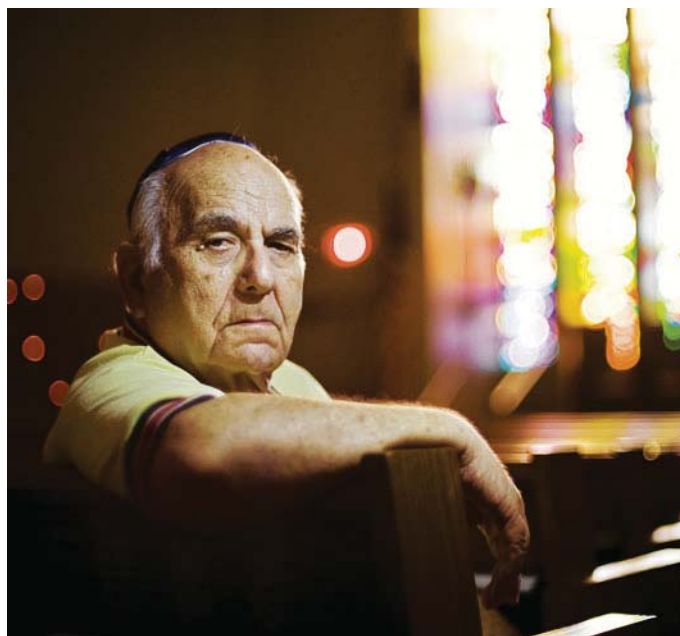
Beiden Kandidaten fällt es schwer, mit konkreten Programmen Begeisterung zu wecken. Obama wird, egal was er an neuen Vorhaben verspricht, an der durchwachsenen Bilanz seiner ersten Amtszeit gemessen. Und Romney hat, im vergeblichen Versuch, allen in seiner Partei zu gefallen, seine Positionen so oft verändert, dass jeder nun für den Romney stimmen kann, der ihm am besten gefällt.

Es sind deshalb die Unterschiede, manchmal auch nur Nuancen, die ins Unendliche vergrößert werden, als hätten beide Lager nichts mehr gemein. Und so steht auf der einen Seite Obama, der Sozialist, der Amerika in den Staatsbankrott führt, und auf der anderen Romney, der Plutokrat, der den Ärmsten Amerikas die Essenmarken streichen will. Es geht um Unterstellungen und Feindbilder und den dauernden Vorwurf, der jeweils andere werde Amerika verraten.

Die meisten Wähler haben sich früh auf eine der beiden Seiten geschlagen. Gerade zwei Prozent der eingeschriebenen Wahlbürger schwanken noch zwischen den Kandidaten. Es geht daher für beide Seiten darum, ihre Stammwähler zu mobilisieren. Um sie in die Wahllokale zu treiben, müssen sie die Furcht vor dem politischen Gegner schüren.

Selten zuvor war der Satz so zutreffend, den der „New York Times“-Kolumnist Ross Douthat jüngst sagte: „Letztlich kommt es bei Wahlen nicht darauf an, welchen Kandidaten du am liebsten magst, sondern welchen Kandidaten du mehr hasst.“

Vieles hängt von der Stimmung in den Swing States ab, jenen neun Staaten, die entscheidend sein werden, um die Wahlen zu gewinnen. Beide Parteien zerstückeln die Wählerschar in handliche kleine



„Unsere Clubmitglieder schwanken derzeit hin und her.“

MARVIN MANNING

in einer Synagoge in Boca Raton, Florida

JOSH RICHIE / DER SPIEGEL



Sängerin Katy Perry auf Obama-Veranstaltung in Las Vegas: Dieser Wahlkampf ist nicht mehr mit Argumenten zu gewinnen

IMAGO

Gruppen, um Zögerliche zu motivieren, in jedem Fall wählen zu gehen. Die Kampagnenmanager haben ihre Strategien verfeinert, um bestimmte Bevölkerungsgruppen zielgenau ansprechen zu können. Romney vor allem die weißen Arbeiter in Ohio und Virginia, die Evangelikalen im Bible Belt, die Waffenfreunde in Colorado. Und Obama die Frauen in Virginia, die Studenten in Iowa, die Latinos in Nevada und die jüdischen Wähler in New York und Florida.

Marvin Manning, Amerikaner jüdischen Glaubens und registrierter Demokrat, ist einer von denen, um die es jetzt geht. Er sitzt im „Clubhouse“, dem Treffpunkt der Demokraten von Boca Raton in Florida, vor einem Springbrunnen und schaut, als habe ihn der Glaube verlassen. Gerade hat er ein Treffen des örtlichen „Democratic Club“ abgehalten, und wieder war die Runde kleiner geworden. Fast 80 Prozent der Bewohner seiner Seniorensiedlung bei Boca Raton sind jüdischen Glaubens, und wenn sie alle zur Wahl gingen, wäre das ein großer Vorteil für die Demokraten. Manning, 86, ist unrasiert, er trägt ein ausgebleichenes T-Shirt und Shorts. Früher hat er eine Kette von Juwelierläden gemanagt, dann ging er in

Rente. Jetzt würde er gern als Präsident des Demokraten-Clubs in den Ruhestand gehen. Mit einem letzten, großen Erfolg.

Nur rund zwei Prozent der Amerikaner sind Juden, doch ihr Einfluss ist weit größer. Jüdische US-Bürger sind politisch engagiert, gehen regelmäßig in großer Zahl zu den Wahlen, und sie leben vor allem in jenen Bundesstaaten, in denen sich die Zahl von Republikanern und Demokraten weitgehend die Waage hält, wo also relativ wenige Wähler den Wahlausgang entscheiden können. 148 000 Juden leben allein in Ohio, 295 000 sind es in Pennsylvania, über eine halbe Million in Florida.

2008 war ein großes Jahr für den Parteiarbeiter Manning. Seine Leute standen hinter Obama, auch wenn der vier Jahre in Indonesien gelebt hatte, einem islamischen Land, und in Reden eine Aussöhnung mit der islamischen Welt versprach. Vier von fünf jüdischen Wählern gaben Obama damals ihre Stimme. Und Manning verbuchte das Ergebnis in seinem Wahlkreis auch als einen persönlichen Erfolg, als Bestätigung seines Einflusses.

Diesmal aber sieht er überall die großen Plakate in Boca Raton, auf denen steht: „Freunde lassen nicht zu, dass Freunde

von Atombomben ausgelöscht werden.“ Es geht um Israel und die iranische Bombe, das Thema, das alles beherrscht. „Unsere Clubmitglieder schwanken derzeit hin und her, mal sind sie für Romney, mal für Obama“, sagt Manning. Es reicht ihnen nicht, dass Obama Israel nur den „besten Freund“ Amerikas nennt.

„Meine Freunde vertrauen Obama einfach nicht mehr, wenn es um Irans Atomprogramm geht“, sagt Manning. „Israel ist so ein kleines Land.“ Mit seinem Finger malt er die Welt auf den Tisch, einen großen Kreis, und danach Israel, so groß wie eine Erbse: „Es kann so leicht ausgelöscht werden.“

Er weiß, wie gefährlich es ist, wenn die Begeisterung für Obama verfliegt. „Wenn meine Leute nicht wählen gehen, ist das wie eine Stimme für Romney.“ Ein Besuch Obamas würde jetzt helfen. „Er müsste uns das persönlich erklären“, sagt er. Aber was soll Obama erklären? Es gibt eigentlich nichts mehr zu sagen.

In der dritten Fernsehdebatte vergangene Woche haben sie auch über Israel gesprochen. Romney hatte die Ängste geschürt, die sie auch in Boca Raton haben. Er unterstellte Obama, dass der Präsident sich zu weit von Israel entfernt habe, sag-



STEPHEN GROWLEY / NYT / LAF

Kandidat Romney (r.): Am Ende geht es um Amerikas Macht, um Amerikas Größe

te aber nicht, was er anders machen würde. Er lobte stattdessen die Afghanistan-Politik des Präsidenten, den Drohnenkrieg, die Entscheidung, den Krieg im Irak zu beenden, er sagte nichts anderes zu Iran als der Präsident auch.

Obama hat inzwischen verstanden, dass dieser Wahlkampf nicht mehr mit Argumenten zu gewinnen ist. Deshalb scheut er auch vor derben Ausdrücken nicht zurück und sagt, sein Rivale rede „Bullshit“, ein Ausdruck, den höfliche Amerikaner niemals benutzen würden. Vor sieben Wochen hatte er bei seinem Parteitag in Charlotte Bill Clinton die wichtigste Rolle gegeben. Einem Mann, der nicht nur Obamas Politik besser erklären konnte, als er selbst das vermochte, sondern auch an die guten Zeiten erinnern sollte, als Amerikas Wirtschaft noch prosperierte und das Land im Zenit seiner Macht stand.

Als Obama vor fünf Jahren in den Wahlkampf zog, war es genau diese Zeit, die Ära Bill Clinton, von der er sich abgrenzen wollte, zumal er gegen Hillary Clinton einen harten Vorwahlkampf geführt hatte. Nun schickt er den Ex-Präsidenten nach Ohio, den wohl wichtigsten Swing State in diesem Wahlkampf, Obamas „Firewall“ gegen die mögliche Niederlage. Seit 1964 ist kein Präsident ins Weiße Haus gezogen, der nicht auch in Ohio gewonnen hätte.

Vor zehn Tagen tritt Bill Clinton dort das erste Mal auf, in Parma, 15 Autominuten von Cleveland entfernt. Es ist einer dieser tristen Vororte in Ohio, grauer Himmel, Amerikas Ruhrpott. Clinton

steht in der Turnhalle des Community College, unter hochgeklappten Basketballkörben. Eine halbe Stunde redet er, und die meiste Zeit über den Schaden, den Romney in Amerika anrichten würde. Er lästert, dass der vermeintlich so patriotische Multimillionär beim Steuersparen wenig Patriotismus zeige und seine Millionen in Steueroasen rund um den Globus verstecke.

„Ich bin es leid, dass er seine Karten nicht offen auf den Tisch legt“, ruft Clinton, „denkt er eigentlich, wir sind blöd?“ Klare Worte. Dann tritt Bruce Springsteen neben ihm auf die Bühne, krempelt die Hemdsärmel hoch und singt eine seiner Balladen, die von kleinen Leuten handeln. „Ein Staat ist nur so stark, wie er für seine Schwächsten da ist“, ruft Springsteen ins Publikum.

Dort stehen Leute wie Chuck Montague. Vor vier Jahren arbeitete er noch bei einer kleinen Zeitung in der Gegend; der geht es mittlerweile so schlecht, dass Montague gehen musste. „Es war eine ziemliche Umstellung“, sagt er, „dieses Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden.“ Er ist jetzt 66 Jahre alt, und die Chancen, dass er noch einmal einen Job wie früher bekommt, sind gering. Weiße Amerikaner wie er sind bei dieser Wahl die größte Gefahr für Obama. Sie sind enttäuscht und suchen nach einer Alternative.

Montague hatte mehr von Obama erwartet. Der Präsident war nicht so führungsstark, wie Montague sich das gewünscht hatte, und die Wirtschaft kommt auch noch nicht in Schwung. Aber Romney? Wofür steht Romney eigentlich?

Er wippt zu Springsteens Song vom „Promised Land“, dem Song darüber,

dass ein Leben in Amerika letztlich doch noch immer eine Verheißung sei. Und plötzlich findet er auch Argumente dafür. „Man muss ihm doch zugutehalten, dass er Osama Bin Laden getötet hat“, sagt er.

Am Ende geht es immer noch darum: um Amerikas Macht, um Amerikas Größe. Seit den neunziger Jahren hat das Land für alle spürbar an Einfluss verloren. Das ist die neue Realität, an die sich die Amerikaner über die Parteigrenzen hinweg nicht gewöhnen können.

Eine gute Woche bleibt noch bis zur Wahl, und die Frage ist, ob es Romney gelingt, die letzten innerparteilichen Zweifler zu mobilisieren, vielleicht sogar die Millionen fundamentalistischer Christen, die ihn wegen seines mormonischen Glaubens eigentlich gar nicht wählen wollten. 2004 haben sie George W. Bush zur Wiederwahl verholfen, aber die Vorbehalte gegen Romney sind enorm, weil sein Glaube ihren Glauben in Frage stellt, die Bibel für ihn als Mormonen nicht die einzige Quelle ewiger Wahrheit ist.

Es ist der vielleicht entscheidende Gradmesser im Wahlkampf der Angst zwischen Obama und Romney: Reicht der Abscheu gegenüber Obama aus, damit selbst evangelikale Christen und ein Mormone zusammenfinden zu einer großen, neuen Koalition? Verbünden sich die Vertreter zweier Kirchen, die sich mit Misstrauen und Skepsis betrachten, um Obama zu verhindern und Romney zu wählen?

„Mormonismus ist eine falsche Religion, sie ist eine Art Kult“, hatte der einflussreiche evangelikale Pastor Robert Jeffress im Vorwahlkampf gerufen, als Romney noch nicht als Präsidentschaftskandidat feststand. Mormonen waren seine Feinde, aber jetzt gibt es noch einen größeren Feind.

Seit Wochen tourt Jeffress durch zehn amerikanischen Städte, um andere evangelikale Pastoren davon zu überzeugen, dass ihre Gemeindeglieder zur Wahl gehen und für Romney stimmen müssen. Der Pastor sagt, es gehe dabei nicht um Parteipolitik, nicht um Demokraten und Republikaner, es gehe um das, was richtig, und um das, was falsch ist, um Anstand.

„Ich glaube noch immer, dass Mormonismus die Menschen dem wahren Gott nicht näher bringt, sondern von ihm entfernt.“ Aber die Angst vor Obama ist größer, dem Kandidaten der anderen Partei, den so viele für einen Muslim halten. Das ist der entscheidende Punkt. „Romney“, sagt Jeffress, „ist das kleinere Übel.“

MARC HUJER, GREGOR PETER SCHMITZ



Video:
**Marc Hujer über den
US-Wahlkampf**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode
scannen, etwa mit der App „Scanlife“.
spiegel.de/app442012wahlkampf

* Mit Vizepräsidentschaftskandidat Paul Ryan in Denver.



Sie sparen – wir helfen
mit 20,– Euro

 **SOS
KINDERDORF**
In Deutschland und der Welt

 **Union
Investment**

Treten Sie ein und sichern Sie Ihrem Kind jetzt gute Chancen

Mit dem neuen Sparplan **UniNachWuchs** von Union Investment

- Schon ab 50,– Euro regelmäßiger Sparrate können Sie mit UniNachWuchs flexibel und chancenreich für Ihr Kind sparen
- Sie investieren in die Zukunft Ihres Kindes und tun dabei noch etwas Gutes: Für jeden UniNachWuchs-Sparplan unterstützen wir den SOS-Kinderdorf e.V. mit 20,– Euro

Informieren Sie sich jetzt unter www.uninachwuchs.de und lassen Sie sich in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank beraten.



**Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken**

Den Verkaufsprospekt, die Vertragsbedingungen, die wesentlichen Anlegerinformationen sowie die Jahres- und Halbjahresberichte zu dem dazugehörigen Fonds erhalten Sie kostenlos in deutscher Sprache bei allen Volksbanken Raiffeisenbanken oder bei Union Investment Luxembourg S.A., die den Fonds aufgelegt hat. Stand: 1. Juli 2012. Weitere Informationen erhalten Sie bei Union Investment Privatfonds GmbH, Wiesenhüttenstraße 10, 60329 Frankfurt am Main, unter www.union-investment.de oder telefonisch unter 069 58998-6060.



Marschtraining des deutschen Einsatzkommandos KSK: Zugriff im Schutz der Dunkelheit



Taliban Mullah Rahman: Nummer 2242 auf

AFGHANISTAN

Der Schattengouverneur

Berlin will den festgenommenen Taliban-Führer Mullah Rahman am liebsten nach Deutschland bringen lassen. Dessen Verhaftung ging auf konkrete Hinweise des BND zurück.

Der Gebäudekomplex ist riesig, sein Ruf legendär: Afghanistans Geheimdienst National Directorate of Security, kurz NDS, betreibt sein eigenes Gefängnis mitten in Kabul. Im Viertel Shash Darak landen die wichtigen Gefangenen des Landes. Auch Mullah Abdul Rahman sitzt jetzt hier: jener Taliban-Führer und Schattengouverneur der Provinz Kunduz, der vor anderthalb Wochen gefangen genommen wurde.

Ob der hagere Mann mit dem Vollbart allein oder in einer Gruppenzelle weggeschlossen ist, darüber gibt es keine Auskunft. Es existieren unterschiedlichste Schilderungen von Häftlingen, die früher in dem NDS-Gefängnis waren: Von Folter ist dabei ebenso die Rede wie davon, dass gegen Schmiergeld alles käuflich sei, selbst die Freilassung.

Genau so etwas aber möchte die deutsche Bundesregierung verhindern. Denn Abdul Rahman ist „ihr“ Mann. Direkt nach seiner Festnahme sprach Botschafter Rüdiger König bei der afghanischen Regierung vor und erklärte, dass Rahmans Verurteilung ungeheuer wichtig sei.

Abdul Rahman ist, zumindest für die in Afghanistan stationierten Deutschen, das Gesicht des Gegners. Er symbolisiert wie kaum ein anderer Afghane die Zwiespältigkeit und die Schwierigkeit der

deutschen Afghanistan-Mission. Rahman stand hinter der Entführung von zwei Tanklastern, die im September 2009 auf einer Sandbank bei Kunduz stecken geblieben sind – jener Aktion also, die mit einem fatalen Bombardement und dem Tod von fast hundert Menschen endete. Der deutsche Kommandierende von Kunduz, Oberst Georg Klein, hatte die Tankwagen bombardieren lassen und dabei die Menschen getroffen, die zum Abzapfen des Treibstoffs an die Furt gekommen waren. Bis auf wenige Taliban waren es Zivilisten. Der afghanische Informant, der das Kommando Spezialkräfte (KSK) informierte, hatte im Verlauf des Abends beteuert, es seien nur Taliban an der Furt. Eine fatale Behauptung, die ihm mit 1500 Dollar Honorar entgolten wurde; aber verhängnisvoll war erst, dass Oberst Klein, der zum General befördert werden soll, sie glaubte.

Es folgten der Rücktritt des verantwortlichen Ministers Franz Josef Jung (CDU) und ein Untersuchungsausschuss – Mullah Abdul Rahman aber avancierte plötzlich vom Dorfkommandeur zu einer Größe unter den Taliban.

Am 4. November 2009 setzten ihn die Deutschen mit der Nummer 2242 auf die sogenannte Joint Prioritized Effects List der Nato, eine ganz besondere Fah-

dungsliste. Über 4000 Personen, meist Taliban-Kommandeure oder mutmaßliche Terroristen anderer Couleur, werden dort mit Foto geführt. Manche sind wie Rahman zur Festnahme ausgeschrieben, neben anderen Namen steht ein K für „Kill“. Sie können jederzeit ausgeschaltet werden.

Der Fehlschlag der Bundeswehr, eine der blutigsten Operationen der Nato in Afghanistan, galt bei den Strategen der Taliban damals als großer Propaganda-Erfolg. Aus dem pakistanischen Quetta, wo sich Teile der Taliban-Führungsriege versteckt halten, erging die Order, dass Abdul Rahman von nun an zu einem wichtigen Kommandeur im Raum Kunduz aufsteigen solle. Ihm wurden Kämpfer zugeteilt, er sollte neue Operationen planen.

Am Karfreitag 2010 habe der Mullah zurückgeschlagen, das ist der Vorwurf, den die Bundesregierung nun erhebt. Abdul Rahman soll einer der Drahtzieher eines tödlichen Hinterhalts im Distrikt Chahar Darreh gewesen sein, bei dem drei deutsche Soldaten ums Leben kamen: Hauptfeldwebel Nils Bruns, Stabsgefreiter Robert Hartert und Hauptgefreiter Martin Augustyniak.

Auch wegen der symbolischen Bedeutung hat der Fall für die Bundesregierung Priorität. Den Angehörigen der drei Soldaten soll Gerechtigkeit widerfahren und Abdul Rahman für viele Jahre hinter Gitter kommen – falls die Vorwürfe sich erhärten lassen. Berlin erwägt sogar ein Auslieferungsersuchen, als Signal, wie ernst es den Deutschen diesmal ist. „Der Umgang mit festgenommenen Taliban ist eine Herausforderung, der sich die afghanische Justiz stellen müssen“, sagt Entwicklungshilfeminister Dirk Niebel. Die Beweislage ist allerdings schwierig. Die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe prüft derzeit,



der Fahndungsliste



Bombardierter Tanklastzug bei Kunduz 2009: Eine der blutigsten Nato-Operationen

ob die Indizien für einen Haftbefehl ausreichen. Er wäre Grundlage für ein Auslieferungersuchen. Bisher aber reichen die vorgelegten Fakten dafür nicht.

Rahman hatte sich wie so viele Feldkommandeure der Taliban im Winter 2010 nach Pakistan abgesetzt, als binnen eines Jahres fast die Hälfte der Kommandeure in Kunduz Opfer amerikanischer Operationen wurden. Der Paschtune befahl von dort Subkommandeure in der Region, er soll Selbstmordattentäter rekrutiert und Afghanen mit der Herstellung von Straßenbomben beauftragt haben. Er reiste immer wieder nach Afghanistan.

Der Mullah wusste, dass die Aktion mit den Tanklastern sein Leben verändern würde. Als er sich im Januar 2010 mit einem Reporter des SPIEGEL traf, fürchtete er jeden Moment einen Zugriff der US-Armee oder einen tödlichen Drohnenangriff. Aber er fühlte sich auch geschmeichelt, dass westliche Journalisten sich für ihn interessierten.

In kurzen Telefonaten dirigierte Rahman den Reporter auf einen belebten Markt in Baghlan, eine Autostunde südlich von Kunduz. Er hatte seit der Tanklaster-Entführung diverse Male seine SIM-Karte ausgetauscht, um nicht geortet zu werden. Plötzlich war Rahman dann da, klopfte – eingehüllt in eine grüne Decke – an die Scheiben eines Toyota. Als er sich auf die Rückbank setzte, verbreitete sich beißender Schweißgeruch im Auto. Rahman wirkte nicht wie ein mächtiger Kommandeur, sondern eher wie ein Getriebener. Während er leise über den Tag des Überfalls redete, starrte er aus dem Fenster. „Es war ein Riesenfehler“, sagte er damals, „nun werde ich von allen ausländischen Soldaten gejagt.“

Auch später, als Rahman vermutlich in Pakistan war, schnappten die Lauscher

der Bundeswehr immer wieder seinen Namen auf. Im August 2011 berichtete ein Informant der Deutschen, der Mullah plane einen Angriff von Selbstmordattentätern auf öffentliche Gebäude in Kunduz. Zwei Monate lang hörte die Bundeswehr dann Telefongespräche ab, wonach Rahman angeblich Sprengstoff an zwei Bombenbauer weitergeleitet hat.

Der entscheidende Durchbruch gelang dem BND vor anderthalb Wochen. Rahman war wieder einmal aus Pakistan zurückgekehrt. Mit zwei Gefolgsleuten hatte er sich im Dorf Ghunday Kalay bei Kunduz versteckt, als deutsche Elitesoldaten ihren Zugriff starteten. Im Schutz der Dunkelheit umstellten rund 30 Männer des KSK und 60 von ihnen ausgebildete afghanische Soldaten das kleine, mit hohen Lehmmauern umgebene Gehöft, dann traten sie die Türen ein und stürmten in den Innenhof. Mullah Rahman, in Wolldecken gehüllt, wehrte sich nicht. Seit Januar 2011 gingen 19 derartige Festnahmen auf Tipps des deutschen Geheimdienstes zurück, Rahman ist Nummer 20.

Seither unterstützt die Bundesregierung Kabul bei der Abwicklung des Falls Rahman. Die deutsche Botschaft trägt derzeit Beweise zusammen, die an lokale Staatsanwälte übergeben werden sollen. Denn auch bei Vorlage eines Auslieferungersuchens würde der Festgenommene wohl nicht nach Deutschland überstellt. In jedem Fall wollen die Deutschen die Wiederholung einer früheren Schmach vermeiden. Im Mai 2009 hatte das KSK einen anderen Taliban-Führer festgenommen und nach Kabul geflogen. Das Gerichtsverfahren zog sich hin, statt einer langen Haftstrafe gab es am Ende ein mildes Urteil. Im Sommer 2011 verließ der mutmaßliche Mörder dank einer Amnestie das Gefängnis – als freier Mann.

Für Verwirrung sorgte Ende voriger Woche allerdings die Nachricht, dass gleich zwei Taliban-Kommandeure namens Abdul Rahman in Afghanistan festgesetzt worden seien – einer von den Deutschen, der zweite vom afghanischen Geheimdienst NDS nahe der pakistanischen Grenze.

Einer der beiden ist der Schattengouverneur. Während sich die Bundeswehr absolut sicher ist, dass sie diesen südwestlich von Kunduz verhaftet hat, bezweifeln afghanische Sicherheitskreise das. Bekannte des Schattengouverneurs, ein ehemaliger Uno-Mitarbeiter sowie Asadullah Omorkhel, der örtliche Provinzchef des „Hohen Friedensrates“, glauben, jener sei der echte Rahman, der an der pakistanischen Grenze festgenommen wurde. Er sei unter falschem Namen kurzzeitig aus Pakistan zurückgekehrt, um seinen kranken Sohn zur Behandlung nach Peschawar zu bringen. Auf dem Weg zurück habe er südlich von Kunduz einen neuen Fahrer bekommen, der aber Mitarbeiter des Geheimdienstes gewesen sei.

Selbst wenn das stimmen sollte – einer der beiden Festgenommenen ist auf jeden Fall der Schattengouverneur.

Was aber bedeutet die Verhaftung Rahmans für den Norden Afghanistans – jene Region, von der deutsche Politiker gern behaupten, dass sich die Lage dort stabilisiere? Am Freitag vergangener Woche – Rahman saß längst im Gefängnis – sprengte sich ein Selbstmordattentäter in Polizeiuniform vor der Moschee in Maimana, der Hauptstadt der nordafghanischen Provinz Faryab, in die Luft. Die Explosion seiner Bombe riss 41 Menschen mit in den Tod. Es war einer der grausamsten Anschläge der vergangenen Jahre.

MATTHIAS GEBAUER, GORDON REPINSKI,
CHRISTOPH REUTER, HOLGER STARK



Salz, Pfeffer und Rauch

GLOBAL VILLAGE: Warum Amerikaner so gern Rinderbrust bei Miss Tootsie in Texas essen

Die ersten Besessenen werden um sieben Uhr in der Früh ankommen. Sie werden von Zartheit, Aroma und Leidenschaft sprechen und sich fragen, ob es einen besseren Ort gibt, um einen Samstagmorgen zu verbringen, als Lexington, Texas, USA.

Sie werden sich vor dem Restaurant drängeln, getrieben von der Gier, die ersten Brocken zu erhaschen, und wenn die Tür aufgeht, werden sie Hügel aus Fleisch auf ihre Tablettts häufen, ohne Teller, einfach auf Butterbrot Papier, ohne Beilagen.

Dann wird Stille einkehren bei Snow's BBQ, und die Mäuler werden mit Rinderbrust gefüllt sein. Miss Tootsie wird am Ofen stehen wie jeden Samstag, der Schweiß wird tropfen, und sie wird an die guten alten Zeiten denken.

Miss Tootsie ist eine kleine Frau mit grauen Haaren und Haut wie Grubenleder. Ihren Armen sieht man an, dass sie ein Leben lang Rinderviertel getragen haben. Auch an diesem Tag beginnt sie ihre Arbeit mit einem Blick ins Feuer um zwei Uhr morgens. Vor fünf Stunden hat ihr Sohn das Eichenholz entfacht, vor zwei Stunden hat er 81 Rinderbrüste in den Ofen gestapelt, mittlerweile nimmt das Fleisch eine goldene Farbe an, es beginnt zu garen.

Barbecue ist in Texas eine Religion, und Norma Tomanetz, eine 77 Jahre alte Frau, ist so etwas wie ihr Messias. Das ist sie seit dem Jahr 2008, und wie ein anderer Amerikaner, Präsident Barack Obama, muss sie sich seither an diesem Anspruch messen lassen, um ihre Anhänger kämpfen und um die Ehre der Nation.

Bei Miss Tootsie gart das Rind mehrere Stunden bei indirekter Hitze in der Abluft des Ofens. Sie lässt ihre Rinderbrust, die ihr Sohn nachts in den Ofen schiebt, mindestens acht Stunden bei höchstens 121 Grad Celsius im Eichenholzrauch liegen. Dann ist sie zart wie Kaiserschmarrn. „Es ist sehr einfach“, sagt sie und wischt sich den Schweiß vom Kinn.

In der Einfachheit liegt jedoch die Kunst. Jedes Restaurant hat sein Geheimnis fürs Feuerholz, für die Temperatur, manche reiben Honig auf die Fleischkruste, manche marinieren das Rind in Whisky. Miss Tootsie sagt, dass das Fleisch nur drei Dinge brauche: Salz, Pfeffer und Rauch.

Mit dieser Mischung hat sie es geschafft, berühmt zu werden, aber sie hat auch den Wahnsinn nach Lexington gelockt. Mit einer Geschichte im „Texas Monthly“ fing es an. Das Magazin ermittelt alle fünf Jahre die besten Barbecue-Restaurants im Lone Star State. Im Jahr 2008 wählten

Gruppe von fünfzig Koreanern. Miss Tootsie wurde zum Popstar. Ihre Fans kommen aus der ganzen Welt und erwarten, dass ihnen die beste Rinderbrust ihres Lebens serviert wird.

„Einmal hatte das Fleisch eine harte Kruste“, sagt Miss Tootsie, „da war ich traurig.“ Noch gilt Amerika als die Nummer eins im Grillen. Aber der Rest der Welt macht Miss Tootsie Konkurrenz, jedenfalls sieht sie das so. Die Argentinier beherrschen ihr Asado, die Namibier ihr Braai, selbst die Asiaten essen immer mehr Grillfleisch.

„Das Leben ist hart“, sagt Miss Tootsie. Snow würde gern sehen, dass Tootsie den Ofen täglich befeuert, aber er hat Angst, dass sie tot umfällt, wenn sie noch mehr arbeitet.

Es gibt Momente, da sehnt sie sich nach den Tagen, an denen mittags die Freunde aus dem Dorf zum Essen kamen, sagt sie. Heute grillt sie Rippchen, Hühnchen, Würstchen, Schweineschultern, alles zusätzlich zum Rind. Ihr Chef hat ihr einen neuen Ofen gebaut, einen Koloss aus Stahl mit 20 Thermometern, der aussieht wie ein U-Boot, mit dem man zum Erdkern fahren könnte. Miss Tootsie muss sich auf die Zehenspitzen stellen, um die oberste Etage zu erreichen.

Natürlich sei sie stolz auf ihr Fleisch. Sie erinnert sich gern an den Tag, an dem ein Bote des „Texas Monthly“ ihr verkündete, dass sie den ersten Platz belegt hat. Da habe sie geweint, sagt sie.

Um acht Uhr wuchtet sie die ebenholzfarbenen Rinderbrüste aus dem Ofen. Gelegentlich zieht sie ein Stück Haut vom Fleisch und knabbert daran. Sie lächelt. Es geht immer weiter, Obamas „Forward“ gilt auch am Grill. Ein Gast tritt zu ihr ans Feuer, er hat einen roten Kopf und wippt von einem Fuß auf den anderen. Ob er ein Autogramm haben dürfe? Miss Tootsie schreibt mit schwarzem Stift und geschwungenen Buchstaben auf sein T-Shirt: „Always, Tootsie.“

TAKIS WÜRGER



Grillmeisterin Tomanetz: Fleisch, zart wie Kaiserschmarrn

die Kritiker Miss Tootsies fünf Jahre zuvor eröffnetes Lokal zur Nummer eins. Bis zu diesem Tag hatte kein einziger Journalist jemals über Tootsie oder über ihren Chef geschrieben, einen ehemaligen Rodeoreiter, den alle Snow nennen. Sie befeuerten ihren Ofen jeweils nur am Samstag, das Fleisch aßen ausschließlich die Leute aus dem Dorf.

Am Wochenende nach dem Erscheinen des „Texas Monthly“-Rankings standen um sieben Uhr morgens knapp hundert Menschen vor dem Laden und forderten Gegrilltes. Das Magazin „New Yorker“ schrieb eine seitenlange Hymne, der britische „Guardian“ erklärte Tootsies Barbecue zum besten der Welt. Es reisten Israelis und Iren an, einmal kam eine

SHOWDOWN UMS WEISSE HAUS.

Jede Stunde live
AKTUELLE NACHRICHTEN
n-tv. Der Nachrichtensender.





TEIL III

In der nächsten Woche beginnt der Parteitag, bei dem Chinas KP ihre Führungsspitze auswechselt. Dabei wird es besonders um die Rolle der Militärs gehen, die innerhalb des Machtapparats Einfluss gewinnen. Der dritte Teil der Serie beleuchtet die Weltmacht-Ambitionen der Pekinger Führung.

Die Weisen und die Welteroberer

Kaum irgendwo wachsen die Militärausgaben so dramatisch wie in China – und mit Konfuzius und Sun Tzu startet Peking auch einen ideologischen Feldzug. *Von Erich Follath und Wieland Wagner*

So etwas habe es noch nie gegeben, sagten später alle, die dabei waren. Noch nie, seit die Kommunisten vor 63 Jahren die Macht in China übernahmen und die Volksrepublik die Gewehre unter die Aufsicht der Partei stellte. Und es passierte ausgerechnet, als alle auf Entspannung eingestellt waren – bei einem „Ferien-Bankett“ zu Ehren führender Generäle.

Die KP-Spitze in Peking hatte im Februar zu dem Fest geladen, um Harmonie zwischen Politik und Militär zu demonstrieren. Als ein hochrangiger Offizier der Luftwaffe einen Toast auf die Genossen Politiker ausbringen wollte, schubste ihn General Zhang Qinheng zur Seite und schrie: „Schluss mit der Liebedienerei! In dieser Parteiführung gibt es Schweine, die gegen mich intrigieren!“ Dann beschimpfte er den am Tisch sitzenden Staatspräsidenten Hu Jintao, Teil des Komplotts gegen ihn zu sein. Der verließ daraufhin empört den Saal, die zurückbleibenden Militärs hatten Mühe, Zhang zu bändigen, der weiter Unflätiges gebrüllt haben soll.

Den Auftritt haben ein halbes Dutzend Anwesende bezeugt, ihr Protokoll wurde der „New York Times“ und dem SPIEGEL zugespielt. Unklarheit besteht nur darüber, wie angetrunken der General war – und was genau seitdem mit ihm geschehen ist.

Im März wurde Zhang, 64, jedenfalls ohne öffentliche Begründung suspendiert. Es war das vorläufige Ende einer glänzenden Karriere: Seit 1968 Mitglied der

Volksbefreiungsarmee, hatte er sich über die Leitung der Militärregion Guangzhou zum ersten stellvertretenden Generalstabschef emporgearbeitet. Er galt bis vor wenigen Monaten sogar als möglicher Verteidigungsminister. Allerdings wurde auch gemunkelt, Zhang sei politisch unberechenbar, er wolle den Primat der Partei nicht immer akzeptieren.

Da steht er nicht allein. Im Vorfeld des 18. Parteitags, der am Donnerstag nächster Woche in Peking beginnt, wird nicht nur ein Großteil der KP-Führung ausgetauscht – allein unter den Top neun im Führungsgremium der Volksrepublik, dem Ständigen Ausschuss des Politbüros, stehen sieben Plätze zur Disposition. Es geht um Richtungskämpfe. Und um Macht.

Hu Jintao, 69, wird vom Parteivorsitz zurücktreten und dann im März turnusmäßig seinem Vize Xi Jinping, 59, auch das höchste Staatsamt überlassen. Aber aller Voraussicht nach wird er den Vorsitz der Zentralen Militärkommission nicht aufgeben und sich die Kontrolle über das Militär zumindest noch bis 2014 sichern. So haben es seine beiden Vorgänger ebenfalls gemacht. Und Hu hat in den vergangenen acht Jahren mindestens 45 Offiziere in den Generalsrang erhoben und sich so ihre Loyalität zu sichern versucht.

Für Chinas neuen starken Mann Xi muss das ein Ärgernis sein. Ohne Kontrolle über die Streitkräfte ist auch sein politischer Handlungsspielraum beschnitten. Dabei kann Xi, im Gegensatz zu Hu, auf eigene militärische Erfahrungen und





enge Kontakte zur Truppe verweisen. Xi hat schon als junger Mann im Büro des damaligen Verteidigungsministers Geng Biao gearbeitet, eines Freundes seines Vaters aus Guerillatagen. Außerdem ist er verheiratet mit Peng Liyuan, 49, der landesweit verehrten und einflussreichen Interpretin von Soldatenliedern, deren ziviler Rang dem eines Generalmajors entspricht.

Und so hat sich Xi selbstbewusst auf das Schattenboxen mit seinem Noch-Chef eingelassen. Er hat sich in den vergangenen Monaten mehrfach mit hochrangigen Militärs getroffen. Zu seinen engsten Alliierten gehören Angehörige unterschiedlicher Denkschulen: General Liu Yuan, der als Hardliner und als Verfechter einer aggressiven Politik gilt, aber auch General Liu Yazhou, der sich eine politische Liberalisierung seiner Heimat nach dem Modell Singapurs vorstellen kann.

Der Kampf um die Gunst der Generäle steigert deren Selbstbewusstsein. Längst geht es nicht mehr nur um eine erhebliche Steigerung des Militäretats (für 2012 gut elf Prozent). Manche Hardliner sprechen von einer größeren Eigenständigkeit der Armee, ihrer Entpolitisierung – ein rotes Tuch für die KP: Sie fürchtet solche Alleingänge und warnt über die Staatspresse voller Nervosität vor „falschen Ideen“ mit „verborgenen Motiven“. Sie würden vom Westen gestreut und seien ein „strategisches Werkzeug“, um das System sozialistischer Staaten zu untergraben, schrieb das Peking Propaganda-Organ „Global Times“.

Den Scharfmachern in der Armee geht es nicht nur um einen Machtzuwachs im innenpolitischen Kräftespiel. Sie sehen China umzingelt – und plädieren deshalb für einen neuen, schärferen Ton gegenüber ihren asiatischen Nachbarn und vor allem gegenüber den USA. Washington habe nach den Worten des einflussreichen KP-Funktionärs Li Qun die Volksrepublik „strategisch eingekreist“. Als Beleg dafür gilt ihm vor allem, dass die Navy bis 2020 rund 60 Prozent ihrer Kriegsschiffe im Pazifik stationieren will – also mehr als im Atlantik und im Persischen Golf.

Außerdem bemühe sich das Weiße Haus intensiv darum, die chinesischen Nachbarstaaten mit Militärbündnissen an sich zu binden. „Ihr wahres Ziel ist nicht der Schutz der sogenannten Menschenrechte“, sagt Vordenker Li. „Sie benutzen diesen Vorwand, um Chinas gesundes Wachstum einzuschränken und um vorzubeugen, damit Chinas Wohlstand und Macht nicht ihre Welthegemonie bedrohen.“ Deshalb würden von Afghanistan bis demnächst vielleicht Vietnam amerikanische Militärbasen entstehen. Ein be-

Chinesische Anti-Terror-Einheit beim Training
„Falsche Ideen und verborgene Motive“

XINHUA / PHOTOSHOT

drohlicher Feuerring, aus Sicht der Chinesen. Die Militärausgaben der Amerikaner sind immer noch mehr als fünfmal so hoch wie die der chinesischen Streitkräfte.

In diesem Szenario ist es nicht China, das durch sein Sicherheitsrats-Veto im syrischen Bürgerkrieg und seine zögerliche Haltung gegenüber Iran jeden Fortschritt Richtung Frieden torpediert, sondern der Westen. Die Falken in Washington könnten mit ihrer militärischen Überlegenheit im Krisenfall die Verwundbarkeit Chinas aufzeigen, Seewege blockieren und so den Zugang zu den für die Volksrepublik überlebenswichtigen Rohstoffen abschneiden. Taiwan, in Peking Augen nichts anderes als eine Provinz der Volksrepublik, werde dabei aufgerüstet und „als Schachfigur benutzt, um Chinas Aufstieg zu bremsen“, so General a. D. Luo Yuan in der US-Zeitschrift „Foreign Affairs“.

Besonders verärgert Pekings Militärs, dass sich die USA im Südchinesischen Meer einmischen – sie sehen die Region als ihren maritimen Hinterhof, in etwa so wie die Amerikaner die Karibik. In den fernöstlichen Gewässern werden riesige Erdöl- und Erdgasvorkommen vermutet, fast jede der Inselgruppen beansprucht China für sich. Territorialstreitigkeiten mit Vietnam und den Philippinen sind die Folge.

Vor allem aber der Konflikt im Ostchinesischen Meer mit dem alten Erzfeind in Tokio schlägt derzeit hohe Wellen, es geht um die unbewohnten Senkaku-Eilande. Seit 1895 sind sie in japanischer Hand. Nach chinesischer Auffassung gehören die Inseln (Chinesisch: Diaoyu) aber zum Reich der Mitte, belegt durch historische Karten aus der Ming-Zeit. Mitte September drohte der Streit zu eskalieren: Peking schickte Patrouillenboote in die Region, diplomatischer Druck der Amerikaner half Anfang Oktober, die Lage etwas zu entspannen. US-Verteidigungsminister Leon Panetta mahnte in Peking zur Mäßigung. Fast zeitgleich hielten amerikanische und japanische Streitkräfte auf der Pazifikinsel Guam ein gemeinsames Manöver ab.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass es im Ostchinesischen Meer zu ausgewachsenen kriegerischen Auseinandersetzungen kommt, auch wenn kürzlich die KP-Führer wieder ihre Schiffe zu „Übungen“ in die Nähe der umstrittenen Inseln vorrücken ließen. Die meisten China-Kenner im Westen halten die auftrumpfenden Generäle von Peking für rationale Strategen, mehr interessiert an Machtzuwachs als an Schlachten.

Aber Spannungen mit ausländischen Mächten können zu Wirtschaftskriegen führen. Als die Japaner vor zwei Jahren im umstrittenen Inselgebiet einen chinesischen Fischer festnahmen, blockierte Peking den Verkauf der für Tokios Industrie

so wichtigen Seltenen Erden. Der gegenseitige Handel ging im September 2012 gegenüber dem Vergleichsmonat im Vorjahr wegen der Spannungen um über 14 Prozent zurück.

Und mehrfach schon haben in den letzten Jahren verbale Auseinandersetzungen mit Japan in Städten wie Peking, Qingdao oder Chengdu zu gewalttätigen Protesten geführt – das nationalistische Fieber, von der Partei so gern geweckt, ist möglicherweise schwer wieder einzudämmen. Wenn aufgeputschte chinesische Demonstranten japanische Einrichtungen stürmen, Toyotas und Hondas anzünden, droht die Situation außer



Chinas künftige First Lady Peng Liyuan
Kriegsführung gründet auf Täuschung

Kontrolle zu geraten. Der Protest gegen ausländische Firmen könnte sich in Problemregionen mit separatistischen Strömungen wie Tibet und Xinjiang schnell auch gegen die kommunistischen Machthaber wenden.

Der designierte Parteichef Xi Jinping gilt als taktisch gewiefter, gemäßigter Politiker. Die Militärs in ihren Befugnissen zurückzuschneiden oder gar deren Etat erhöhungen einzuschränken, dürfte er nicht riskieren. Aber auch keine kriegerischen Abenteuer.

Dazu passt das Revirement in der Militärspitze in der vergangener Woche. So wurde General Ma Xiaotian, 63, ein Vertrauter von Xi, der aus einer bekannten Kaderfamilie stammt, zum neuen Chef der Luftwaffe ernannt. Ma gilt als äußerst selbstbewusst und machte gegenüber einem Fernsehsender in Hongkong schon einmal klar, dass „die Amerikaner nichts im Südchinesischen Meer verloren haben“. Auf der Strecke blieben jetzt Freunde des im Machtkampf unterlegenen ehemaligen Chongqing-Parteichefs Bo Xilai, der sich wegen Korruption und anderer Verbrechen vor Gericht verantworten muss. Und mit ihm dürfte auch das „lin-

ke“ maoistische Gedankengut zurückgedrängt werden, mit dem er gegen die Pragmatiker zu punkten versucht hatte.

Mao-Nachfolger Deng Xiaoping hatte seinem Land noch in den achtziger Jahren internationale Zurückhaltung empfohlen, „taoguang yanghui“ hieß sein Leitsatz: „sein Licht unter den Scheffel stellen und den rechten Augenblick abwarten“. Aber die Zeiten, da sich die Volksrepublik allein auf die Wirtschaft im eigenen Land konzentriert hat, sind längst vorbei. Xi wird Chinas Stellung als zweite Supermacht neben den USA in der Welt zu festigen versuchen. Mit militärischem Muskelspiel wie wirtschaftspolitischen Mitteln: Die Volksrepublik empfiehlt ihre kapitalistisch-effiziente Einparteiendiktatur als Alternative zur westlichen Demokratie und als Entwicklungsmodell besonders für Asien, Afrika und Lateinamerika.

Anders als Washington oder Berlin macht Peking Kredite und Infrastrukturhilfe ausdrücklich nicht von Menschenrechten und guter Regierungsführung abhängig. Und es sucht sich internationale Gremien, in denen Washington wie Westeuropa gar nicht vertreten sind: die Shanghai Organisation für Zusammenarbeit beispielsweise, eine Art Gegen-Nato. Dort hat Peking gemeinsam mit Russland und den meisten zentralasiatischen Staaten Strategien gegen Terrorgefahren ausgearbeitet. Auch weit vorn auf Pekings Agenda steht der Zusammenschluss der BRICS, der wirtschaftlich bedeutenden Schwellenländer – neben China gehören Indien, Brasilien, Russland und Südafrika dazu. Sie treffen sich jährlich und haben im Frühjahr in Neu-Delhi die Gründung einer eigenen Entwicklungsbank zur Bekämpfung westlicher Finanzdominanz angekündigt.

Hinzu kommt noch eine andere Strategie: In diesen Monaten der globalen wirtschaftlichen Verunsicherung hat Peking die kulturelle Auseinandersetzung mit dem Westen zu einem der Hauptthemen gemacht.

„Wir müssen klar sehen, dass feindliche ausländische Mächte Ränke spinnen, um China zu verwestlichen und zu teilen. Dabei sind Ideologie und Kultur die zentralen Felder ihrer Infiltration“, klagte Staatschef Hu Jintao in einem Beitrag für das KP-Organ „Streben nach Wahrheit“. „Wir sollten entschiedene Maßnahmen ergreifen, um uns zu schützen und zu reagieren.“

Die Partei setzt international auf eine eigene Soft-Power-Strategie. Nicht an den von Westeuropa propagierten Universalwerten und nicht an demokratischen Institutionen soll die Welt genesen. Sondern am chinesischen Wesen.

Nur: Wofür steht China eigentlich? Was hat es jenseits seiner spektakulären Wirtschaftserfolge der vergangenen drei



Marinesoldaten bei Einweihung des Flugzeugträgers „Liaoning“ in Dalian im September: „Man führt durch Vorbild, nicht durch Zwang“

Jahrzehnte an Attraktivem, Allgemeingültigem, Nachstrebenswertem zu bieten? Wo sind die Ideen, wer sind die Persönlichkeiten, mit denen das Reich der Mitte weltweit punkten will?

Huimin, eine Region am Gelben Fluss in der Ostprovinz Shandong, ist nicht gerade eine Weltsehenswürdigkeit und auch kein Ort, an dem sich normalerweise die Parteigrößen des Landes treffen. Anders im vergangenen Dezember, als es angeblich den Geburtstag eines chinesischen Weisen zu feiern galt: Chinas Philosoph und Militärstrategie Sun Tzu soll hier vor über 2550 Jahren das Licht der Welt erblickt haben.

Junge Männer und Frauen, alle in alte militärische Tracht mit braunem Überwurf, gelben Pailletten und Helm gesteckt, paradierten im Stechschritt. Eine Statue wurde enthüllt, ein Feuerwerk entzündet. Am nächsten Tag trafen sich KP-Spitzenpolitiker, hochrangige Militärs und Wissenschaftler in der örtlichen Sun-Tzu-Akademie nahe dem Sun-Tzu-Gedenkpark, um das Werk des Meisters zu analysieren. Mit der Jubelfeier und den Symposien sollte ein Nationalheld geehrt werden, von dessen Lehren die Parteifüh-

rung glaubt, sie entsprächen ihrer Politik. Ein Mann für den Propagandafeldzug: Sun Tzu, der friedensbereite Krieger.

Als wahrscheinlich gilt, dass er im 6. Jahrhundert vor Christus im Reich des Königs Helü von Wu gelebt und ihm als erfolgreicher General gedient hat. Unter Historikern ist umstritten, ob das Werk „Die Kunst des Krieges“ wirklich allein von ihm stammt oder ob spätere Anhänger es ergänzten. Chinesische Traditionalisten betrachten diese Zweifel als Frevel, ihnen ist Sun Tzu heilig, und seine Lehre klingt tatsächlich wie zugeschnitten auf das von der KP favorisierte Weltharmonisierungsprogramm: „Man führt



„Behandle Gefangene würdig, und Sorge gut für sie.“

Sun Tzu

durch Vorbild, nicht durch Zwang“, heißt es in dem schmalen Buch. Oder: „Die größte Leistung besteht darin, den Widerstand des Feindes ohne Kampf zu brechen.“ Seit einigen Jahren wird praktisch jeder Staatsgast in China mit einer in Seide gebundenen Ausgabe des Buchs beglückt. Angela Merkel hat schon zwei Bände.

Das Politbüro-Mitglied Jia Qinglin betonte 2009, Sun Tzus Vermächtnis solle dazu genutzt werden, „dauerhaften Frieden und gemeinsamen Wohlstand“ zu propagieren. Und gerade jetzt, vor dem 18. Parteitag, enthalten viele Politikerreden eine Reverenz an den Strategen. Oft wird Sun Tzu dabei als „Peacenik“ (so der „Economist“) präsentiert, als Friedensengel. Oder gar als Menschenrechts-Advokat: „Behandle Gefangene würdig, und Sorge gut für sie“, ist eines der häufig gebrauchten Zitate. Und für die China-Apologeten wie Helmut Schmidt, die auch das brutale Niederschlagen des Tiananmen-Aufstands von 1989 verteidigen, steht Sun Tzu sowieso für alles, was weitsichtig ist an diesem Land.

Aber Soft-Power-Strategien stoßen ins Leere, wenn die Theorie mit der Praxis kollidiert. Anrainerstaaten lernten China



„Macht die Menschen wohlhabend, und unterrichtet sie.“

Konfuzius

in den vergangenen Monaten von seiner brachialen Seite kennen. Dass da auch die Rolle chinesischer Berater von Angola bis Aserbaidshan kritisch unter die Lupe genommen wird, dürfte die KP kaum verwundern. Ebenso wenig das zunehmende Misstrauen westlicher Politiker, die sich – ob bei der Kopenhagener Klimakonferenz, bei Handelskonflikten oder infolge von Dalai-Lama-Besuchen – vor Peking „Strafmaßnahmen“ fürchten müssen.

Militärs und Politiker im Westen wissen, dass der Philosoph durchaus nicht nur eine softe Seite hatte. „Jede Kriegsführung gründet auf Täuschung“, schrieb er. Und: „Nehmt Kriegsmaterial von zu Hause mit, doch plündert beim Feind!“

In seinem – angeblichen – Geburtsort Huimin hat die KP ihm einen Freizeitpark gewidmet: die „Sun-Tzu-Kriegskunst-City“. Wie überall in China sind aber auch in Huimin die Zeichen der Verwestlichung unübersehbar: McDonald's-Restaurants und Lady-Gaga-Songs in den Discos und „Avatar“ in den Kinos. Hollywood schlägt China-Kultur.

Bleibt nur noch ein weiterer Superstar der chinesischen Geschichte, um dagegenzuhalten.

Qufu liegt kaum 300 Kilometer südlich von Huimin. Doch anders als der Sun-Tzu-Geburtsort ist Qufu ein Touristenmagnet, gehört wegen seiner Tempel und Erinnerungsstätten zum Unesco-Weltkulturerbe. Hier dient alles nur dem einen: Meister Kong, im Westen Konfuzius genannt.

In der Geschichte seines Landes wurde der Zeitgenosse von Sun Tzu – Konfuzius soll von 551 bis 479 vor unserer Zeitrechnung gelebt haben – zum Gott gemacht oder als Teufel geschmäht. Für den Revolutionär Mao Zedong war er der Reaktionschlethin. Doch seit seiner Rehabilitierung in den achtziger Jahren gilt Konfuzius wieder als Klassiker und als eine der großen Figuren Chinas.

Der Sohn aus niedrigem Adelsgeschlecht lebte in einer düsteren, von kriegerischen Wirren geprägten Epoche. Der Kampf gegen das Chaos wurde für ihn zur Herzensangelegenheit. Er erkannte, dass nur die Stabilisierung der sozialen Verhältnisse eine Chance bot, das Volk friedlich zu einen.

Wie soll man denn riesige Menschenmengen in den Griff bekommen, wurde Konfuzius nach einem Text der „Gesammelten Worte“ einmal gefragt. „Macht sie wohlhabend“, antwortete der Meister. „Und unterrichtet sie.“ Ein anderes Mal beantwortete er die Frage nach der Kontrolle der Untertanen durch die Regierenden: „Die ist nur möglich mit genügend Soldaten, genügend Getreide und dem Vertrauen des Volks.“

Was denn am ehesten verzichtbar sei? „Zuerst das Militär.“ Und dann? „Vielleicht auch das Getreide. Aber niemals das Vertrauen der Bevölkerung.“

Populär machte ihn seine Lehre zunächst nicht. Der Weise zog von Ort zu Ort, bot sich als Regierungsberater an, meist ohne zu reüssieren. Einmal soll er es zum Justizminister des Fürstenstaats Lu gebracht haben, den Posten verlor er aber wieder. Anschließend wanderte er durch die Lande. Immerhin gelang ihm, Schüler um sich zu scharen. Die trugen seine Gedanken weiter und formulierten sie aus der Erinnerung. Drei Jahre lang hielten die Jünger angeblich Wacht an seinem Grab.

Überall im hohen Gras stehen steinerne Beschützer: Löwen mit gefletschten Zähnen, grimmige Greifvögel, elegante Panther auf dem Sprung gegen potentielle Störenfriede; eine sieben Kilometer lange Mauer umschließt das Areal: In diesem Zypressenwald bei Qufu liegt Meister

2011 **129 Mrd. \$**

zum Vergleich:

USA **690 Mrd. \$**
Russland **64 Mrd. \$**

Kongs schlichtes Hügelgrab, sorgfältig wiederhergerichtet, nachdem Rotgardisten in der Kulturrevolution Stelen umgeworfen und Konfuzius' letzte Ruhestätte geschändet hatten.

Hierher strömen jährlich vier Millionen vorwiegend chinesische Pilger auf teilweise von der KP bezuschussten Reisen. Sie drängen auch zum Konfuzius-Herrenhaus mit seinen 463 Zimmern, zum Tempel mit dem Aprikosenaltar. Und zur Konfuzius-Akademie, wo die Partei Tagungen über den großen Denker fördert.

Meister Kong dient der Partei. Seine Mahnungen, den Regierenden zu gehorchen und die Alten zu ehren, eignen sich vortrefflich für das Auffrischen patriotischer Gefühle. Seine Worte von den „guten“ Traditionen, die es zu bewahren gelte, ohne sich dem Neuen ganz zu verschließen, könnten auch im westlichen Ausland Anklang finden. Bezeichnend ist allerdings, wie selektiv die Weisheiten des Konfuzius in China eingesetzt werden: Seine Erkenntnis, dass man einem ungerechten Herrscher nicht mehr dienen müsse, taucht niemals auf – wohl eine zu gefährliche Erkenntnis bei den Korruptionsfällen der KP.

Überall treibt China Imagepflege mit Konfuzius: Bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in Peking 2008 traten Komparsen auf, die wie Schüler von Konfuzius gekleidet waren. Mit Meister Kong umwerben die Führer der Volksrepublik weltweit Studenten mit Stipendien – sie haben mit dieser Campus-Diplomatie in Staaten wie Indonesien sogar die USA abgehängt.

Sieben Milliarden Dollar lässt sich die KP auch eine Drittwelt-Initiative ihrer Medien kosten. Der staatliche Fernsehsender CCTV verbreitet neuerdings von Nairobi aus ein Gegenprogramm zu CNN und BBC mit vorwiegend positiven Berichten. Insgesamt erreicht CCTV schon

Chinas neue Stärke

Pekings Militärausgaben, Schätzungen in US-Dollar*

2002 **48 Mrd. \$**

* preisbereinigt, in Preisen von 2010
Quellen: SIPRI, IISS Military Balance 2012

	CHINA	USA	RUSSLAND
Soldaten	2 285 000	1 570 000	956 000
U-Boote	71	71	65
große Kriegsschiffe	79	114	32
Kampfflugzeuge	2 000	2 400	1 900

mehrere hundert Millionen Zuschauer in mehr als 140 Staaten.

Besonders aber machen die Konfuzius-Institute als Botschafter der Volksrepublik von sich reden. Sie sollen Sprachkurse, Seminare zur Verbreitung der chinesischen Kultur, Kalligrafie und Küche anbieten. Meist sind sie angeschlossen an die Universitäten der Gastländer. Heute sind 358 Institute in 105 Ländern aktiv, allein in Deutschland 13.

An ihrer Arbeit scheiden sich die Geister: China-Kritiker sehen sie als Propagandawerkzeuge, als trojanische Pferde im Auftrag der KP. China-Freunde verweisen darauf, dass ja in den meisten Fällen die Gastländer an der Finanzierung, damit auch an der Kontrolle, beteiligt seien. Und Deutschland betreibe mit seinen Goethe-Instituten ebenfalls Sympathiewerbung.

Der Erlanger Sinologe Michael Lackner, im Vorstand des dortigen Konfuzius-Instituts tätig, hat, wie die meisten seiner Kollegen an den deutschen Universitäten, nicht den Eindruck, dass die KP direkt Einfluss nimmt: „Aber natürlich sind Konfuzius-Institute nicht dazu da, Kritik an der Volksrepublik zu üben.“

Ganz anders bewertet das Jörg Rudolph, einer der Leiter des Ostasieninstituts an der Hochschule Ludwigshafen. Er verweist darauf, dass die Institute zum Bereich des für „Ideologie“ zuständigen Politbüro-Mitglieds Li Changchun gehören, des Chef-Zensors der chinesischen Medien. Und Rudolph zitiert einen in Peking herausgegebenen „Führer für den Direktor des Konfuzius-Instituts“, in dem allen Professoren nahegelegt wird, „heiße Liebe“ zum Institut zu entwickeln und „mit hohem Sendungsbewusstsein“ Akten über Personal wie die Schüler anzulegen.

Als der chinesische Menschenrechtler Liu Xiaobo 2010 den Friedensnobelpreis bekam, wurde das in den Konfuzius-Instituten weitgehend ignoriert – ebenso die Verhaftung des weltweit gefeierten Künstler-Dissidenten Ai Weiwei und die Anti-KP-Brandrede von Liao Yiwu, der Mitte Oktober den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt. „Hätte unser Meister Kong etwa nicht dazu Stellung genommen? Wäre er nicht stolz darauf gewesen?“, fragte ein Blogger im chinesischen Internet, dort, wo sich oft auch die Gegenöffentlichkeit trifft – in der Volksrepublik sind mehr Menschen online als in den USA.

Aber während Meister Kong offiziell gepriesen wird und die Herzen der Ausländer gewinnen soll – ganz in den chinesischen Olymp darf er es doch nicht schaffen. Jedenfalls nicht auf Augenhöhe mit Mao: Die riesige Bronzestatue des Weisen, die noch im vergangenen Jahr kurzzeitig schräg gegenüber von dem Tor zur Verbotenen Stadt mit ihrem riesigen



Simulierte Seeschlacht in einem Ausflugspark in Tianjin: „Wir machen alles wahr“

Porträt des Großen Vorsitzenden gestanden hatte, wurde ohne offizielle Begründung in den Innenhof des Nationalmuseums von Peking verfrachtet.

Ebenso große Rätsel wie dieses Umzug gibt eine Ausstellung dort auf: Jenseits von zusammengewürfelten Exponaten und Propagandafloskeln – die von 5000 Jahren glorreicher Zivilisation erzählen, die angeblich zwangsläufig in die kommunistische Revolution führen mussten – ist unklar, wie sich China wirklich sieht, wofür es stehen soll. Außer für einen kruden Materialismus: Die Ausstellungsräume im Nationalmuseum wurden gegen eine hohe Gebühr für Markenpräsentationen von Louis Vuitton und Bulgari zur Verfügung gestellt.

Und so präsentiert sich China am Vorabend des 18. Parteitags der KP als eine Supermacht zwischen übersteigertem Selbstwertgefühl und übertünchtem Minderwertigkeitsempfinden. Als ein Aufsteiger, der Ländern der Dritten Welt mit seiner Wirtschaftseffizienz womöglich etwas beibringen kann, aber dem hochentwickelten, demokratischen Westen kaum ein attraktives Gegenmodell zu bieten hat. „Wenn China die Frage nach seiner Identität nicht beantworten kann, bleibt sein Aufstieg blind“, meint der Politikwissenschaftler Zhang Shengjun von der Beijing Normal University.

Dennoch verblüfft die Flexibilität seiner KP-Führung. Zu besichtigen beispielsweise in der boomenden 13-Millionen-Stadt Tianjin bei einem Besuch auf dem Flugzeugträger „Kiew“. Das riesige Kriegsschiff, 1975 von der Sowjetmarine in Dienst gestellt, wurde 1996 von einem chinesischen Unternehmen gekauft und dient heute als Ausflugs- und Partyziel

für Wohlhabende, die sich mehrere tausend Dollar für die Übernachtung in einem der zu Suiten umgebauten Offiziersquartiere leisten können.

Bis auf diese Räume ist der Flugzeugträger weitgehend unverändert geblieben, einschließlich der Kampfjets und der Bewaffnung. Zweimal am Tag gibt es für zahlende Besucher eine Kostprobe, was wirklich auf einen chinesischen Flugzeugträger zukommen könnte – beispielsweise auf den ersten funktionsfähigen der chinesischen Marine, der am 25. September in der Hafenstadt Dalian in Betrieb genommen wurde.

Showtime in Tianjin, Programmpunkt „Strike Force“: Eine Schauspielertruppe imitiert die Abwehr einer feindlichen Macht. Von kleinen Schnellbooten hangeln sich Angreifer auf das Kriegsschiff, werden mit Kanonendonner und Flammenwerfern zurückgeschlagen. Der Krieg auf hoher See kennt nur chinesische Sieger. Denkt man. Bis man die Kämpfer nach dem halbstündigen Spektakel näher sieht: alles Langnasen, kein Chinese weit und breit.

Denn die Betreiber der Show haben die Action in fremde Hände gegeben: Mirage Entertainment, eine Firma mit Sitz nahe Los Angeles, stellt die Akrobatentruppe. Keine Berührungsgänge mit dem Klassenfeind, der käme bei einem echten kriegerischen Konflikt wohl ebenfalls aus den USA.

Die amerikanischen Akteure haben ihre Visa, völlig untypisch für die Praxis der Volksrepublik China, direkt am Flughafen bekommen. Das Motto der Unterhaltungskünstler, die früher teilweise für den „Terminator 2“-Film tätig waren, lautet: „Wir machen alles wahr. Auch Ihre Alpträume.“



TIERE

Fit ohne zusätzliche Flugstunden

WULF PEIFFER / DPA

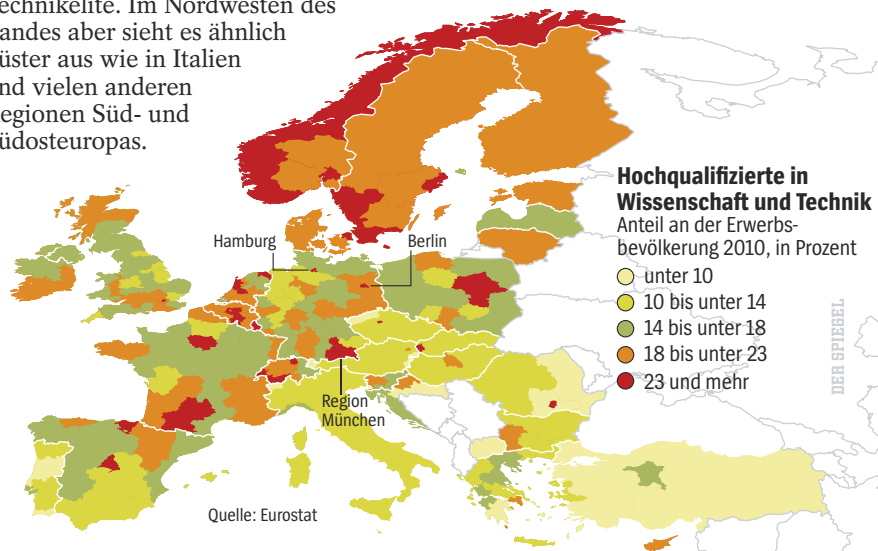
Wildgänse schaffen den oft Tausende Kilometer langen Flug in ihr Winterquartier ohne vorheriges Training. Das ergibt sich aus einer Studie, für die ein britisch-australisches Team von Biologen Weißwangengänse einfing, ihnen Messgeräte zur Aufzeichnung der Herzfrequenz implantierte und sie anschließend wieder freiließ. Da die Herzrate der Vögel beim Fliegen dramatisch steigt, konnten die Wissenschaftler bei den im Jahr darauf wieder eingefangenen Gänsen genau bestimm-

men, wie lange sie sich pro Tag in der Luft befunden hatten. Ergebnis: Auch kurz vor dem Aufbruch in den Süden zeigen die Tiere keine vermehrte Flugaktivität – im Schnitt verbringen sie nur 22 Minuten täglich in der Luft. Über die Gründe für die gleichwohl ungewöhnliche Fitness der Langstreckenflieger können die Forscher nur spekulieren. Möglicherweise, so eine These, verfügen die Gänse über eine körpereigene Kraftquelle, die den Muskelaufbau wie ein Turbo beschleunigt.

QUERSCHNITT

Elite im Norden

Das neue Eurostat-Jahrbuch über Europas Regionen weist aus, wo Fachkräfte in den Bereichen Forschung und Technik einen hohen Anteil unter den Erwerbstätigen ausmachen. Die skandinavischen Länder nehmen Spitzenplätze ein. In Deutschland verfügen nur Bayern und einige Metropolregionen über eine breite Technikelite. Im Nordwesten des Landes aber sieht es ähnlich düster aus wie in Italien und vielen anderen Regionen Süd- und Südosteuropas.



ERDERWÄRMUNG

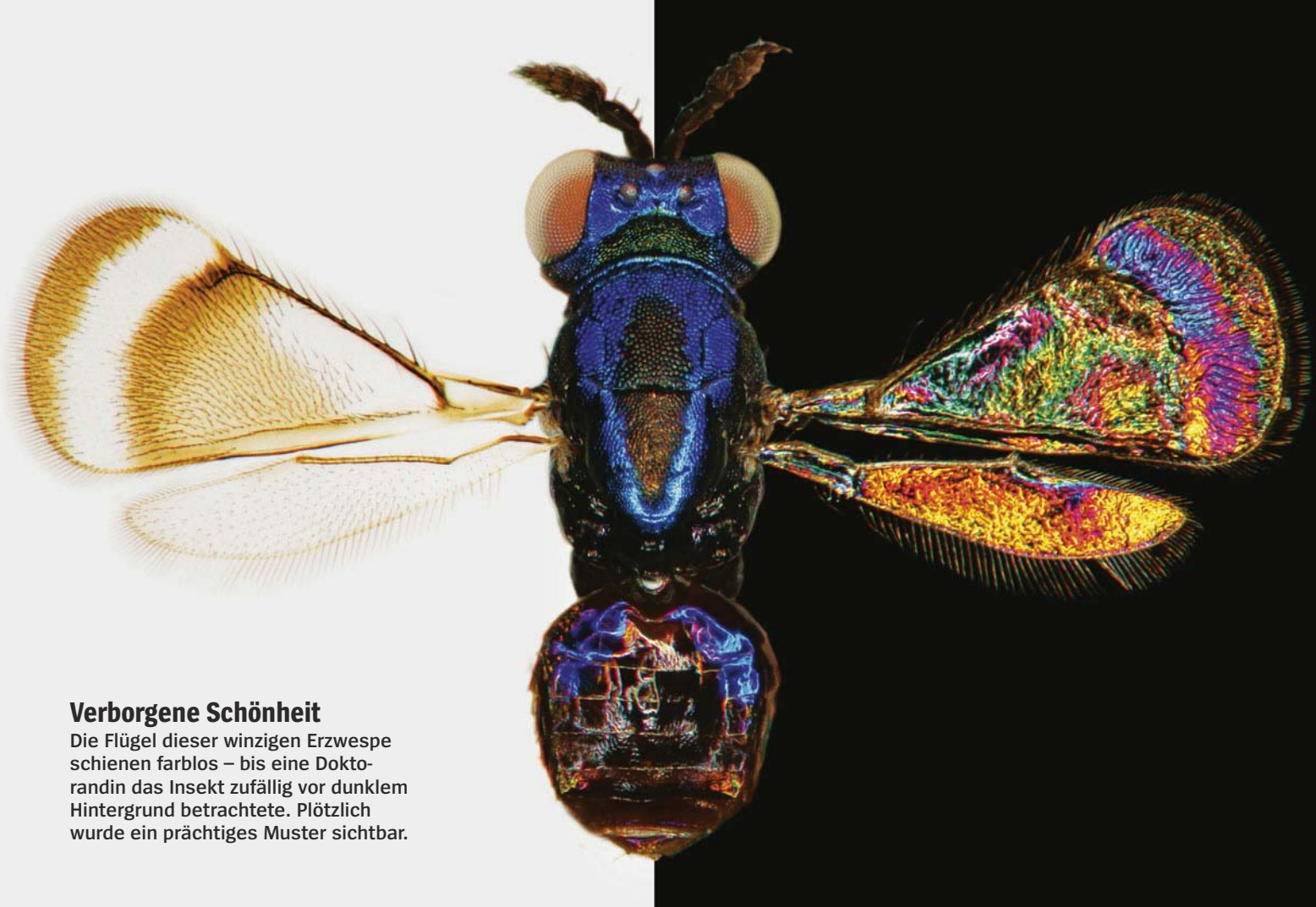
Antike Klimasünder

Schon lange vor der industriellen Revolution hat der Mensch offenbar begonnen, die irdische Atmosphäre aufzuheizen. Bei der Untersuchung von Bohrkernen aus dem grönländischen Inlandeis erkannte ein internationales Team von Paläoklimatologen, dass bereits in den Hochphasen des Römischen Reichs und der chinesischen Han-Dynastie vor 2000 Jahren die Methankonzentration in der Atmosphäre deutlich anstieg. Weitere Spitzen in der Konzentration des Treibhausgases registrierten die Forscher im Hochmittelalter und im 16. Jahrhundert. Mit ihren Erkenntnissen widersprechen die Wissenschaftler der gängigen These, dass menschengemachte Emissionen das Weltklima erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts spürbar verändern. Der Großteil der Methanlast jedoch ist jüngeren Datums: Von den Gesamtemissionen des Gases in den vergangenen 2000 Jahren, so schätzt Célia Sapart von der Universität Utrecht, stammen rund 10 Prozent aus der Zeit vor 1800, die restlichen 90 Prozent sind seit der industriellen Revolution in die Atmosphäre gelangt.

ARCHÄOLOGIE

Bier aus der Badegrube

In den schottischen Highlands haben Archäologen ein Steinbecken für warmes Wasser gefunden. Die bronzezeitlichen Bewohner könnten es nach Ansicht der Forscher als Bad oder Sauna benutzt haben – oder auch zum Brauen von Bier. Die 1,5 mal 1,5 Meter große Grube war mit Steinplatten ausgelegt und über einen Kanal mit einem Fluss verbunden. Eine an diesem Kanal gelegene Feuerstelle sorgte offenbar dafür, dass das Wasser erhitzt wurde, bevor es in das Becken floss. „Wir haben keine Tierknochen oder Essensreste gefunden, die darauf hätten schließen lassen, dass es sich um eine Kochstelle handelte“, sagte Ausgräber Gordon Sleight gegenüber BBC News. Ähnliche Becken sind auch aus Irland, England und Wales bekannt. Die frühesten stammen aus der Jungsteinzeit, die spätesten wurden noch im Mittelalter angelegt. Möglich wäre auch, dass die prähistorischen Pools je nach Bedarf abwechselnd genutzt wurden – zum Baden und zum Brauen.



Verborgene Schönheit

Die Flügel dieser winzigen Erzwespe schienen farblos – bis eine Doktorandin das Insekt zufällig vor dunklem Hintergrund betrachtete. Plötzlich wurde ein prächtiges Muster sichtbar.

E. SHEVTSOVA / J. KJAERANDSEN / PNAS

ERDBEBEN

„Wir sind geschockt“



Birger Lühr, 61, Geschäftsführer der Deutschen Geophysikalischen Gesellschaft, über die Urteile im L'Aquila-Prozess

SPIEGEL: Ein Gericht hat führende italienische Erdbebenforscher zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie das Risiko vor dem Beben in L'Aquila falsch eingeschätzt hätten. Wie haben die deutschen Geophysiker den Richterspruch aufgenommen?

Lühr: Wir sind geschockt. Ich persönlich hatte höchstens mit einer Bewährungsstrafe gerechnet.

SPIEGEL: Hätten es Ihre italienischen Kollegen besser wissen müssen?

Lühr: Sie haben behauptet, dass durch die vielen kleinen Schwarmbeben, die es im Frühjahr 2009 in der Region gab, die Spannung in der Erdkruste abgebaut würde. Das ist nur zum

Teil richtig. Jedes Beben reduziert zwar die Spannung auf der gebrochenen Fläche. Aber auf den benachbarten Segmenten kann die Aufladung dadurch gefährlich zunehmen.

SPIEGEL: Hätte man die Schwarmbeben als Vorboten einer möglichen Katastrophe deuten müssen?

Lühr: Solche Schwarmbeben sind immer ein Gefahrensignal. Dass ihnen eine schwere Erschütterung folgt, lässt sich daraus allerdings keineswegs ableiten. Wir wissen nur, dass bisher bei etwa fünf Prozent aller schweren Schadensbeben solche Schwarmbeben im Vorfeld beobachtet wurden.

SPIEGEL: Ihre italienischen Kollegen haben also durchaus Fehler begangen?

Lühr: Ihr größter Fehler war, dass sie eine politische Rolle übernommen haben; dass sie sich für die Beruhigungsstrategie der Politiker einspannen ließen. Man kann als Forscher nur Wahrscheinlichkeitsaussagen über das Erdbebenrisiko treffen, und das haben sie zu wenig deutlich gemacht.

SPIEGEL: Wird den Forschern damit zu Recht die Schuld für die Toten und Verletzten gegeben?

Lühr: Sie sind die bequemsten Prügelknaben. In Wirklichkeit trägt jeder Einzelne in einer gefährdeten Region

Verantwortung – schon weil viele Unterkünfte alles andere als erdbebensicher sind.

SPIEGEL: Werden Erdbebenforscher in Zukunft noch bereit sein, Risikobewertungen abzugeben?

Lühr: Im Moment sind wir sehr verunsichert – und auch betroffen, weil wir die italienischen Kollegen zum Teil seit Jahren kennen. Trotzdem werden wir Geophysiker deshalb nicht verstummen, sonst würde den Scharlatanen Tür und Tor geöffnet.



Erdbebenschäden nahe der mittellitalienischen Stadt L'Aquila 2009

CHRIS HEUGEN / REUTERS

„Jede Stunde rettet Leben“

Jedes Jahr sterben rund 60 000 Menschen in Deutschland an einer Sepsis, bei der Bakterien im Blut eine Entzündung im gesamten Körper auslösen. Nun zeigt eine Studie aus Jena: Oft wird die Blutvergiftung viel zu spät erkannt und behandelt.



Konrad Reinhart, Direktor der Klinik für Anästhesiologie am Universitätsklinikum Jena und Präsident der Global Sepsis Alliance. Der gesamte Organismus reagiert dabei auf die Erreger im Blut mit einer umfassenden Immunattacke. Am Ende ist es meist nicht der Erreger, sondern die Abwehrreaktion, die zum Tod führt.

Doch keiner der Mediziner erkannte die Gefahr. „Ein Magen-Darm-Infekt“, habe der Kinderarzt geurteilt, sagt S., „kein Grund zur Sorge.“ Noch einmal fuhr die verzweifelte Mutter mit ihrem fiebernden Kind in die Ambulanz der Kinderklinik. Der Oberarzt aber, sagt sie, habe sie nur angeherrscht: „Eltern müssen dazu erzogen werden, die Krankheiten ihrer Kinder durchzustehen!“

Nachts darauf schreckte ein schriller Schrei die Mutter aus dem Schlaf: Constantin erbrach im armdicken Strahl, er verlor Kot und Urin, sein Kopf sackte zur Seite, einen Moment lang hörte er auf zu atmen.

In Panik wickelten S. und ihr Mann ihren Sohn in eine Decke und fuhren zum vierten Mal in die Cnopf'sche Kinderklinik. „Hilfe, Hilfe!“, schrien sie. „Unser Kind stirbt!“ Ein Arzt, so erzählt S., habe aus einem der Untersuchungszimmer geblickt. „Seien Sie still“, habe er gesagt, „sonst hole ich die Polizei.“

Immerhin wurde Constantin nun endlich stationär aufgenommen. Spätestens jetzt, heißt es in einem später verfassten Gutachten des Aachener Mikrobiologen Rudolf Lütticken, seien zwei der drei wichtigsten Kriterien zur Diagnose einer Sepsis erfüllt gewesen: hohes Fieber und massive Zeichen einer Entzündung im Blut. Trotzdem lautete die Diagnose noch immer: Magen-Darm-Infekt. Constantin, inzwischen geschwächt bis apathisch, kam an den Tropf – ein Antibiotikum aber war nicht darin.

Das Röntgenbild der Lunge, das am folgenden Tag angefertigt wurde, zeigt eindeutig eine Lungenentzündung. Doch das Bild blieb unbeachtet: Laut Krankenakte wurde es erst zwei Tage später ausgewertet. Stunde um Stunde vergingen ungenutzt. Auch dass Constantins Körpertemperatur – wie für eine Sepsis

Mutter Cornelia S., Sohn Constantin: „Machen Sie halt Wadenwickel“

Seinen letzten Tag als gesundes, unbeschwertes Kind verbrachte Constantin S. mit seinen Eltern auf dem Münchner Viktualienmarkt. Es war Faschingsdienstag, der Zweijährige trug einen Zylinder, es ging zum Tanz der Marktfrauen, die Eltern zogen ihn gutgelaunt im neuen Tretauto hinter sich her. Wie hätten sie wissen sollen, dass der Schnupfen, den er sich dabei holte, alles ändern würde?

Einige Tage später fieberte Constantin plötzlich. „Innerhalb einer Stunde stieg das Fieber auf über 40 Grad“, sagt Cornelia S., Constantins Mutter.

Es war Freitagabend, die Praxis des Kinderarztes im Dorf hatte geschlossen. Deshalb packte Cornelia S. ihren Sohn ins Auto und fuhr zum nächstgelegenen Krankenhaus, der Cnopf'schen Kinderklinik in Nürnberg. Nach drei Stunden Warten kamen sie an die Reihe, da war das Fieber schon gesunken. „Seien Sie nicht hysterisch“, habe der Arzt gesagt, erinnert sich S. „Machen Sie halt Wadenwickel.“

Nach zwei Tagen fieberte Constantin noch immer, Ohrenschmerzen kamen hinzu. Der Arzt stellte eine Mittelohrentzündung fest, außerdem hörte er über das Stethoskop giemende Atemgeräusche: ein Anzeichen für eine Bronchitis. Doch der Arzt habe kein Antibiotikum verschreiben wollen, berichtet S. „Kinder müssen ihre Krankheiten auskämpfen. Das stärkt das Immunsystem“, habe er gesagt und Constantin mit einem schleimlösenden Mittel wieder nach Hause geschickt.

Sechs Tage später war das Fieber immer noch da. Außerdem kamen Durchfall und Erbrechen hinzu, Constantin wurde schwächer und schwächer. Vieles spricht dafür, dass er inzwischen eine Lungenentzündung hatte. Schlimmer noch: Möglicherweise durchbrachen zu diesem Zeitpunkt erstmals Bakterien die Barriere zwischen Lunge und Blut – es bestand die Gefahr einer lebensbedrohlichen Sepsis, im Volksmund Blutvergiftung.

„Eine Sepsis ist nichts anderes als eine Entzündung im ganzen Körper“, erklärt

PETER ROGENTHIN / DER SPIEGEL

typisch – zwischen den Fieberschüben immer wieder auf bis zu 35 Grad absackte, machte die Ärzte nicht misstrauisch.

Am nächsten Tag zeigte sich im Blutbild ein Abfall der Blutplättchen, die Blutstillung funktionierte nicht mehr richtig. Doch noch immer reagierte niemand. Am Abend fing das Kind plötzlich an, spontan aus Mund und Nase zu bluten. Da endlich bekam Constantin ein Antibiotikum.

Doch es war fast zu spät: Im Rettungswagen auf dem Transport in die Universitätsklinik Erlangen stand Constantins Herz plötzlich still. Am Straßenrand musste er wiederbelebt werden. Die Bakterien hatten eine seiner Herzklappen teilweise zerstört. Und auch Constantins Gehirn wurde befallen.

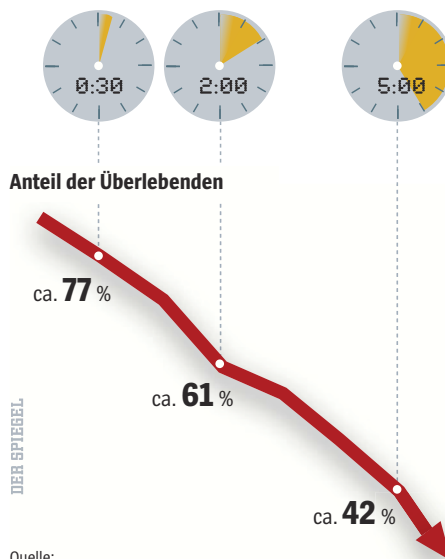
Heute ist der Junge elf Jahre alt. Er ist schwerhörig, weil das Hörzentrum im Gehirn geschädigt wurde. Konzentrieren kann er sich nur schlecht. Er ist hyperaktiv und sprunghaft.

Manchmal springt er in der Schule plötzlich auf, geht zum Fenster und guckt stundenlang hinaus. Oder er sitzt den ganzen Tag lang da und spitzt zwanghaft Stifte, bis fast nichts mehr von ihnen übrig ist. „Manchmal“, erzählt seine Mutter, „habe ich bei den Hausaufgaben das Gefühl, jetzt habe er alles begriffen. Aber dann gibt es Tage, da gucke ich in ein leeres Augenpaar, und alles ist wieder weg.“

Hätten die Ärzte nach Constantins Einweisung ins Krankenhaus sofort die Diagnose Sepsis gestellt und unverzüglich mit der Behandlung begonnen, heißt es im Gutachten des Mikrobiologen Lütt-

Septischer Schock

Therapiebeginn in Stunden nach Einsetzen der ersten Symptome



cken, hätte dies „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit den ungünstigen Verlauf ... günstig beeinflussen ... und möglicherweise sogar verhindern können.“

Der verantwortliche Leitende Chefarzt der Cnopf'schen Kinderklinik, Wolfram Scheurlen, will sich zu dem Fall nicht äußern, da es sich um ein laufendes juristisches Verfahren handle.

„Der Fall ist ein Kunstfehler erster Ordnung!“, urteilt hingegen Lütticken. Und doch ist Constantins Geschichte – wenn-

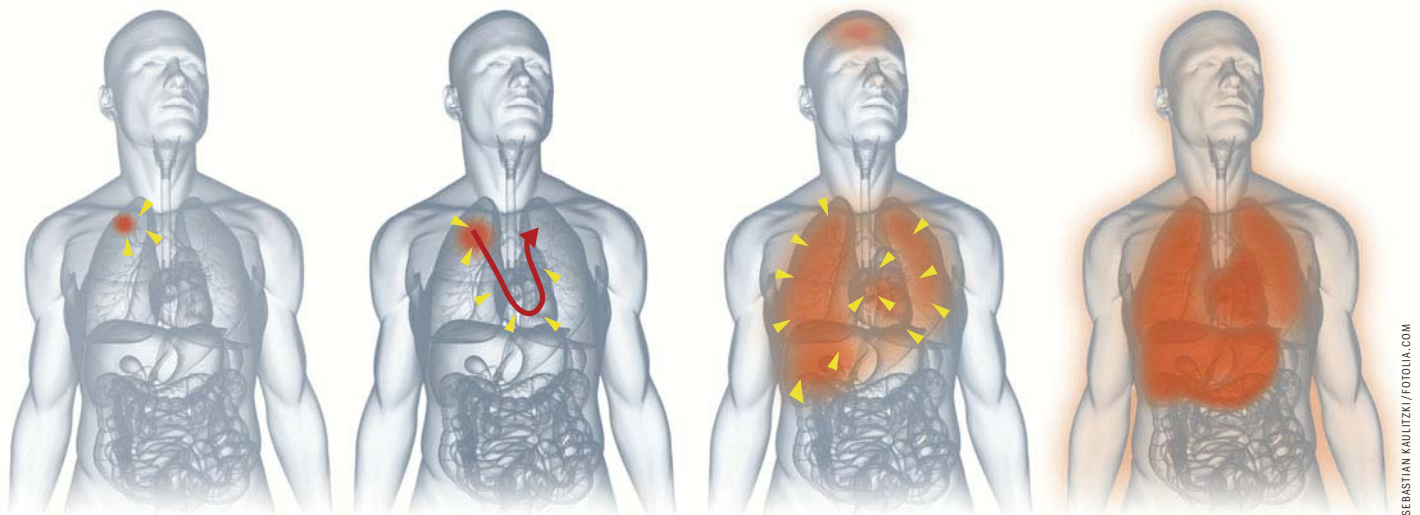
gleich besonders krass – durchaus typisch. Rund 150 000 Menschen erkranken in Deutschland jedes Jahr an einer Sepsis, etwa 60 000 sterben daran. Das ergab eine bundesweite Erhebung, die der Jenaer Sepsis-Forscher Reinhart gemeinsam mit Kollegen durchführte. Eine noch unveröffentlichte, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Untersuchung ebenfalls unter der Leitung Reinharts belegt zudem: Wie bei Constantin wird die Krankheit sehr oft viel zu spät erkannt und behandelt.

Nur ein knappes Drittel der Patienten an über 40 deutschen Krankenhäusern erhielt demnach die rettende Antibiotika-Therapie innerhalb der ersten Stunde nach Beginn der ersten Symptome, die auf eine Organschädigung hindeuten. Innerhalb dieser „goldenen Stunde“, zeigt eine großangelegte US-Studie, ist die Überlebensrate bei Patienten mit beginnendem septischen Schock mit rund 80 Prozent am besten. Mit jeder Stunde, die verstreicht, sinken die Chancen der Patienten beträchtlich (siehe Grafik).

Dennoch begann die Therapie an den 40 in die Jenaer Untersuchung eingeschlossenen deutschen Krankenhäusern bei etwa einem Viertel der Patienten erst nach ein bis drei Stunden. Zu diesem Zeitpunkt liegt die Überlebensrate in der US-Studie bereits bei unter 70 Prozent.

Bei etwa zwölf Prozent der in der Jenaer Studie betrachteten Fälle dauerte es wie bei Constantin sogar über zwölf Stunden, bis die Ärzte mit der Antibiotika-Behandlung begannen – da überlebte in der US-Studie nicht einmal mehr

Wettlauf mit dem Feind Entstehung und Verlauf einer Sepsis



Infektion

Der Mensch zieht sich einen bakteriellen Infekt zu, etwa über eine Verletzung, eine Operationswunde oder durch eine Lungenentzündung. Das Immunsystem versucht, den Infekt lokal zu bekämpfen.

Übergriff auf den Blutkreislauf

Bakterien überwinden die Barriere zum Blut. Die Erreger und ihre toxischen Stoffwechselprodukte werden im gesamten Organismus verteilt.

Organschäden

Die Folge ist eine generalisierte Entzündung, die häufig mit hohem Fieber und schwerem Krankheitsgefühl einhergeht. Die Funktion einzelner Organe verschlechtert sich.

Multiorganversagen

Mehrere Organe versagen. Der Blutdruck fällt schlagartig ab. Der Mensch fällt ins Koma – häufig mit Todesfolge.

jeder fünfte Patient, nach 24 Stunden sogar weniger als jeder zehnte.

„Diese Zahlen offenbaren ein gewaltiges Problem“, sagt Reinhart. Rund 5000 bis 10000 Patienten, schätzt er, könnten in Deutschland jedes Jahr gerettet werden, wenn die Ärzte rechtzeitig mit der Behandlung einer Sepsis begännen. „Jede Stunde“, sagt er, „rettet Leben!“

Als ersten Schritt fordert Reinhart, alle Rettungswagen mit Blutkulturrohrchen und Breitbandantibiotika auszurüsten. Bei Sepsis-Verdacht könnte so die Diagnose bereits auf dem Weg zum Krankenhaus gestellt und die Behandlung begonnen werden. „Einmal umsonst einzugreifen ist das geringere Übel im Vergleich dazu, im Falle einer Sepsis zu spät zu handeln.“

Ganz wichtig sei es aber auch, der breiten Bevölkerung bekanntzumachen, was eine Sepsis genau ist und wie sie erkannt werden kann. „Ein Survey mit über 6000 Befragten hat gezeigt: Nur etwa 50 Prozent kennen in Deutschland das Wort ‚Sepsis‘“, klagt er. „Und das ist noch gut im internationalen Vergleich – ich vermute, weil der Begriff mal in der ‚Schwarzwaldklinik‘ vorkam.“

Die meisten, die das Phänomen der Blutvergiftung kennen, haben zudem ein irreführendes Bild im Kopf: Der berühmte „rote Strich“, der wie bei Knecht Alfred in „Michel aus Lönneberga“ von der Wunde im Finger in Richtung Achselhöhle führt – medizinisch ist dies das Fortschreiten der Entzündung entlang der Lymphgefäße –, ist inzwischen eine Rarität. So selten ist dieses Erscheinungsbild einer drohenden Blutvergiftung geworden, dass selbst ein Sepsis-Experte wie der Greifswalder Anästhesist Matthias Gründling sich nicht erinnern kann, schon einmal so einen Fall gesehen zu haben.

Häufig ist die Sepsis Folge einer Lungenentzündung. „Wenn jemand wie zum Beispiel Fürst Rainier von Monaco an den Folgen einer Lungenentzündung oder wie Papst Johannes Paul II. an den Folgen einer Harnwegsinfektion stirbt, dann steckt in Wahrheit in aller Regel eine Sepsis dahinter“, erklärt Reinhart.

Andere Ursachen einer Sepsis können ein Blinddarmdurchbruch, eine Bauchfell- oder eine Nierenbeckenentzündung sein. Nicht selten dringen die Bakterien auch nach Operationen durch eine Infektion



Sepsis-Opfer Constantin 2004*, -Experte Reinhart

Bis zu 10000 Menschenleben könnten jährlich gerettet werden

der Wunde ins Blut, etwa nach Hüft- oder Kniegelenkimplantationen, Rücken-, Gefäß- oder Bauch-OPs.

Nur etwa ein Drittel aller Blutvergiftungen entsteht Schätzungen zufolge außerhalb des Krankenhauses, zwei Drittel entstehen in der Klinik, oftmals ausgelöst durch die gefürchteten multiresistenten Krankenhauskeime, gegen die nur noch einzelne Antibiotika helfen. Durch die zahlreichen Katheter und Kanülen, die den Patienten dort in Körperöffnungen

und Gefäße geschoben werden, kann es leicht zu einer Keimverschleppung in die Blutbahn kommen. Dass inzwischen auch mehr sehr alte Menschen, die ein schwächeres Immunsystem als junge haben, risikoreichen Eingriffen unterzogen werden, ist neben der Zunahme der resistenten Erreger deshalb auch eine wesentliche Erklärung für den deutlichen Anstieg der Blutvergiftungen in den vergangenen Jahren.

Die typischen Symptome sind dabei eben gerade nicht so eindeutig wie der „rote Strich“, sondern eher unspezifisch: hohes Fieber und Schüttelfrost oder auch, wie bei Constantin, zu niedrige Körpertemperatur, hohe Entzündungswerte im Blut, Anstieg der Atemfrequenz, Verwirrung und ein extremes Krankheitsgefühl. „Wenn jemand sehr schwer krank ist, kann das immer auch das Anzeichen einer Sepsis sein“, sagt Reinhart. Und der Greifswalder Sepsis-Spezialist Gründling meint: „Wenn jemand einige Tage nach einer großen Operation plötzlich verwirrt ist, muss man eben nicht nur an einen Schlaganfall, sondern auch an eine Sepsis denken.“

Seit rund vier Jahren organisiert Gründling regelmäßig Sepsis-Fortbildungen für die Ärzte und Pfleger der Greifswalder Uni-Klinik. Er hat ein Computerprogramm installiert, in das jeder Sepsis-Fall mit allen Details eingegeben wird. „So können wir genau sehen, wie lange es jeweils bis zur ersten Antibiotika-Gabe gedauert hat und was möglicherweise schiefgelaufen ist.“

Manchmal hapere es an ganz einfachen Dingen. Etwa daran, dass die Antibiotika vom Arzt zwar angeordnet wurden – der Pfleger sie jedoch nicht sofort, sondern erst einige Stunden

später zum normalen Routinezeitpunkt verabreicht hat. Gebetsmühlenartig wiederholt Gründling bei den Fortbildungen deshalb stets, wie wichtig der sofortige Therapiebeginn bei der Sepsis sei. Auch ein Computerprogramm, das bei entsprechenden Laborergebnissen sofort Alarm schlägt, will er installieren. „Dann hängt das Schicksal des Patienten nicht mehr davon ab, wann der Arzt Zeit hat, sich die Laborergebnisse anzugucken.“

Bei all diesen Maßnahmen, so Gründling, sei es sehr wichtig, auch die Pflegenden eng einzubinden. Da sie einen viel engeren Kontakt zu den Patienten hätten,

* Nach einer Herzklappenoperation, die wegen des Bakterienbefalls notwendig geworden war.

seien es am Ende meist sie, die eine Sepsis als Erste erkennen. „Der Arzt ist bei der Diagnose immer auch auf das Urteil der Schwestern angewiesen.“

Der Erfolg der Sepsis-Kurse in Greifswald ist greifbar: Vor rund fünf Jahren lag die Sterblichkeit bei einer schweren Sepsis dort noch bei durchschnittlich 58 Prozent. Inzwischen ist sie auf 35 Prozent gesunken. Jetzt soll das Projekt auch in weiteren Krankenhäusern Mecklenburg-Vorpommerns erprobt werden.

Das Wichtigste sei, schnell zu handeln, meint auch der Jenaer Intensivmediziner Reinhart: „In der Notaufnahme, auf der Intensivstation, überall geht Zeit verloren.“ Die 40 an der Jenaer Studie teilnehmenden Krankenhäuser bekommen deshalb jetzt professionelle Unterstützung. Jeder Sepsis-Fall, bei dem bis zum Beginn der Behandlung mehr als eine Stunde verstrichen ist, wird nach dem im industriellen Controlling üblichen PDCA-Modell („plan“, „do“, „check“, „act“) genau besprochen: Woran lag es? Was ist schiefgegangen? Was kann man besser machen?

Wie dringend Änderungen im Klinikalltag erforderlich sind, offenbart ein ebenso schlichter wie beklemmender Befund: Die besten Überlebenschancen hat ein Sepsis-Patient, wenn er zu Hause erkrankt und erst dann in die Klinik eingeliefert wird. Am schlechtesten steht es um seine Aussichten, wenn ihn die Sepsis auf einer Normalstation im Krankenhaus trifft.

Dass man unter der Obhut von Ärzten und Schwestern keinesfalls sicher sein kann, dass eine Blutvergiftung zügig erkannt und behandelt wird, zeigt der Fall von Albrecht Seifert. Der Anästhesist und Chefarzt an der Paracelsus-Klinik Zwickau hatte sich vor neun Jahren nach einem akuten Bandscheibenvorfall am Rücken operieren lassen.

Als es der eigentlich sportliche Mann am ersten Tag nach dem Eingriff nicht schaffte aufzustehen, dachte sich niemand etwas dabei. Auch als ihn tags darauf der Schüttelfrost packte, machten die Schwestern nur das Fenster zu. Da begann er zu schwitzen – so heftig, dass die Ärzte argwöhnten, ihn schüttelten womöglich die Entzugssymptome einer Alkoholsucht.

Am fünften Tag nach der Operation klagte Seifert dann über fürchterliche Gelenkschmerzen: „Es war, als würde ein Bunsenbrenner dorthin gehalten“, erzählt er. Und noch immer hatte niemand über-

prüft, ob sich die Operationswunde infiziert hatte.

Erst als Seifert entlassen werden sollte, guckten sich die Ärzte die OP-Wunde genauer an. Als sie darauf drückten, quoll Eiter heraus. Da endlich wurde die Wunde gereinigt, und Seifert bekam Antibiotika.

Wie weit die Infektion jedoch fortgeschritten war, merkte niemand. Die Bakterien hatten sich bereits im ganzen Körper ausgebreitet. Morgens um fünf bekam der Mann plötzlich keine Luft mehr, sein Herz schlug unregelmäßig, die Beine wurden taub. „Da habe ich meine Frau angerufen und gesagt: ‚Ich sterbe, es geht zu Ende‘“, sagt Seifert.

Klar denken konnte er zu diesem Zeitpunkt schon lange nicht mehr. Die Bakterien hatten auch sein Gehirn überschwemmt, sein Wissen als Mediziner war nutzlos geworden. „Ich bin seit 1980 Arzt“, sagt Seifert. „Ich habe wirklich Ahnung von der Sepsis. Trotzdem habe ich nicht daran gedacht, dass ich selbst eine haben könnte.“

Es war seine Frau, eine Intensivschwester, die Seifert das Leben rettete: Sie bestellte einen Rettungshubschrauber und ließ ihren Mann ins Universitätsklinikum Jena fliegen. Dort zeigte eine Kernspintuntersuchung, wie weit die Bakterien bereits gestreut hatten: Entlang dem Rückenmark zog sich ein riesiger Abszess, auch in der Lunge und in mehreren Gelenken fanden sich Eiteransammlungen. Seifert musste erneut operiert und wochenlang mit Antibiotika behandelt werden. Erst rund vier Monate später machte er wieder die ersten Gehversuche. „Wären Sie einen Tag später gekommen, wäre es zu spät gewesen“, hätten die Ärzte in Jena zu ihm gesagt, sagt Seifert.

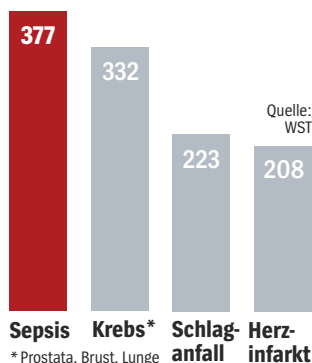
Nach hartem Training kann er inzwischen Sport treiben. Chefarzt Seifert ist wieder auf dem Damm. Trotzdem hat er noch immer mit den typischen Langzeitfolgen einer Sepsis zu kämpfen: Wie viele Sepsis-Patienten leidet er – ähnlich wie Soldaten oder Gewaltopfer, die Schreckliches erlebt haben – an einer Posttraumatischen Belastungsstörung. „Manchmal ist es wie eine Bombe, die einem auf den Kopf fällt“, sagt Seifert. „Dann kommt plötzlich die Erinnerung wieder hoch.“

Woran? Zum Beispiel daran, sagt Seifert, wie der Arzt in sein Krankenzimmer kam und sagte: „Haben Sie mit Ihrer Frau über den rollstuhlgerechten Umbau Ihres Hauses nachgedacht?“

VERONIKA HACKENBROCH

Todbringende Krankheiten

Erkrankungen je 100 000 Einwohner 2011, in den USA und Europa



Das Leben ist kein Ponyhof. Könnte aber.



Da herrscht Hochstimmung. Denn:

Wir machen Büro einfach – mit verbrauchsoptimierten Druck-, Kopier- und MFP-Systemen, Faxgeräten und Scannern sowie unseren mehrfach **ausgezeichneten Managed Document Services**. Als Marktführer im Document Business liefern wir Ihnen **individuelle Hard- und Softwarelösungen – herstellerunabhängig**. Unser **TÜV-SÜD-zertifizierter Service** erreicht Sie überall. Und Sie? Sie **senken** nachweisbar Ihre **IT-Kosten**, bekommen alles aus einer Hand und können sich weiteren Sprüngen widmen. So kommen Sie **voran**. Wir machen den Rest.

TA Triumph-Adler
The Document Business
CONSULTING REALISATION EFFICIENCY

www.glicons.de



Telefon: +49 40 87977941

TA Triumph-Adler GmbH www.triumph-adler.de

AUTOMOBILE

Gralshüter der Kletterkultur

Der Range Rover, einst Wegbereiter einer Landplage luxuriöser Pseudo-Geländewagen, soll sich abheben von der großen Schar seiner Nachahmer.



Vorstellung des neuen Range Rover in Marokko: „Nur das Ehrliche, das Echte“

Im Umfeld der Wüste Sahara auf Schnee zu stoßen ist ein touristisches Erlebnis besonderer Exotik. Nur wenige dringen bis in die verschneiten Hochlagen des Atlasgebirges vor, unter ihnen vergangene Woche eine Reisegruppe deutscher Autotester.

Der englische Fahrzeugproduzent Land Rover präsentierte sein neues Luxusmodell Range Rover in Marokko. Auf holprigen Gebirgspfaden südlich von Marrakesch zeigte das Spitzenmodell der Marke (Preise ab 89.100 Euro) beachtliches Traktionsvermögen – und stellte damit aufs Neue die Glaubensfrage einer ebenso beliebten wie absurden Fahrzeuggattung: Wie geländetauglich muss ein Auto sein, dessen Transportauftrag selten über die tägliche Pflicht hinausgeht, füllige Wohlstandsmenschen zwischen Büro und Vorstadtvilla hin- und herzukarren?

Peter Modelhart, Geschäftsführer beim deutschen Importeur, hat da eine klare Meinung: „Unser Kunde“, sagt er, „will nur das Ehrliche, das Echte. Kompromisse würden zu unserer Marke nicht passen.“

Entsprechend wird der neue Range Rover neben einem nahezu lückenlosen Spektrum an Luxusausstattungen, die teils serienmäßig (lederne Sitzbezüge), teils aufpreispflichtig (lederner Dachhimmel) sind, vor allem über eine Fahrwerks- und Antriebstechnik verfügen, die dazu taugen könnte, den Automobilismus jeglicher Dankesschuld für die Erfindung des Asphalts zu entbinden.

300 Prototypen, versichert Erprobungsingenieur Mick Cameron, seien unter anderem in straßenbaulich unerschlossenen Gebieten Alaskas, Russlands und Afrikas gemartert worden, um sicherzustellen,

hicle“ (SUV) zu einer Pandemie des Straßenwesens angeschwollen ist.

Der einstige Pionier steckt in einer verzwickten Situation: Einerseits ist es eben diese Erfolgswelle der Pseudo-Geländewagen, auf der Land Rover ein profitabler Großserienhersteller wurde, statt in der Pleite zu enden wie viele englische Autoproduzenten einschließlich seines Mutterhauses Rover. Andererseits steht und fällt die Magie der Marke mit der Illusion vom Gralshüter unverwässerter Kletterkultur.

Auf diesen Nimbus, erklärt Geschäftsführer Modelhart, legt die Klientel höchsten Wert. Und zur Pflege desselben muss Land Rover sogar Dinge tun, die aus technischer Sicht völlig unsinnig sind: So werden sämtliche Range Rover serienmäßig mit geländetauglichen M+S-Reifen ausgestattet, was auf der Straße mitunter zu längeren Bremswegen und höheren Verbrauchswerten führt.

Dies ist auch insofern misslich, als Land Rover im Herzen seiner Klientel eine zarte Ökosensibilität zu orten glaubt. So preist der Hersteller den neuen Range Rover als Muster an Leichtbau an. Dank einer Aluminiumkarosserie, leichteren Motoren und Fahrwerksteilen wiege er bis zu 420 Kilogramm weniger als der Vorgänger. Übrig bleiben so immer noch deutlich mehr als zwei Tonnen. Ingenieur Cameron nennt dies eine „Botschaft der Nachhaltigkeit“.

Der Wagen bekommt in der sparsamsten Dieselvariante einen Normverbrauch von 7,5 Litern auf 100 Kilometer ausgewiesen, was Praxiswerte von rund 10 Litern erwarten lässt. Der Benziner schluckt im Stadtverkehr selbst gemäß der schmeichehaften Normmessung über 20 Liter – ein Wert, der die Frage aufwirft, ob es SUV-Produzenten nicht gesetzlich untersagt sein sollte, mit dem Begriff „Nachhaltigkeit“ zu werben, rein aus Gründen intellektueller Hygiene.

Auch die beste Allrad-Traktion führt schwerlich zu vernünftigen Argumenten für die Sinnhaftigkeit solcher Autos – nicht einmal in Marokko. Die Teststrecke, die Land Rover im Atlasgebirge ausgewählt hatte, verlief über steile Holperpfade hinauf zu einem Höhenpass. Dort stießen die Autotester nicht auf einen Ort beschaulicher Einsamkeit, sondern auf eine gutasphaltierte Straße, die zurück nach Marrakesch führt.

Das Ziel der beschwerlichen Testfahrt hätte auch ein Goggomobil erreicht.

CHRISTIAN WÜST



Video:
Der Range Rover
im Fahrttest

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app442012fahrttest

Mehr Spaß am Lesen: Libri.de ist ab sofort eBook.de

Bei eBook.de den Reader™ von Sony mit Geld-zurück-Garantie* testen!



Lesen Sie los – eBook.de macht's einfach:

- ✓ Der neue Reader™ (PRS-T2) von Sony für **nur 99 €* statt 139 €**
- ✓ Mit integriertem **eBook.de Shop**
- ✓ 30 Tage **Geld-zurück-Garantie***
- ✓ 3 **eBooks gratis** auswählen

Jetzt unter www.eBook.de/machts-einfach das Vorteilspaket sichern!

Die Zukunft des Lesens hat einen neuen Namen:
Libri.de ist jetzt eBook.de!

 **eBook.de**
Meine Bücher immer dabei

ROHSTOFFE

Klondike in Lappland

Bergbaukonzerne plündern Europas reichste Gold- und Nickelvorkommen. Der Erzrausch im Norden Finnlands vergiftet Flüsse, Seen und Moore.

Armlange Hechte hat Riikka Karppinen hier gefangen. Tagelang sind sie und ihr Bruder durch diese sumpfige Wildnis gestreift. Vor acht Jahren, Riikka war gerade zehn, sah sie die ersten roten Stöcke aus dem Boden ragen. Anfangs waren es einige wenige, irgendwann dann Hunderte. „Damals scherte sich niemand darum“, erinnert sich Riikka Karppinen.

Inzwischen sind den Markierungsstöcken die Maschinen gefolgt. „Tag und Nacht ist der Lärm der Bohrer zu hören“, sagt Karppinen. Anglo American (AA), einer der weltgrößten Bergbaukonzerne, hat sich im finnischen Lappland, 120 Kilometer nördlich des Polarkreises, auf Schatzsuche begeben: In der Tiefe unter dem Moor Viiankkaapa liegen Nickelvorkommen, die AA als Jahrhundertfund preist.

Karppinens Kindheitsparadies ist damit zum Symbol geworden für einen Rausch, der das ganze Land erfasst hat. Auf der Jagd nach Metallen drängen ausländische Bergwerksgesellschaften nach Finnland. Dort, in einigen der ältesten Gesteine Europas, lagern teuer gewordene Rohstoffe, Geologen zählen die Erzvorkommen zu den reichsten der Welt.

Die finnische Regierung macht es den Prospektoren leicht, in der Hoffnung auf Arbeitsplätze und Investitionen. Die Lagerstätten sind bestens erfasst und kartiert, Daten und Schürfrechte werden großzügig und billig vergeben – sogar auf sensiblen Terrain. Im Land der 150 000 Seen machen sich die Gold-, Nickel- und Uransucher auch in Tourismus- und Naturschutzgebieten breit.

Mittlerweile betreiben 40 Gesellschaften Hunderte Explorationsprojekte im ganzen Land. Lapplands Kreisstädtchen Sodankylä etwa ist von den Claims der Bergbaukonzerne regelrecht umzingelt. Eine Handvoll Gruben fördert bereits die begehrten Metalle, aus den Abraumhalde sickert Gift in Seen und Flüsse.



Da wächst auch bei den langmütigen Finnen der Widerstand: 53 Tourismusunternehmen wehren sich gegen eine riesige Goldgrube beim nordostfinnischen Kuusamo. Dort, in Sichtweite eines beliebten Ski-gebiets, macht die australische Dragon Mining Probebohrungen. Mit 4,9 Gramm pro Tonne Gestein ist der Goldgehalt hoch – aber auch der Anteil an Uran, das mit dem Prozesswasser in die Seen der Umgebung gelangen würde. Zudem entweichen enorme Mengen des Treibhausgases Kohlendioxid, wenn die Torfschichten für die Bohrungen abgetragen werden. „Die Kosten der Umweltschäden werden die Gewinne aus den Goldminen übersteigen“, sorgt sich der finnische Naturschutzverband.

„Das Ausmaß des Tagebaus ist gigantisch“, sagt der Geologe Matti Saarnisto, „eine Verschmutzung der Umwelt ist da unvermeidbar.“ Mit giftigen Metallen wie Arsen und Uran, aber auch mit Sulfaten,

Zyaniden und Phosphaten würden die Gewässer Lapplands verseucht.

Saarnisto und der Ökonomieprofessor Olli Tahvonen kritisieren zudem die Verschleuderung der Schürfrechte. Für die Ausbeutung der Rohstoffe fordern sie eine Bergbausteuer. Unterstützung kam jetzt von geistlicher Seite: Nordfinland dürfe nicht zu einer „Kolonie“ werden, deren Reichtümer internationale Konzerne ohne Rücksicht auf die Natur plündernden, kritisierte die lutheranische Kirche auf ihrem Bischofstreffen.

Mit Eifer hatte Finnland an „Natura 2000“ mitgewirkt, einem von der EU gegründeten Netz besonders kostbarer Schutzgebiete. Auch Viiankkaapa wurde aufgenommen: Auf 66 Quadratkilometern lebt hier eine außergewöhnliche Vielfalt von 90 Vogelarten, vom zierlichen Odinshühnchen bis zum massigen Auerhahn. 21 gefährdete Vogel- und 9 bedrohte Pflanzenarten sind in der vielgestaltigen Moorlandschaft zu finden.

„Wie ist es möglich, dass in einem solchen Schutzgebiet ein Bergwerk gebaut wird?“, fragt sich Karppinen: „Was jetzt zerstört wird, bekommen wir nie wieder zurück.“ Mit 17 begann die Schülerin ihren Feldzug gegen Anglo American: „Allein gegen einen Riesen“, schrieb damals „Lapin Kansa“, Lapplands größte Zeitung. Karppinen wandte sich an Chefredakteure und Politiker, reiste 13-mal ins zwölf Zugstunden entfernte Helsinki. Die Lehrer gaben ihr frei, sie war ja schon immer die Klassenbeste. Die Eltern unterstützten sie, auch Vater Juha, der selbst in einem Goldbergwerk arbeitet.

Zuerst fand Karppinen die Treffen mit Abgeordneten und Ministern aufregend, dann war sie frustriert: „Niemand gab wirklich Antworten.“ Auch die damalige Umweltministerin Paula Lehtomäki von der Zentrumsparterie beschwichtigte nur.

Sie geriet später ins Gerede, weil ihre Familie Aktien des Bergwerks Talvivaara



Tagebau in der Kevitsa-Mine

LEIF ROSAS / REDSTAR / DER SPIEGEL

für Hunderttausende Euro gekauft hatte. Kurz zuvor hatte Europas größte Nickelgrube beantragt, auch Uran fördern zu dürfen. Lehtomäki konnte bislang jedoch kein Zusammenhang mit dem Kauf nachgewiesen werden.

Soeben wurde die geplante Uranförderung durch ein Bürgerbegehren vorerst gestoppt. Talvivaara, 2008 eröffnet und als eine der wenigen Gruben weitgehend in finnischer Hand, ist vom Vorzeigeprojekt zum Desaster geworden: Erst stellte sich heraus, dass die Baugenehmigung schon gewährt war, als die Prüfung der Umweltverträglichkeit noch gar nicht abgeschlossen war. Dann wurden Sulfate und Mangan im Wasser der Seen gemessen, ihre Konzentration lag vielhundertfach höher als zulässig, nicht einmal für die Sauna taugte das Wasser mehr. Feriengäste beschwerten sich über den Faulgestank. In den Seen verendeten Wasservögel und Fische. Ein Grubenangestellter starb Anfang dieses Jahres, vergiftet durch Schwefelwasserstoffgas.

Auch die Zahl der Arbeitsplätze blieb weit hinter den Erwartungen zurück: Nur 130 Einheimische fanden einen Job in Talvivaara – der Tourismus der Region dagegen bietet Arbeit für 500 Menschen.

Viiankaapa steht all das erst noch bevor. In der Nickelgrube Kevitsa, 40 Kilometer weiter nordöstlich, lässt sich besichtigen, was aus dem Moor noch werden könnte: eine staubschwarze Trümmerlandschaft, in deren Kratern haushohe Trucks und Kräne jährlich 5,5 Millionen Tonnen Fels bewegen. Das Gestein wird zermalmte, sortiert und mit Chemikalien behandelt. Die ausgebeuteten Massen landen auf der riesigen Abraumhalde, die hinter kilometerlangen Dämmen verborgen ist.

Betrieben wird Kevitsa von der kanadischen Minengesellschaft First Quantum. Sorgenvoll blickt Bergwerkschef Andrew Reid drein, der im August die erste La-

dung Nickel und Kupfer zur Verhüttung nach Kanada geschickt hat: Der Preis für Nickel, Anfang vergangenen Jahres noch auf Höhenflug, ist abgestürzt. Die Absatzmärkte für den Stahlveredler schwächeln, längst übersteigt das Angebot die Nachfrage. Reid schließt nicht einmal mehr aus, „dass wir zumachen müssen“.

Im Rathaus von Sodankylä herrscht dennoch euphorische Stimmung, insgesamt sind in der Gemeinde 20 Bergbauunternehmen tätig. „Fast jeden Tag kommt ein neuer Antrag“, sagt Gemeinderatsvorsitzender Veikko Virtanen, „wir können gar nicht so schnell neue Karten herausgeben.“ Platz sei hier in Lappland genug, für Tourismus ebenso wie für Bergbau. Virtanen hat hochrechnen lassen, wie sich der Ort entwickeln werde, quasi als Dawson City im lappländischen Klondike: Die Einwohnerzahl werde von 1680 auf über 20 000 im Jahr 2020 hochschnellen. Ein neuer Kindergarten ist schon eröffnet, eine Eissporthalle wird zurzeit gebaut.

Noch ist das Klingelschildchen von Anglo American, gegenüber dem Rathaus, kaum zu finden, noch arbeitet das Team in bescheidenen Räumen. Doch auf einer Riesenbaustelle entstehen gegen-

wärtig 1000 Quadratmeter Büros, Labore und Lager. Noch drei, vier Jahre werde die Exploration in Tiefen bis zu einem Kilometer dauern, sagt Projektleiter Bo Långbacka. Im Bergbau müsse man einen langen Atem haben.

Die Gesteinsproben, mit Diamantbohrern aus 500 Meter Tiefe gedrillt, haben einen Gehalt von vier Prozent Nickel ergeben, erzählt Långbacka. Dank einer neuen Bohrmethode, sagt er, würden Erdreich und Wasser geschont.

Für Långbackas Chef Jim Coppard, bei AA zuständig für die gesamte Arktis, ist das Projekt der „Höhepunkt meiner Karriere“. Die beiden Bosse spaßen gern mit den älteren Rechten der Erze: Die bildeten sich vor rund zwei Milliarden Jahren, das Moor erst vor 7000 und Natura 2000 vor nicht mal 15 Jahren. Aber natürlich liege ihnen die gute Zusammenarbeit mit den Einheimischen sehr am Herzen, betont Coppard.

Die protestierten gerade, AA habe die Abmachungen gebrochen: Der Konzern darf nur in der Frost- und Schneezeit bohren, damit der Boden nicht durch die schweren Maschinen beschädigt wird. Doch Karpinnen hat umgefahrene Bäume und die Spuren von Kettenfahrzeugen gefilmt: AA habe offenkundig auch im Herbst gearbeitet. „Überdies ist die alte von der Regierung erteilte Bohrerlaubnis am 17. August abgelaufen“, sagt Karpinnen, „aber in Helsinki rührt sich niemand.“

Im Café in Sodankylä erzählt sie von ihren Zukunftsplänen: Wenn sie Anfang Dezember das Abi abgeschlossen hat, will sie für die Grünen kandidieren und neuen Wind in den Gemeinderat bringen. Dann geht es nach Helsinki, in die Kaserne: Karpinnen macht freiwilligen Wehrdienst.

Vom Nebentisch kommt eine ältere Frau. Sie schüttelt dem jungen Mädchen die Hand: „Großartig, was du für uns tust, meine Rückendeckung hast du.“

RENATE NIMTZ-KÖSTER



Umweltaktivistin Karpinnen

LEIF ROSAS / REDSTAR / DER SPIEGEL

UMWELT

Blutende Bäume

Ein tückisches Bakterium lässt Stamm und Äste von Rosskastanien absterben – oft hilft nur die Fällung. Hat der beliebte Alleebaum noch eine Zukunft?

Mit hellgrünen, stachelbewehrten Geschossen muss rechnen, wer an goldenen Herbsttagen unter Kastanienbäumen flaniert. Dass gleich die halbe Krone zu Boden kracht, ist hingegen so ungewöhnlich wie unerwünscht.

Genau das aber war in Duisburg-Röttgersbach, Ziegelhorststraße, passiert. Grünflächenmanager Joachim Braß wurde zum Abtransport des Bruchholzes gerufen – und traute seinen Augen nicht. „Der Baum war völlig verfault“, sagt er, „so etwas habe ich in meiner ganzen Laufbahn noch nicht gesehen.“ Hauptstamm und Äste der Kastanie waren übersät mit Pilzen: Sie hatten den Baum gleichsam bei lebendigem Leib zersetzt.

Egal ob Duisburg, Essen, Leverkusen, Bottrop, Krefeld, Emmerich, Nettetal, Meerbusch oder Pulheim – fast überall in Nordrhein-Westfalen herrscht Entsetzen über ein mysteriöses Baumleiden, das Aesculus, die Rosskastanie, befallt. „Es gibt hier in Duisburg viele Straßen, die als Kastanienallee angelegt sind“, sagt Experte Braß, „wir stehen mit offenem Mund vor den Lücken – es ist sehr traurig.“ Innerhalb weniger Monate sind auch im Essener Stadtgebiet Dutzende Rosskastanien abgestorben: „Das hat uns überrollt“, stöhnt Baumkontrolleur Arne Thun.

Verantwortlich für das Massensterben ist „*Pseudomonas syringae* pv. *aesculi*“, ein stäbchenförmiges Bakterium, das vermutlich einst aus Indien eingeschleppt wurde. Von den Niederlanden aus, wo in manchen Regionen bis zu 70 Prozent aller Rosskastanien befallen waren, verbreitete sich der Erreger ostwärts zum Niederrhein. Insekten und Vögel tragen Bakterien-schleim von Baum zu Baum, auch Wind und Regen verschleppen die Mikroben. Experten fürchten, dass die Krankheit bald ganz Deutschland erfasst haben könnte. Die Kastanie – Wahrzeichen der Bier-

gärten, Lieblingsbaum bastelfreudiger Kinder und Namenspate ungezählter Wirtshäuser – ist vom Siechtum bedroht.

Meist ist schon von weitem zu erkennen, wo *Pseudomonas* wütet: An der Rinde der befallenen Bäume erscheinen Risse und dunkle, verkrustete Flecken – fast sieht es aus, als blutete der Baum. Später suppt Bakterien-schleim aus dem Stamm. Derweil stirbt das Kambium, die Wachstums-schicht zwischen Holz und Rinde, ab – einzelne Äste verlieren ihre Versorgungswege, die Blätter werden welk.

Vor allem für junge Bäume bedeutet das schnell das Ende; mächtige, alte Gewächse dagegen mussten in den vergangenen Jahren meist nicht gleich gefällt werden, wenn in den Labors der Landwirtschaftskammern eine *Pseudomonas*-Infektion bestätigt wurde. Nun aber schwächelt auch der ehrwürdige Altbestand.

„Bei den älteren Bäumen kommen seit diesem Jahr massive Schäden durch Fäule-

pilze dazu“, berichtet Rolf Kehr, Gehölz-pathologe an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Göttingen. Kehr und seine Kollegen haben 2007 den ersten Nachweis von *Pseudomonas syringae* an Rosskastanien in Deutschland erbracht. Jetzt erforschen die Arboristen die Folgeschäden.

Vor allem Parasiten wie Austernseitling und Samtfußrübbling machen sich über die infizierten Kastanien her. Sind die charakteristischen Pilze außen zu sehen, ist der Baum bereits so verfault, dass nur noch die Kettensäge hilft: „Man kann nicht warten, bis jemand im Biergarten von einem morschen Ast erschlagen wird“, mahnt Forscher Kehr.

Sein Kollege Dirk Dujesiefken vom Hamburger Institut für Baumpflege kann sich nicht über einen Mangel an Proben beklagen: „Wir haben so viel Material, dass wir vielleicht in diesem Winter genug lernen, um die Symptome des Pilz-

befalls früher zu erkennen“, hofft der Holzbiologe. Mehrfach reiste Dujesiefken selbst nach NRW, um Holzstücke aus befallenen Baumstämmen zu schneiden.

Doch selbst wenn es gelingt, eine Art Frühtest für den Pilzbefall zu entwickeln – wirksame Therapien gibt es weder gegen die Pilze noch gegen *Pseudomonas*-Bakterien. Wissenschaftler Kehr sieht die traditionsreiche Kastanienallee daher schon als Auslaufmodell. „In den Städten fehlt meist die genetische Vielfalt – wenn da ein Baum krank wird, erwischt es gleich alle anderen mit“, erklärt er. Kehr plädiert dafür, auf andere Baumarten auszuweichen, die womöglich auch besser mit Klimaschwankungen zurechtkommen, etwa Gewächse aus Mittelamerika oder dem Kaukasus.

In Essen experimentiert Baumkontrolleur Thun unterdessen mit anderen Rosskastanien-Arten. Niederländische Forscher etwa haben herausgefunden, dass die Gelbblühende Rosskastanie widerstandsfähiger gegen das Bakterium ist. Auch Esskastanien werden künftig häufiger an Essens Straßen blühen.

Doch eine solche Strategie kann schiefgehen: Dass Städte und Gemeinden in den vergangenen Jahren Rotblühende Rosskastanien bevorzugten, lag gerade an ihrer vermeintlichen Robustheit: Sie trotzen der Miniermotte besonders gut, einem Insekt, das schon seit Jahren dafür sorgt, dass Kastanienblätter vorzeitig welken. Dafür zeigt sich nun, dass ausgerechnet die Rotblühende Rosskastanie besonders anfällig für einen weitaus gefährlicheren Feind ist: *Pseudomonas syringae*.

JULIA KOCH



CLAUS DIETER GEISLER / PICTURE PRESS



MONIKA HEUPEL

Kastanienallee, erkrankter Baum: „Es ist sehr traurig“

**Ein kaputtes Auto macht oft
auch Ihre Pläne kaputt.**



Kfz-Versicherungen von AXA mit schadenservice360°.

Wir kümmern uns um alles:

- 1. Abholung Ihres Autos**
- 2. Kostenloses Ersatzfahrzeug**
- 3. Anlieferung des reparierten Autos**



**Jetzt zu
AXA wechseln!**
Stichtag: 30.11.*

*Gilt für die meisten Verträge.



Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem persönlichen Betreuer,
unter www.AXA.de oder unter Telefon 0800/166 55 30.

Kommen Sie zur Versicherung, die neue Maßstäbe setzt.

Maßstäbe / neu definiert



LITERATUR

Eros, der Unbesiegbare

Bodo Kirchhoff ist kein Mann fürs Grobe, vielmehr ein Kalligraf des Eros, der gern mit leicht abgespreiztem kleinen Finger schreibt. Wer sein verführerisches Parlando mag, sollte sich durch den Romantitel „Die Liebe in groben Zügen“ nicht abschrecken lassen.

Kirchhoff versteht, wie wenig andere deutsche Autoren, beherzt und beschwingt Fieberstürme der Leidenschaft und große Orgasmen auszumalen. Dennoch, sein neues, mit allem Ehrgeiz auf Größe zielendes Werk glänzt durch Reichtum der Mittel und erzählerische Souveränität.

Wieder einmal stellt er seinen persönlichen Lebensrahmen – behagliche Winterwohnung in Frankfurt, Sommersitz am Gardasee – einer Fiktion zur Verfügung: Der krisengestählten Ehe des erfolgreichen TV-Serienschreibers Renz und der Kulturmagazin-Moderatorin Vila (sie Anfang fünfzig, er bald Mitte sechzig) droht der GAU, weil neue Leidenschaften die beiden voneinander wegreißen wie nie eine Affäre in all den Jahren zuvor. Objekt des Be-

gehrens, jeweils um die vierzig, ist für Renz eine eigensinnige TV-Produzentin, für Vila ein Lehrer, der an einem Buch über Franz von Assisi und dessen Gefährtin Klara schreibt. Als Kontrast dazu ein wohlkomponierter Freundeskreis, ein Schwung schwülstiger Liebesphilosophie, emsig aufgezählte Speisen, Weinsorten, Klamottenmarken, CDs und als Nebenschauplätze Assisi, Havanna, Jamaika, die mit satter Palette ausgemalt werden.

Kirchhoff schneidet sich nicht nur für die Renz-Figur eine Scheibe Autobiografie ab, sondern auch für Vilas Geliebten, nämlich die schwäbische Dorfkindheit und Internatsjugend. Sich selbst porträtiert er diskret am Rand als emphatischen Anwalt des Eros in einer TV-Talkshow. Im Roman darf dieser wüste, unzählbare Gott Eros – seit je innerstes Thema und Antrieb kirchhoffscher Erzähllust – noch einmal über Altersangst und Todesnähe siegen.



Bodo Kirchhoff
Die Liebe in groben Zügen

Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main; 670 Seiten; 28 Euro.



Fotoarbeit von Katrina Daschner, 1996 bis 2002

ZEITGEIST

So 'n Bart

Es beginnt oft damit, dass Frauen sich Sorgen machen um den Mann: Er sieht plötzlich anders aus, müde vielleicht, ein wenig melancholisch umflort im Gesicht – jedenfalls unrasiert. Wenn ein Mann plötzlich aufhört, sich zu rasieren, kann es nur bedeuten, dass er durch seine sprießenden Stoppeln ein Signal aussenden will: Er möchte offenbar ein anderer werden oder sein. Viele Männer wollen übrigens anders werden, vor allem die jüngeren. Vielleicht wird mit ihnen zu viel geredet über die Rolle der Frau in der Gesellschaft und zu wenig über die eigene Rolle, vielleicht denken sie, je mehr Frauen typische Männerdomänen übernehmen, Anzüge

tragen, Chefposten beanspruchen, müssten sie – die Männer – umso mehr herausstreichen, was sie besser können als Frauen: Vollbart tragen etwa. Der Dreitagebart ist schon lange in Mode, der Dschihadisten-Bart wird nun auch öfter bei Mittelklassen Männern beobachtet. Eine Ausstellung im Linzer Lentos Kunstmuseum möchte den „Milieu- und Genderkonstruktivismus“ des Bartträgers einmal gründlich untersuchen: „Vollmilch – Der Bart als Zeichen“ heißt die Schau (bis zum 17. Februar 2013). Sie verspricht Erkenntnisse über die Gesichtsbehaarung als „Symbol von Macht, Würde und Weisheit“ und als „Ressource des Selbstausdrucks“.



Marlene Haring, „False Friend“

MARLENE HARING, VG BILDKUNST BONN, 2012

FOTOS: KATRINA DASCHNER

MUSIK

„Spannungen im Hirn“



Der Regensburger Musikwissenschaftler Andreas Wehrmeyer, 53, Biograf des Komponisten Sergej Rachmaninow (1873–1943), über Musik und Erotik

SPIEGEL: In der Petersburger Philharmonie wurde für ein Konzert mit Rachmaninow-Kompositionen ein Mindestalter von 16 Jahren festgelegt – die Musik sei zu erotisch. Kann Musik zu sexy sein?

Wehrmeyer: In Russland wird Klassik noch ernst genommen – das ist doch eigentlich herrlich. Aber natürlich ist Musik zunächst ohne Aussage oder Bedeutung, entscheidend ist, was in sie hineingelegt wird.

SPIEGEL: Was ist so erotisch an Rachmaninows Musik? Im Film „Das verflixte 7. Jahr“ möchte der Hauptdarsteller die Monroe zu den Klängen von Rachmaninows 2. Klavierkonzert verführen.

Wehrmeyer: Musik fügt Töne, Klänge und Rhythmus zusammen, und das führt, vereinfacht gesprochen, zu Spannung. In welcher Weise die sich im Gehirn zu Erotik auflädt, ist individuell und auch durch Sozialisation bedingt. Ein 14-jähriger Regensburger Domspatz mag Wendungen einer Palestrina-Messe als ebenso erotisch empfinden wie ein anderer Rachmaninows 2. Klavierkonzert. Zwar scheint es, als sei Rachmaninows Musik in anderem Ausmaße dazu prädestiniert, doch wäre es irrig zu glauben, das sei ihr Wesen selbst. Das sind verwickelte Rezeptionsprozesse. Hollywood hat sich der großen spätromantischen Musik der Russen bemächtigt, und das wirkt nun offenbar mit kurioser Wucht auf Russland selbst zurück.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich, dass gerade jetzt die Debatte aufkommt? Ist Rachmaninow nicht längst als Nationalkomponist anerkannt?

Wehrmeyer: Rachmaninow war in die USA emigriert, manchen Russen fällt es schwer, ihn als Nationalkomponisten zu sehen. Möglicherweise lässt sich der Vorwurf übermäßiger Erotik von diesem Faktum nicht abkoppeln.



Szene aus „Das verflixte 7. Jahr“, 1955

RUE DES ARCHIVES/DITZ / SÜDDEUTSCHER VERLAG

KINO IN KÜRZE

„Oh Boy“. Tom Schilling hat strähnige Haare, seine Augen flackern, sein Mund ist mädchenhaft, er ist der Junge im Mann, er ist das Gesicht einer Gegenwart auf der Suche nach sich selbst. Und so taumelt er in Jan Ole Gersters erstem Spielfilm „Oh Boy“ durch einen Tag, der sein Leben ist, und durch eine Stadt, die Berlin ist: getragen von Leichtigkeit, verfolgt vom eigenen Scheitern, festgehalten in wunderbaren Bildern. „Oh Boy“ ist in Schwarzweiß gedreht und erzählt auch von der Sehnsucht des Regisseurs nach dem französischen Kino, nach der Stadt als wichtigster Nebenfigur. Gerster, 34, der diesen Film mit wenig Geld und vielen glänzend gelaunten Schauspielerefreunden über viele Jahre hin realisiert hat, gelingt damit etwas im deutschen Film sehr Seltenes: Da ist jemand, der seinen eigenen Weg geht, weil er daran glaubt, und aus diesem Glauben entstehen Bilder, die von der Freiheit dieses Weges wissen.

„Lore“ ist 15 Jahre alt, als bei Kriegsende 1945 ihre Welt zusammenbricht. Ihr Vater, ein SS-Offizier, wird verhaftet, die Mutter lässt die Familie im Stich. Gemeinsam mit seinen vier kleinen Geschwistern versucht das Mädchen, sich aus Süddeutschland, seiner Heimat, zur Großmutter nach Norddeutschland durchzuschlagen. Die australische Regisseurin Cate Shortland („Somersault“) verzichtet auf Belehrungen. Im Gesicht des „Täterkindes“ Lore, großartig verkörpert von Saskia Rosendahl, spiegelt sich der Schock eines ganzen Landes.



Alles in einem:
Ihrem Stil.

Briefkastenanlagen von Siedle verbinden
Türkommunikation und Postempfang in einem
einzigartigen Stil: Ihrem.

www.siedle.de/briefkasten



Filmmacher Andy und Lana Wachowski 2012, Szene aus „Cloud Atlas“: „Kunst hat die Kraft, unser Leben zu verändern“



KINO

Quantenspringer

Die Geschwister Lana und Andy Wachowski revolutionierten mit ihrer „Matrix“-Trilogie das Kino und blieben doch Hollywoods große Unbekannte. Für ihren neuen Film „Cloud Atlas“ treten sie in die Öffentlichkeit.

Wer im Beverly Hilton Hotel in Los Angeles einen Ort für eine geheime Liebesaffäre suchen würde, könnte kein besseres Zimmer finden. Es liegt im Erdgeschoss am Ende des Ganges, die Eingangstür ist von einer Palme verdeckt. Die Fenster liegen zum Innenhof, die Vorhänge sind zugezogen.

Die Geschwister Lana und Andy Wachowski haben sich dieses Zimmer ausgesucht, um ein Interview zu geben. Es ist dunkel, winzig klein, es erzwingt Nähe. „Wir setzen sehr viel aufs Spiel“, sagt Lana. „Und wir werden viel dabei verlieren“, sagt Andy. „Nämlich unsere Unschuld.“ Er lacht schallend.

Die Wachowskis sind eines der erfolgreichsten Geschwisterpaare des Kinos, und zugleich sind sie die großen Unbekannten Hollywoods. Seit ihrer „Matrix“-Trilogie, die weltweit über 1,6 Milliarden Dollar einspielte, gelten die beiden Regisseure und Drehbuchautoren als Genies und Visionäre. Doch sie blieben im Hintergrund und ließen sich nie interviewen.

Ihre „Matrix“-Filme spielen in einer seltsamen Zukunftswelt, in der die Maschinen die Macht übernommen haben. Die Menschen sind nur noch lebende Batterien, aus denen die Maschinen ihre Energie beziehen. Die Menschen dösen im Wachkoma dahin, alles, was sie zu erleben glauben, sind implantierte Scheinrealitäten. Sein und Schein? Körper und Geist? Und wie verändert das Internet unsere Vorstellung von Wirklichkeit? Es gab vieles, was man von den Wachowskis wissen wollte, doch sie schwiegen.

„Wer anonym ist, hat gegenüber jemandem, der berühmt ist, viele Privilegien“, sagt Lana. Müssten sie Interviews geben, um Filme machen zu können, würden sie es sein lassen, sagten sie immer wieder.

Dann, vor zehn Jahren, begann Lana, die 1965 als Larry zur Welt gekommen war, eine Geschlechtsumwandlung. Im Internet verbreiteten sich rasch Gerüchte und Paparazzi-Fotos.

Die aus Chicago stammenden Wachowskis flüchteten vor den Nachstellungen. In Berlin produzierten sie 2005 den Zukunftsthiller „V wie Vendetta“. Der Held dieses Films ist ein unbekannter



Regisseure Larry, Andy Wachowski 1996
„Wir können uns nicht weiter verbergen“

Freiheitskämpfer, der sich hinter der Maske des katholischen Revolutionärs Guy Fawkes verbirgt. Sie ist heute das Symbol der Occupy-Bewegung, das Symbol einer Anonymität, hinter der sich ungeheure Macht verbirgt.

Ebenfalls in Berlin drehten die Wachowskis 2007 „Speed Racer“, eine Comic-Adaption, es wurde ihr erster Flop. Im vergangenen Herbst verfilmten sie in den Babelsberger Studios David Mitchells Bestseller „Cloud Atlas“ (SPIEGEL 36/2012) für hundert Millionen Dollar, zusammen mit dem Deutschen Tom Tykwer („Lola rennt“) als Co-Regisseur. Es ist die Adaption eines Romans, den selbst sein Autor für unverfilmbar hielt.

„Dieser Film ist ein Kind, das Schutz braucht“, sagt Andy. „Und wenn wir uns schützend vor ihn stellen wollen, dann können wir uns nicht weiter im Dunkeln verbergen“, sagt Lana. „Dann müssen wir raus.“ „Und außerdem“, setzt Andy hinzu und blickt zu Tykwer hinüber, „sind wir jetzt nicht mehr zu zweit.“

Die Adaption von „Cloud Atlas“ ist nichts weniger als der Versuch, das Kino nach den „Matrix“-Filmen ein weiteres Mal neu zu erfinden. „Cloud Atlas“ soll die konventionellen Erzählweisen des Kinos, so sagen die drei voller Selbstbewusstsein, revolutionieren.

Mitchells Roman erzählt sechs Geschichten. Eine handelt von einem Amerikaner, der sich Mitte des 19. Jahrhunderts entschließt, gegen die Unterdrückung zu kämpfen; eine weitere spielt im Belgien der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts und dreht sich um einen Musiker, der gegen seinen herrischen Auftraggeber rebelliert; die anderen Episoden spielen in den siebziger Jahren, in der Gegenwart und auf zwei verschiedenen Zukunftsebenen. Sie beschreiben Kämpfe für Freiheit und Gerechtigkeit.

Tykwer und die Wachowskis erzählen all diese Geschichten nicht nacheinander, wie Mitchell in seinem Roman, sondern gleichzeitig. Der Film ist eine einzige Montage, die den Zuschauer in Sekundenschnelle durch die Jahrhunderte kaputtuliert, die von einem Klon im Seoul des Jahres 2144 zu einem Sklaven auf einem Segelschiff des Jahres 1849 springt.

„Wir mussten den Roman in seine Elementarteilchen auflösen, um ihn wie über eine Infusion in uns aufzunehmen“, sagt Lana. Das klingt seltsam und erinnert an die „Matrix“-Filme, in denen Bewusstseinsinhalte über Leitungen direkt ins Gehirn der Menschen eingespeist werden. Wenn Lana von geistigen Prozessen erzählt, benutzt sie gern physische Begriffe.

„Das war schon als Kind so“, erinnert sie sich. „Die Bücher, die ich gelesen habe, habe ich mir körperlich angeeignet, ich habe einzelne Sätze unterstrichen, die Ecken der Seiten umgeknickt, um sie zu markieren, und sogar Seiten rausgerissen.“ Andy bekam, was übrig war. „Ich war das jüngste von vier Geschwistern“, erzählt er. „Wenn ich die Bücher lesen durfte, fehlte schon eine Menge.“

Es wurde viel gelesen in der Familie Wachowski. „Für mich“, sagt Lana, „waren Bücher Notausgänge aus der Wirklichkeit.“ Die Kinder, Larry, Andy und ihre beiden Schwestern, wurden von den anderen Kindern im Viertel angefeindet. „Wir hatten nicht viel Geld und lebten in einem irisch dominierten Viertel von Chicago. Mein Vater war Pole, und er war Atheist.“

Bald galten die Wachowski-Kinder als Außenseiter, weil sie ihre „Nasen in Bücher steckten“, statt mit den anderen auf



DDP IMAGES

Darsteller Hugo Weaving in „Matrix Revolutions“, 2003: Intellektueller Blockbuster

der Straße zu spielen. „Ich war ja auch ein seltsames Kind“, erzählt Lana. Als sie auf eine katholische Schule kam, wusste sie nicht, wo sie sich einreihen sollte, bei den Jungs oder bei den Mädchen. „Ich wurde oft verdroschen.“

Während ihre Schulkameraden Tolkiens „Herr der Ringe“-Bücher verschlangen, las Lana Victor Hugos Roman „Die Elenden“. „Das war historisch, das war real.“ Die Idee eines Aufstands, der die Welt grundlegend verändert und die Machtverhältnisse umkehrt, prägt das Werk der Wachowski-Geschwister. Sie drehen immer wieder Revolutionsfilme.

Die Eltern gingen mit ihren Kindern oft ins Kino, gern in Doppelprogramme, von „Film-Orgien“ reden die beiden heute. Als Lana zehn Jahre alt war und Andy sieben, sah sich die Familie zusammen Stanley Kubricks Science-Fiction-Klassiker „2001: Odyssee im Weltraum“ an, den selbst Erwachsene kaum verstehen. Für Lana und Andy sind Filme bis heute Geheimnisse, die es zu ergründen gilt.

Als Kinder erfanden sie Rollenspiele, als Jugendliche zeichneten sie Comics, als Erwachsene gründeten sie eine Bau-firma. Sie hatten vom Bauen keine Ahnung, aber sie mussten ihren Lebensunterhalt verdienen.

Ähnlich gingen sie ans Kino heran, mit der Unbekümmertheit von Autodidakten. Sie wussten nie genau, ob das funktionieren würde, was sie sich vornahmen. Aber sie wussten: Es musste neu, groß, überwältigend werden. Die „Matrix“-Filme etwa sind berühmt dafür, zwei Geschwindigkeiten in einem Bild zu kombinieren, ein Quantensprung für das Kino.

„Wir knüpfen an die Filme unserer Kindheit an, und das war kein Popcorn-Kino“, sagt Andy. „Es ist uns zu wenig, wenn die Zuschauer sich gut unterhalten fühlen und ihrer eigenen Realität entfliehen können“, sagt Lana. „Kunst kann eine überwältigende Kraft entfalten, die unser Leben verändert.“

Ein seltsames Geschwisterpaar: Andy, ein Hüne im Rocker-Outfit, der Lana, das Hippie-Mädchen mit den roten Rastalocken, anschaut wie die große Schwester, die er sich schon als Kind gewünscht hat. „Wenn ein Journalist ihr die falsche Frage stellt“, sagt Andy, „dann haue ich ihm eine Flasche über den Kopf.“ Einen größeren Liebesbeweis, erwidert Lana, könne es nicht geben. Sie wirkt wie die Architektin, die mit großer Geste plant; er wie der Statiker, der durchrechnet, ob das Ganze wirklich stehen kann.

Die „Matrix“-Trilogie steht nach wie vor, alles überragend. Sie wurde das, wovon Hollywood schon lange träumt: ein intellektueller Blockbuster, ein Action-Spektakel, das die großen Menschheitsfragen angeht. David Mitchell lässt in „Cloud Atlas“ eine seiner Heldinnen ein Interview mit Alfred Hitchcock führen. „Ich bin nicht das Orakel von Delphi, sondern ein Hollywood-Regisseur“, sagt Hitchcock in diesem Interview. Die Wachowskis sind sich da nicht so sicher.

Die Frage aber, worum es wirklich geht in „Cloud Atlas“, scheint kompliziert zu sein. „Er handelt davon, wie wir Menschen uns durch Geschichtenerzählen definieren“, sagt Lana. „Der Film attackiert unentwegt die Sehgewohnheiten des Zuschauers“, sagt Tykwer. „Es geht um Seelenwanderung“, sagt Andy.

Tatsächlich spielen die Darsteller dieses Films, darunter Tom Hanks, Halle Berry und Hugh Grant, jeweils bis zu sieben Rollen; sie verkörpern Reinkarnationen einer Figur, die sich im Laufe der Zeit wandelt. Ein korrupter Arzt im 19. Jahrhundert wird in ferner Zukunft zum Kämpfer gegen die Unterdrückung.

„Klar glaube ich an Wiedergeburt“, ruft Andy aus. „Schauen Sie sich meine Schwester an!“ „Nein“, entgegnet Lana, „ich bin keine Expertin für das Verhältnis zwischen Körper und Geist, nur weil ich mein Äußeres meinem Inneren angepasst habe. Ich glaube nur nicht, dass

die Geschlechter ein binäres System sind, in dem man zwischen weiblich und männlich klar unterscheiden kann. Es ist ein Spektrum mit zahllosen Abstufungen.“

Lana sitzt in dem Sessel im Beverly Hilton, in einem grauen, fließenden Kleid, sie hat ihre Beine, die in schwarzen Gamaschen stecken, über die Seitenlehne geworfen, mal beißt sie sich, vermeintlich weiblich, auf die Fingernägel, mal reibt sie sich, vermeintlich männlich, die Nase. Sie wirkt wie eine menschengewordene Utopie: ein Wesen, das die Trennung der Geschlechter überwunden hat.

Ihr Lieblingswort ist „Transformation“, sie benutzt es oft, sie erzählt davon, wie man einen Roman in einen Film transformiert oder die Tochter eines Sklavenhalters in eine Kämpferin für die Freiheit. Was immer du tust als Mensch, es hat Einfluss auf die Entwicklung der gesamten Menschheit, sagt der Film.

„Cloud Atlas“ ist eine Kopfgeburt, die mit der Kraft der drei Herzen ins Leben gepresst wird, ein bizarrer, faszinierender Wechselbalg des Kinos: virtuos, brillant, tatsächlich einzigartig in seiner Struktur; aber zugleich fast übergriffig in der Unablässigkeit, mit der er seine Zuschauer zu besseren Menschen bekehren will, auch wenn Tykwer sagt, dass der Film unideologisch sei.

Und natürlich ist nichts falsch daran, wofür „Cloud Atlas“ eintritt: für Gleichberechtigung, für Freiheit, die des Körpers und die des Geistes, für die Verständigung zwischen den Rassen und den Geschlechtern, für Uneigennützigkeit und Mut im Kampf gegen die Barbarei.

Das US-Branchenmagazin „Hollywood Reporter“ prophezeit „Cloud Atlas“, der soeben in Nordamerika angelaufen ist und am 15. November in die deutschen Kinos kommt, einige Oscar-Nominierungen. Tatsächlich hat der Film genau die Mischung aus künstlerischer Ambition und humanistischer Botschaft, aus der Oscar-Filme gemacht sind.

In „Cloud Atlas“ sagt eine der Figuren: „Wenn ich im Verborgenen geblieben wäre, dann wäre die Wahrheit nie ans Licht gekommen.“ Dieser Satz stamme von ihr, sagt Lana, „und er kommt von Herzen“. Wenn man Menschen dazu bringen wolle, sich zu sich selbst zu bekennen, dann müsse man eben aus der Anonymität heraustreten.

Man kann diesen Satz pathetisch finden; aufrichtig ist er ohne jeden Zweifel.

LARS-OLAV BEIER



Video:
Ausschnitte aus
„Cloud Atlas“

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app442012cloudatlas

Exklusiv für Studenten:

12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



Kopfhörer „Hurricane“

Komfortabler On-Ear-Kopfhörer in klassischem Design mit erstklassigem Sound. Verstellbare Überkopfbügel aus PVC und Aluminium, gepolsterte Ohrhörer und Halterungen aus ABS-Kunststoff.

Komplett
für nur
€ 19,90
Über 60 %
gespart!



B&F - Borken

Beurer-Küchenwaage

Klein, handlich und stilvoll. Mit einer Wiegefläche aus gebürstetem Edelstahl, gut lesbarer LCD-Anzeige, rutschfesten Gummifüßen, Tara-Zuwiegefunktion und Abschaltautomatik. Für Mengen bis 3 kg. Maßeinheiten: Gramm und Unzen. Inkl. Batterie. Maße (B x H x T): ca. 11,5 x 2,7 x 17 cm.

Halfar-Cross-Bag

Trendige Umhängetasche aus stabiler Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug, großes Reißverschluss-Innenfach, Organizer-Elemente, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlagn mit Steckverschlüssen. Maße (B x H x T): ca. 38 x 33 x 9 cm.



Inklusive 12 x den
digitalen SPIEGEL,
sonntags ab 8 Uhr
auf Ihrem Smartphone,
Tablet und PC/Mac.



UniSPIEGEL
und
KulturSPIEGEL
gratis!



Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!



Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP12-301



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 50,40 im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Mein Wunschgeschenk:

☐ Kopfhörer „Hurricane“
(4134)



☐ Halfar-Cross-Bag
(3677)



☐ Beurer-Küchenwaage
(3694)



☐ Frau
☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BIZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift



SP12-301



COURTESY OF THE ARTIST, ALISON JACQUES GALLERY, LONDON, TEAM GALLERY, NEW YORK, UND BISCHOFF PROJECTS, FRANKFURT

1

KUNST

Ende des Doppellebens

Ganz öffentlich löst sich der Begriff des Privaten auf. Eine Ausstellung in Frankfurt am Main fragt: Ist das befreiend oder bedrohlich?

Vielleicht ist die Privatsphäre gar nicht schützenswert. Vielleicht ist sie die Hölle. Richard Billingham zeigte in den neunziger Jahren Fotos von seiner Familie aus Birmingham, von seinem versoffenen Vater, von der ins Unerträgliche aufgedunsenen Mutter, von dem verwahrlosten Leben, das diese Mes-sies für ihn und seinen Bruder gestalteten.

Billingham war jung und in kürzester Zeit weltbekannt. Mit seinen Aufnahmen traf er ein Gefühl, den Wunsch, aufzuheben mit den Scheinheiligkeiten. Das, was sonst verborgen wird, weil es niemanden etwas angeht, machte er öffentlich. Er zwang die Menschen mit seinen radikalen Bildern zum Hinsehen und auch dazu, über ihr eigenes Doppelleben, ihr Leben zwischen privater und öffentlicher Sphäre, nachzudenken.

Die Fotos waren Zeugnisse einer unheilen Welt, und der Ausstellungsbetrieb griff fasziniert zu. Ende der neunziger Jahre ließ dann die Künstlerin Tracey Emin in London ein Bett ins Museum stellen. Es war ihre eigene Schlafstätte, ihr Lebensraum mit Wodkaflasche, Pillenschachteln, Kondomen, einem Schwangerschaftstest. Ein Werk zwischen Narzissmus und Verzweiflung, oft belächelt, aber doch wichtig.

Beide, Billingham und Emin, nahmen in ihrer Kunst eine Frage vorweg, die bis heute unbeantwortet geblieben ist. Ist die Vorstellung, dass das Private seine Bedeutung verliert, eine befreiende oder eine bedrohliche?

„Privat“ heißt eine Schau in der Frankfurter Kunsthalle Schirn, die in dieser Woche beginnt. Sie widmet sich dem Verlust

des Privaten, dem Niedergang eines zivilisatorischen Konzepts. Der Ausspruch des Facebook-Gründers Mark Zuckerberg, Privatheit sei eine überholte soziale Norm, gab den Anstoß zu der Ausstellung, im Katalog ist oft von „Post-Privacy“ die Rede.

Noch vor ein paar Jahrzehnten war die Privatsphäre klar umrissen: Sie begann hinter der Haustür. Im besten Fall war sie ein geschützter Raum, ein Ort der Geborgenheit. Dann brachte Emin ihr Bett ins Museum, im Fernsehen lief erstmals „Big Brother“, weitere Reality-Formate kamen hinzu, Durchschnittsmenschen öffneten ihre Haustür für ein Millionenpublikum. Ganz öffentlich ging das Private verloren, und das Internet erwies sich als ungeheurer Beschleuniger.

Früher war es vor allem dann riskant, das Persönliche öffentlich zu machen, wenn es nach den jeweiligen sozialen Maßstäben nicht vorzeigbar war. Im 19. Jahrhundert ging van Gogh dieses Wagnis ein, er war gnadenlos in der Betrachtung seiner selbst. Er zeigte sich in vielen Selbstporträts in seiner Erfolglosigkeit und Armut, auch in seiner körperlichen und seelischen Verletzbarkeit.

Mehr als hundert Jahre später, nach der Jahrtausendwende, wurde der New Yorker Dash Snow überhaupt nur deshalb



RICHARD BILLINGHAM (L.), DASH SNOW, ESTATE (R.), AI WEIWEI (U.)

2



3



4

1 | McGinley-Foto
„Marcel, Ann &
Coley“, 2007

2 | Bingham-Bild aus
der Serie „Ray's a
Laugh“, 1989 bis 1996

3 | Snow-Foto aus der
Serie „Untitled Pola-
roids“, 2001 bis 2009

4 | Ai-Selbstporträt
„258 Fake“, 2011

zum Star der Kunstszene, weil er den eigenen Untergang zum Motiv machte. Er, der unglückliche Nachkomme einer Öldynastie, landete früh auf der Straße. Auf Fotos dokumentierte er die Partys, den Rausch, die Abstürze, die Tochter, die er noch bekommen hat. Auch er versuchte, aus seiner Hölle herauszukommen, auch er machte – wie schon Bingham – alles sichtbar. Geholfen hat es nicht. 2009 starb er an einer Überdosis.

Die Ausstellung zeigt diese Dokumentation eines Lebens, sie gewährt noch ganz andere Einblicke, man könnte ihr vorwerfen, das Thema zuzuspitzen, ins Extreme zu verzerren. Viel Sex. Der Film einer Geburt aus dem Jahr 1959. Betrunkenen Frauen, ohne ihr Wissen gefilmt, dem Internet ausgeliefert und nun, ebenso unfreiwillig, zu Protagonistinnen von Videokunst geworden.

Andy Warhol filmte seinen Liebhaber schlafend. Bei Ai Weiwei wird das Private tatsächlich politisch. Das chinesische Regime terrorisiert ihn, will über ihn und sein Denken bestimmen, und er macht das öffentlich, er hat die Stärke zu zeigen, dass er ein Opfer ist.

Es ist eben die Realität, die von Jahr zu Jahr absurder wird, auch brutaler. Die Privatheit ist 2012 endgültig eines der großen Geschäfte, Facebook ist inzwischen

an der Börse vertreten. Die Ehefrau eines ehemaligen Bundespräsidenten schreibt ein Buch, auch, weil sie sich gegen Gerüchte über ihr Privatleben wehren will, und wird selbst sehr indiskret. Ein sechs Jahre altes Scheidungskind ist womöglich die am häufigsten fotografierte Person des Sommers: die Tochter von Tom Cruise. In Kanada hat sich gerade ein Mädchen umgebracht, das auf dem Schulhof und im Netz gemobbt wurde. Es war seinen Peinigern überall ausgeliefert, es besaß keinen Schutzraum. Die 15-Jährige hatte sich der Welt kurz vor ihrem Selbstmord noch über YouTube anvertraut.

Das Individuum ist in der neuen Gesellschaft, in der medial und digital erweiterten Realität, wichtiger und unwichtiger denn je. Jeder kann sich zur öffentlichen Figur erheben, aber weil es jeder kann, geht der Einzelne unter. Menschen brauchen Rückkoppelungen und verirren sich dann ins Netz. Oft ist das harmlos.

Oft auch nicht. Die Menschen sind nicht nur dauerhaft erreichbar, sie sind auch immer auf Sendung. Zur zeitgenössischen Selbstbestimmung gehört es, Geheimnisse auszuplaudern, statt sie zu wahren. Die Künstler machen das mit. Etwa wenn sie – wie in der Frankfurter Schau in einem Video zu betrachten und

zu belauschen – private Chats von Schauspielern nachsprechen lassen.

Niemand ist in einer zunehmend unprivaten Zeit noch vor irgendetwas sicher. Fotos von jungen, halbnackten Mädchen in ihren Kinderzimmern sind in Frankfurt zu sehen, Bilder, wie sie das Internet bereithält und wie sie der junge amerikanische Fotograf Evan Baden nachstellen ließ.

Der US-Fotograf Leigh Ledare verkauft sogar die eigene Mutter, wenn es um seine Kunst geht. Er zeigt sie in Situationen, die pornografisch sind, mit diversen Liebhabern. Es ist in diesen Zeiten womöglich gar nicht mehr so überraschend, dass die ganze Welt sie so sehen kann, aber es schockiert, dass der eigene Sohn sie so sehen wollte. Dass er seinen Ödipuskomplex auslebt, dass er dafür ein Publikum braucht. Auch das sind traurige Bilder.

Der New Yorker Künstler Ryan McGinley verlor Freunde an Drogen, ein Bruder starb früh an Aids. Seine Fotografien dagegen zeigen ein Paradies, es sind Darstellungen der Freundschaft. Junge Menschen kosten ihr Leben aus, klettern nackt auf Bäume, suchen das Idyll der Natur. Auch das ist so eine Vision: Das ideale Privatleben könnte einem das Gefühl von Freiheit vermitteln.

ULRIKE KNÖFEL



CONTRAST PHOTO / ACTION PRESS

Autor Ransmayr, Bergsteiger Messner 1992: „Berichten kann nur, wer eine Geschichte überlebt hat“

AUTOREN

Grenzgänger im ewigen Eis

Christoph Ransmayrs „Atlas eines ängstlichen Mannes“ ist ein verschwenderisches Buch – eine Reise um die Erde in 70 Prosa-Bildern.

Vier Jagdflugzeuge fegen im Tief-
flug über die drei Wanderer hinweg, die einen Berghang erklimmen. Ein Schriftsteller aus Österreich, eine italienische Ärztin und ein deutscher Biologe sind unterwegs am Rande eines Stausees im bolivianischen Hochland.

Die Militärflugzeuge sind offenbar eine Machtdemonstration des neuen Diktators, der sich gerade an die Spitze des Staates gepusht hat. Wütend streckt die Ärztin aus Mailand den Fliegern die Faust entgegen und ruft ihnen „No pasarán!“ nach: Sie werden nicht durchkommen. Eine hilflose Geste, scheinbar ins Leere.

Doch dann schert eine der Maschinen aus, fliegt in einer steilen Kurve zurück und beschießt die drei Menschen, die keinerlei Deckung haben und sich auf den Boden werfen. Getroffen werden sie nicht. Vielleicht haben sie Glück, vielleicht will der Pilot sie nur erschrecken.

Der Schriftsteller, der sich an diese Szene erinnert, ist Christoph Ransmayr. Die sechs Seiten umfassende Erzählung „Luftangriff“ stammt aus seinem „Atlas eines ängstlichen Mannes“, einem neuen Buch, in dem Prosa-Schlaglichter atemlos aufeinander folgen und einen Blick in die Welt werfen, wie er weder per Ferndiagnose noch mit Google Street View zu haben ist. Eine Reise um die Erde in 70 Bildern.

Der Österreicher Ransmayr, 58, ist seit Jahrzehnten „Grenzgänger und Dichter“, wie es sein Freund und gelegentlicher Weggenosse Reinhold Messner einmal formuliert hat. Ransmayrs Erinnerungsbilder heben sich vom Genre der Reiseliteratur so grundsätzlich ab wie von der zielgerichteten Reportage. Die weitgestreuten Ziele sind zwar lokalisierbar, doch es finden sich weder genaue Zeitangaben, noch spielt der zeithistorische Hintergrund eine bedeutende Rolle, auch wenn die politische Situation in den bereisten Ländern jeweils erkennbar wird – wie der Putsch des Generals García Meza in Bolivien im Juli 1980.

Es sind nicht gerade Komfortreisen, die Ransmayr unternimmt. Er erlebt tragische und komische Situationen, Todesnähe und Lebensfreude. Er begegnet trauernden und tanzenden, gastfreundlichen und hilfsbereiten Menschen. In Griechenland gibt es ein Erdbeben, in Sydney einen totalen Stromausfall, in Sri Lanka einen Bürgerkrieg. Mal liegt der Reisende mit einer Infektion darnieder, mal droht ein Sturz in die Tiefe, mal steht er ratlos vor einem geschlossenen Flughafen oder einem zerstörten Hotel.

Einmal betritt der Schriftsteller erstmals den Schauplatz seines Debütromans, das Kaiser-Franz-Joseph-Land in der Arktis. Im Roman „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ erzählte er 1984 von einer realen österreichisch-ungarischen Polar-expedition aus dem Jahr 1873, die dem Archipel seinen Namen gab. Nun ist er an Bord eines russischen Eisbrechers hierhergekommen, mitten im Packeis ruht das Schiff.

Der erste Offizier hat ihm und seinem Freund die Erlaubnis erteilt, ohne Begleitmannschaft in die Schneelandschaft zu marschieren. Plötzlich kreuzt eine Eisbärin mit zwei Jungen den Weg der beiden Wanderer. Das Raubtier ist glücklicherweise an ihnen nicht interessiert und wendet sich ab. Als aber wie verabredet der Helikopter auftaucht, der sie zum Schiff zurückbringen soll, gibt es eine Bruchlandung. Der Pilot überlebt, und gemeinsam warten sie auf einen Ersatzhelikopter.

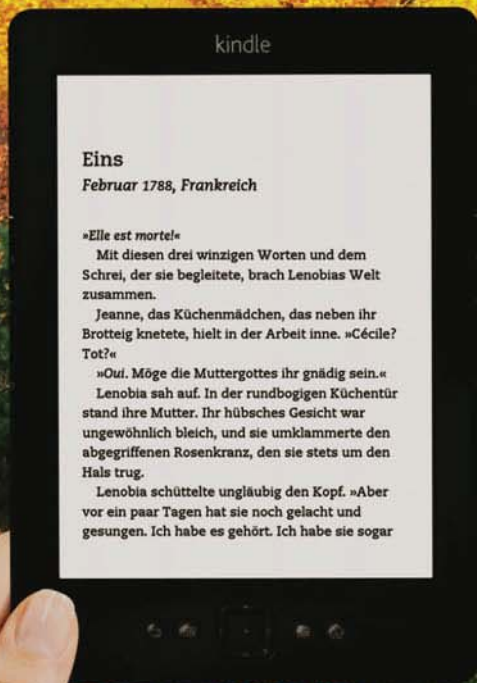
Bei dem Freund, mit dem der Schriftsteller hier unterwegs war, handelt es sich

Christoph Ransmayr: „Atlas eines ängstlichen Mannes“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 464 Seiten; 24,99 Euro.

Handelsblatt
Substanz entscheidet.

Kindle.

Jetzt nur 79€.



Für's Lesen erfunden.

Lesen in hellem Sonnenlicht
Akku-Laufzeit bis zu 1 Monat
Speichert bis zu 1.400 Bücher

um Reinhold Messner. Tatsächlich fand die Arktisreise im Juli 2002 statt. Was Ransmayr einst in seinem ersten Roman aufgrund von Aufzeichnungen und Dokumenten imaginiert hatte, erfuhr er rund zwanzig Jahre nach der Niederschrift und mehr als ein Jahrhundert nach der Expedition am eigenen Leib: die Glücksmomente, Strapazen und Gefahren auf dem „Weg durch eine stillstehende Zeit“.

Ransmayr ist längst eine unverkennbare Größe in der Gegenwartsliteratur geworden. Er hat Zeit, er nimmt sie sich. Er hat Raum, er sucht ihn sich. Er hat Mut und Beharrlichkeit. Ohne jedes Protzgehebe entschwebt er immer wieder den kurzfristigen Aufregungen und Eitelkeiten der Branche. Ich bin dann mal weg – bei ihm hat es Methode.

Der Bestsellererfolg seines zweiten Romans „Die letzte Welt“, vier Jahre nach den „Schrecken des Eises und der Finsternis“ erschienen, erlaubte ihm früh, sich den Erwartungen des Marktes zu entziehen. Der große Publikumserfolg gelang ihm ausgerechnet mit einem Roman, der im alten Rom spielt und einen antiken Dichter zum Helden hat: Ovid, den Schöpfer der „Metamorphosen“, den ein eitler Kaiser ins Exil verbannte.

Ransmayr meidet die Wiederholung, jedes seiner Bücher hat seine eigene Form. Sieben Jahre ließ Ransmayr sich Zeit für den dritten Roman „Morbus Kitahara“, eine zeithistorische Phantasie über einen alternativen Verlauf der europäischen Nachkriegsgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Elf Jahre dauerte es dann, bis 2006 das Verses „Der fliegende Berg“ folgte: eine Erzählung vom Tod in den Bergen.

Schon bei der Vorbereitung und Entstehung dieses Romans spielte die Freundschaft mit dem Bergsteiger Messner eine wesentliche Rolle. Im neuen Buch, das mit seiner Mosaikstruktur wieder ganz anderen formalen Gesetzen folgt, findet sich noch eine weitere Geschichte mit Messner: eine gemeinsame Bergbesteigung im westlichen Himalaja, eine Wanderung ohne Weg und Spur durch den Tiefschnee in einer unwirtlichen und betörenden Landschaft. „Mit unseren schweren Rucksäcken versanken wir bis an die Knie, manchmal bis an die Hüften im Schnee“, erinnert sich Ransmayr in seiner Erzählung „Die Ankunft“.

Es scheint nicht einmal sicher, ob am Ziel, einem 4000 Meter hoch gelegenen Dorf im Grenzgebiet zwischen Nepal und Tibet, überhaupt Menschen anzutreffen sind. Die Verabredung der beiden Wanderer lautet, dass jeder seine Geschwindigkeit selbst bestimme. „Also stieg und stapfte bald jeder allein“, heißt es lapidar. „Mein Freund war nach einer Stunde außer Sichtweite, erschien gelegentlich als kleiner werdende Gestalt hoch in den Steilhängen, verschwand schließlich in den Wolken.“

Bestseller

Belletristik

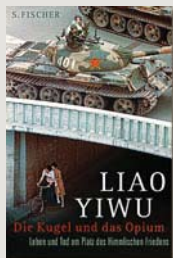
- 1 (1) **Nele Neuhaus**
Böser Wolf
Ullstein; 19,99 Euro
 - 2 (2) **Joanne K. Rowling**
Ein plötzlicher Todesfall
Carlsen; 24,90 Euro
 - 3 (3) **Ken Follett**
Winter der Welt
Bastei Lübbe; 29,99 Euro
 - 4 (7) **John Green**
Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro
 - 5 (9) **Ursula Krechel**
Landgericht
Jung und Jung; 29,90 Euro
 - 6 (10) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
 - 7 (4) **Jussi Adler-Olsen**
Verachtung
dtv; 19,90 Euro
 - 8 (5) **Charlotte Link**
Im Tal des Fuchses
Blanvalet; 22,99 Euro
 - 9 (6) **Sebastian Fitzek / Michael Tsokos**
Abgeschnitten
Droemer; 19,99 Euro
 - 10 (8) **Jilliane Hoffman**
Argus Wunderlich; 19,95 Euro
 - 11 (→) **Derek Landy**
Skulduggery Pleasant – Passage der Totenbeschwörer
Loewe; 17,95 Euro
 - 12 (11) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe
Oetinger; 17,95 Euro
 - 13 (16) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Oetinger; 18,95 Euro
 - 14 (13) **John Irving**
In einer Person
Diogenes; 24,90 Euro
- Scurriler Familienroman: Im Amerika der fünfziger Jahre entdeckt ein Heranwachsender seine Bisexualität**

John Irving
In einer Person
Roman - Diogenes
- 15 (12) **Donna Leon**
Himmliche Juwelen
Diogenes; 22,90 Euro
 - 16 (14) **Martin Suter**
Die Zeit, die Zeit
Diogenes; 21,90 Euro
 - 17 (17) **Elizabeth George**
Glaube der Lüge
Goldmann; 24,99 Euro
 - 18 (15) **Cornelia Funke**
Reckless – Lebendige Schatten
Dressler; 19,95 Euro
 - 19 (18) **Håkan Nesser**
Am Abend des Mordes
btb; 19,99 Euro
 - 20 (19) **Martin Walser**
Das dreizehnte Kapitel
Rowohlt; 19,95 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Heinz Buschkowsky**
Neukölln ist überall Ullstein; 19,99 Euro
- 2 (4) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
- 3 (5) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 4 (3) **Manfred Lütz**
Bluff! Die Fälschung der Welt
Droemer; 16,99 Euro
- 5 (2) **Jörg Kachelmann /
Miriam Kachelmann**
Recht und Gerechtigkeit
Heyne; 19,99 Euro
- 6 (8) **Peter Scholl-Latour**
Die Welt aus den Fugen
Propyläen; 24,99 Euro
- 7 (6) **Manfred Spitzer**
Digitale Demenz Droemer; 19,99 Euro
- 8 (-) **Carsten Maschmeyer**
Selfmade Ariston; 19,99 Euro
- 9 (12) **Florian Langenscheidt**
Langenscheidts Handbuch zum
Glück Heyne; 19,99 Euro
- 10 (9) **Helmut Schmidt /
Giovanni di Lorenzo**
Verstehen Sie das, Herr Schmidt?
Kiepenheuer & Witsch; 16,99 Euro
- 11 (19) **Uli Borowka mit Alex Raack**
Volle Pulle – Mein Doppelleben als
Fußballprofi und Alkoholiker
Edel Books; 19,95 Euro
- 12 (10) **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde
Hanser Berlin; 14,90 Euro
- 13 (7) **Hans-Werner Sinn**
Die Target-Falle – Gefahren für
unser Geld und unsere Kinder
Hanser; 19,90 Euro
- 14 (16) **Christoph Schlingensiefel**
Ich weiß, ich war's
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- 15 (11) **Arnold Schwarzenegger**
Total Recall – Die wahre
Geschichte meines Lebens
Hoffmann und Campe; 27,99 Euro
- 16 (13) **Daniel Kahneman**
Schnelles Denken, langsames
Denken Siedler; 26,99 Euro
- 17 (-) **Liao Yiwu**
Die Kugel und
das Opium
S. Fischer; 24,99 Euro

Der Dissident berichtet
vom Massaker auf dem
Platz des Himmlischen
Friedens 1989 und von
den Folgen für sein Leben



- 18 (14) **Neil Young**
Ein Hippie-Traum
Kiepenheuer & Witsch; 22,99 Euro
- 19 (15) **Roger Willemssen**
Momentum S. Fischer; 21,99 Euro
- 20 (18) **Gertrud Höhler**
Die Patin Orell Füssli; 21,95 Euro

Berichten könne nur einer, so hat Ransmayr vor zwölf Jahren einmal notiert, „der eine Geschichte überlebt hat, und der nun, in der Sicherheit eines geschützten Ortes, denen davon erzählt, die hier seine glückliche Rückkehr erwartet haben“.

Natürlich sind nicht alle 70 Erzählungen dieses Buchs von Gefahren und Strapazen geprägt. Aber für alle gilt, dass hier ausschließlich von Orten die Rede ist, „an denen ich gelebt, die ich bereist oder durchwandert habe, und ausschließlich von Menschen, denen ich dabei begegnet bin“, wie Ransmayr eingangs schreibt.

Durch ein unscheinbares episches Signal ist der Strom des Erkundens und Wahrnehmens verkettet. Jede der Geschichten beginnt mit derselben Formel: „Ich sah“. Was eintönig sein könnte, erzeugt nach und nach einen regelrechten Sog. „Ich sah eine rote Schwimmweste am Rand eines wogenden Treibgutfeldes im Indischen Ozean“, heißt es etwa. Oder: „Ich sah einen nackten Mann im Fernglas aus meiner Deckung hinter staubigen Feuertornsträuchern.“ Oder auch: „Ich sah eine Henkerschlinge auf der haushohen Plakatwand, die das flache Gebäude einer Grenzstation überragte.“ Oder lapidar: „Ich sah Gespenster.“

In einem einzigen Fall berichtet Ransmayr von einer Situation, die er nur vom Hörensagen kennt. Ein kleines Mädchen aus Österreich sucht auf dem Weg zur Dorfschule die Hand seines größeren Bruders, der es begleitet. Er aber ist, verstört vom elterlichen Gezanke daheim, ganz und gar unwillig, die von ihm geforderte Rolle als Beschützer zu übernehmen. Die Schwester bleibt allein in Schnee und Nebel zurück, verloren, verängstigt von einem bellenden Hund und einem herannahenden Gewitter.

Die Geschichte geht gut aus, der Bruder kehrt zurück, nimmt sie an die Hand. Doch die Frau, die ihrem Lebensgefährten Ransmayr viele Jahre später von dieser Begebenheit aus ihrer Kindheit erzählte, ist inzwischen gestorben. Die Erzählung „Mädchen im Wintergewitter“ ist ein Epitaph auf jene Johanna, mit der der Autor fast zwanzig Jahre gelebt hat.

Der „Atlas eines ängstlichen Mannes“ ist das bisher persönlichste Buch des Schriftstellers. Der Titel ist keine Koketterie. Christoph Ransmayr kann das alles deswegen so instruktiv und intensiv beschreiben, weil er kein bloßer Abenteurer ist, sondern auf eine glückliche Rückkehr hofft, auf den Moment, da er seine Notizen in die endgültige Form bringen kann – eine Form, in der das aufgehoben ist, was er mit den wachen Augen eines Menschen gesehen hat, der sich aussetzt und seine Ängste immer wieder neu überwindet, um erzählen zu können.

VOLKER HAGE



Der neue große Roman von Jenny Erpenbeck.

Platz 1
SWR-Bestenliste, Oktober 2012



„Einer der besten
Romane dieses Jahres.“

Martin Ebel, Tages-Anzeiger

www.knaus-verlag.de
KNAUS

Roman, 288 Seiten, Gebunden, € 19,99 [D]

SPIEGEL-GESPRÄCH

Die Angst vorm schwarzen Schwan

Zwölf Jahre lang war Greg Smith Investmentbanker bei Goldman Sachs. Dann hat er gekündigt und aus seiner Kritik am moralischen Verfall der Bank ein Buch gemacht. Ein Blick ins Schattenreich der Finanzindustrie.



Das Restaurant Landmarc beim Central Park in Manhattan. Früher hat Greg Smith sich hier mit seinen Kollegen von der Wall Street getroffen, doch diese Zeiten sind vorbei. Smith, 33 Jahre alt und Südafrikaner, hat 12 Jahre lang bei Goldman Sachs als Derivatehändler Milliarden verschoben, zunächst in New York, später in London. Am 14. März dieses Jahres reichte er mit dem Artikel „Why I Am Leaving Goldman Sachs“ in der „New York Times“ öffentlich seine Kündigung ein. An diesem Freitag erscheint seine Abrechnung als Buch („Die Unerstättlichen. Ein Goldman-Sachs-Banker rechnet ab“, Rowohlt Verlag). Darin ist zu lesen, die Investmentbank habe ihre alten Tugenden aufgegeben und verfolge ein System der Selbstbereicherung. Bei Goldman Sachs erhält die Belegschaft in-

zwischen Briefings, wie auf die Vorwürfe zu reagieren sei, an der Wall Street sorgte das Buch für Aufruhr. Noch nie hat sich ein Banker derart offen geäußert. Ist dies ein authentischer Blick in den inneren Kreis der Finanzwelt? Oder Zeugnis eines unzufriedenen Mitarbeiters? Greg Smith trägt trotz allem noch seine Investmentbanker-Uniform: mittelgrauen Anzug, weißes Hemd, dunkelrote Krawatte. Smith sieht mitgenommen aus.

SPIEGEL: Mr. Smith, Sie haben eine der spektakulärsten Kündigungen in der Geschichte der Wall Street hingelegt und alle Brücken hinter sich zerstört. Bereuen Sie die Entscheidung?
Smith: Ich bin im Reinen mit mir. Ich habe zwölf Jahre lang viel Herzblut in Goldman Sachs investiert. Ich habe meinen Beruf geliebt. Doch ich

kam an einen Punkt, an dem das Pendel umschlug.

SPIEGEL: Und dann haben Sie den Kontakt zur „New York Times“ gesucht.

Smith: Ich hatte mein Büro in einer Samstagsnacht zuvor schon ausgeräumt, zwei Tage vorher hat mich ein Journalist der „New York Times“ heimlich noch bei Goldman besucht, um zu überprüfen, ob ich auch echt bin. An dem Tag, als der Artikel dann erschien, habe ich acht ho-

hen Goldman-Chefs eine E-Mail mit der Kündigung geschrieben. Ich bin nicht mehr ins Büro gegangen. Denn sonst hätten sie mich dort den ganzen Tag lang festgehalten, Anwälte geholt und versucht, mich umzustimmen.

SPIEGEL: Musste Ihr Abgang ein solcher Paukenschlag sein?

Smith: Natürlich hätte ich Goldman still und leise verlassen



Das Gespräch führten die Redakteure Ullrich Fichtner und Philipp Oehmke.



Autor Smith

können. Aber ich komme aus dem Herzen dieser Industrie und wollte, dass sich die Dinge ändern. Ein System aber ändert sich nur, wenn man es zwingt.

SPIEGEL: Was muss sich denn ändern?

Smith: Früher haben wir unsere Kunden als Partner betrachtet. Später, auch durch den Druck der Finanzkrise, hat sich die Kultur verändert. Heute sieht die Bank den Kunden als ein Objekt, aus dem man Wert herauszieht. Es werden nicht mehr viele Gedanken an die langfristige Beziehung zu Kunden verschwendet, keine Gedanken mehr, ob all das noch moralisch ist. Hinter verschlossenen Türen waren viele meiner Meinung. Doch irgendwann wurde mir klar, dass niemand vorhat, dieses System jemals zu ändern.

SPIEGEL: Wenn man Ihr Buch liest, scheint es, als hätten Sie die Goldman-Kultur zunächst vergöttert: eine Elite aus intelligenten, belastbaren jungen Menschen.

Smith: Es war stets ein Rattenrennen. Aber es gab dieses ungemeine Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Atmosphäre erinnerte an eine Umkleidekabine beim Sport. Reißt niemand Witze über dich, glaubt niemand, dass du lange überleben wirst. Außerdem musst du einen Spitznamen verpasst bekommen. Sonst gehörst du nicht dazu.

SPIEGEL: Ihr Spitzname?

Smith: Springbock.

SPIEGEL: Gefiel Ihnen das?

Smith: Ja. Springbock nannte mich mein erster Boss. Als ich in die Derivateabteilung wechselte, hieß ich „The Answer“, weil ich die merkwürdige Gabe habe, mir alle möglichen Details zu merken: Wie hoch ist der Multiplikator bei diesem Derivatpapier? Wusste ich aus dem Kopf.

SPIEGEL: Kann man rückblickend sagen, dass sich in dieser Umkleidekabinenstimmung schon damals Eigenschaften gezeigt haben, die später für den Crash mitverantwortlich waren?

Smith: Jedenfalls ging es auf dem Trading-Floor bei all dem Stress auch um Spaß. Es wurde auf alles gewettet, worauf man setzen kann. Der Mindesteinsatz waren immer hundert Dollar, ein „Hundo“, wie wir sagten. Jeden Freitag wurde Kreditkarten-Roulette gespielt. Jeder schmiss seine Karte in einen Karton, ein Einsatz für jede Karte wurde festgelegt, ein „Hundo“ zum Beispiel. Dann zog man die Karten aus dem Karton, und die Karte, die übrig blieb, gewann den Einsatz. Das waren meist mehr als tausend Dollar. Das sogenannte Weekend Money.

SPIEGEL: Sie beschreiben, wie Sie an Ihrem ersten Tag allein auf dem Trading-Floor in einen Zen-artigen Zustand gerieten.

Smith: Den Tag werde ich nie vergessen. Wenn Leute einen mit zwanzig Dingen gleichzeitig bombardieren, kommt man irgendwann in einen Zustand der Ruhe. Den muss man unbedingt erreichen, sonst gerät man in Panik. Man macht Prioritätenlisten im Kopf. Auf Platz eins ist nicht Schnelligkeit, Genialität oder Risikobereitschaft. Auf Platz eins ist: Leiste dir keinen „Fat Finger“, also keinen Vertipper. Eine Null zu viel kann einen Millionenverlust bedeuten. Wenn ich auf dem Floor war, habe ich nichts gegessen, nichts getrunken, damit ich nicht pinkeln musste, bis zum Börsenschluss.

SPIEGEL: Und danach? Trinken gehen? Drogen? Frauen?

Smith: No, no, no. Okay, einmal saß ich mit ein paar Goldman-Partnern und einer barbusigen Dame in einem Whirlpool in Las Vegas. Das war's aber auch. Ich habe bei Goldman mit 75 Leuten zusammen angefangen, am Ende waren wir nur noch 7. Wenn du nicht dein bestes Tennis spielst, wirst du es nicht schaffen.

SPIEGEL: Hat Sie die Umgebung am Anfang eingeschüchtert? Ehemalige Auswahlportler, Hochintelligente, Millionärskinder.

Smith: Ja. Auf jedem Handelsparkett gibt es einen Haufen ehemaliger Athleten. Auf unserem Floor hatten wir zeitweise zwei ehemalige NFL-Footballer.

SPIEGEL: Weil die für ihre analytischen Fähigkeiten bekannt sind?

Smith: Was bringt einem Hochleistungssport bei? Hart zu sein. Schnell zu sein auf den Füßen und im Kopf. Ich habe Leute da reinkommen sehen, die wussten exakt nichts vom Finanzwesen: Aber sie waren charismatisch. Oder sehr aggressiv.

SPIEGEL: Sie schreiben auch über die sogenannten Quants: Nerds, die die Algorithmen für computergesteuerte Investments erstellen.

Smith: Nerds, aber sehr mächtig. Physiker, Mathematiker, „Raketenforscher“, wie wir sie nannten. Die tauchten in den neunziger Jahren auf, als der Derivatehandel dereguliert wurde. Da hat die Wall Street sich gedacht: Wäre doch nett, ein paar Mathegenies zu haben, die sich kom-

ANNA SCHORI / DER SPIEGEL



Goldman-Sachs-Gebäude (l.) in New Jersey, -Zentrale in New York: „Eine Atmosphäre wie in der Umkleidekabine beim Sport“

plizierte Produkte ausdenken, die derart schön aussehen, dass der Kunde nicht merkt, wie viel Gebühren er zahlt. Diese Derivate nannten wir „Blackboxes“. Es gibt sie nach wie vor überall.

SPIEGEL: Sie sind nicht verboten.

Smith: Ja, aber wir sind mit den Dingen zu Wohlfahrtsvereinen, Polizeirentenkassen oder Universitätsstiftungen gegangen – zu Leuten also, die keine Ahnung hatten – und haben ihnen versprochen, dass sie mit diesem Produkt jedes andere Papier abhängen. Auf Seite 48 der Haftungserklärung standen dann die Risiken. Alles legal, aber wenn wir von Moral sprechen, ist das Täuschung.

SPIEGEL: Am Ende hat das System nicht funktioniert.

Smith: Den Banken war das egal. Es gibt immer noch eine riesige Gehaltsblase. Ein Beispiel: Inmitten der Finanzkrise 2008 fuhr ich mit einem Managing Director von Goldman in der New Yorker Subway. Es war einer dieser Tage, an denen es aussah, als ginge die Welt zu Ende. Der Managing Director verlor die Fassung und sagte all jene Dinge, die man kurz vor einem Flugzeugabsturz sagt: „Wenn die Wall Street untergeht, sind wir alle geliefert.“ Der Typ hat als Banker mehr als zwei Millionen im Jahr verdient, aber ihm fehlte jede andere Qualifikation. Sollte die Gehaltsblase platzen, geht so jemand plötzlich runter auf 100 000.

SPIEGEL: Haben Sie eigentlich diese Finanzderivate verstanden?

Smith: Bis zu einem bestimmten Punkt.

SPIEGEL: Aber nicht vollständig?

Smith: Nein. Die Einzigen, die das vollständig verstehen, sind die Quants.

SPIEGEL: Die Nerds.

Smith: Ja. Um diese Papiere wirklich zu verstehen, muss man die Black-Scholes-Merton-Formel draufhaben, deren Erfinder dafür den Nobelpreis gewonnen haben. Nur mit ihr lassen sich Risiken und Preise für ein Derivatprodukt ermitteln. Ich garantiere Ihnen, bei jeder Bank gibt es nur eine Handvoll Leute, die das können. Das Problem mit den Quants ist, dass sie und ihre Computermodelle die Psychologie eines Produkts nicht verstehen. Sie haben sich derart auf ihre Algorithmen verlassen,

dass sie gar nicht gemerkt haben, dass ihre Modelle nicht funktionieren, wenn Leute in Panik geraten und sich irrational verhalten. Mit solchen menschlichen Schwächen konnten die Computermodelle und ihre Erschaffer nicht umgehen.

SPIEGEL: Wann haben Sie gemerkt, dass etwas falsch schlief?

Smith: 2007, ein Jahr bevor die Öffentlichkeit von der Krise erfuhr. Die Algorithmen funktionierten nicht mehr. Die Einschätzungen an der Wall Street basierten vor allem auf Analysen der Vergangenheit, sie gingen von der Kontinuität der Geschichte aus. Aber es kann immer Ausreißer geben. Das nennen wir Black Swan – etwas, das nicht vorgesehen ist. Diese schwarzen Schwäne lassen sich nicht einrechnen. In den vergangenen zehn Jahren gab es viele schwarze Schwäne.

SPIEGEL: Ihnen wurde klar, dass die Kultur bei Goldman sich verändert hatte?

Smith: Das Schlüsselerlebnis hatte ich 2008 während der Finanzkrise. Wir sind

„Der Kunde sagte uns offen ins Gesicht: Wir trauen euch Typen nicht mehr.“

zu unserem größten Kunden in Asien gereist, um zu retten, was zu retten war. Der Kunde sagte uns offen ins Gesicht: „Die Wahrheit ist: Wir trauen euch Typen nicht mehr. Wir machen mit euch nur noch Geschäfte, weil wir keine andere Wahl haben.“ Mich hat das schockiert. Der wichtigste Kunde vertraut Goldman Sachs nicht mehr! Meinem Boss war das egal. Ihn interessierte nur, dass sie weiter mit uns Geschäfte machten. Er sah den Kunden nur als eine Firma, aus der er noch zwei oder drei Jahre seine persönlichen Boni herausquetschen konnte.

SPIEGEL: Wie kam es zu dieser Wandlung?

Smith: Drei Dinge sind ab den späten Neunzigern passiert. Die Banken durften erstens plötzlich freier mit ihrem eigenen Geld spekulieren. Zweitens wurde im Jahr 2000 der Derivatehandel weiter de-

reguliert. Fortan wurden Derivate vermehrt im Dunkeln gehandelt. Das dritte Ereignis war, dass sich 2004 Goldman-Chef Hank Paulson und ein paar andere Bankenchefs dafür einsetzten, die Obergrenze für Kredithebel zu erweitern. Also dachten sich die Banken: Wir können viel Geld machen, wenn wir die Informationen unserer Kunden nehmen und selbst spekulieren. Und dann begann die Kultur der „Elephant Trades“: Jeden zweiten oder dritten Tag stand jemand auf und sagte über den Lautsprecher: „Guys, let's go out and get the biggest piece of business we can!“ Je nachdem, in welche Kategorie ein Kunde fiel, wurde er verarscht.

SPIEGEL: Es gab Kategorien für Kunden?

Smith: Ja. Kategorie eins: der „Smart Client“. Der wurde geschätzt. Mit dem hat Goldman gemeinsame Sache gemacht bei den großen Spekulationen. Sind meistens Hedgefonds. Kategorie zwei: der „Wicked Client“. Das sind die, die versuchen, die Wall Street übers Ohr zu hauen, indem sie Gerüchte streuen oder manchmal Insider-Handel betreiben. Man ist vorsichtig mit denen, aber man respektiert sie. Kategorie drei: die „Simple Clients“. Große Fondsgesellschaften oder Rentenversicherungen. Die sind oft nicht so clever, wie sie sein müssten bei den Geldmengen, die sie bewegen. Manchmal einfache Beute. Die letzte Kategorie haben wir „Clients who don't know how to ask the right questions“ genannt. Sehr gutgläubig, sie sind die Opfer der Wall Street, jene, denen exotische Papiere verkauft werden.

SPIEGEL: Den Typ des gierigen, egomanen Wall-Street-Hais kennen wir seit den achtziger Jahren: Tom Wolfes „Master of the Universe“ oder Gordon Gecko aus dem Film „Wall Street“. Kann es sein, dass Sie das einfach nicht sehen wollten?

Smith: Sehen Sie, 2002 hat Goldman für 5 Milliarden Dollar eigene Papiere verkauft. Fünf Jahre später waren es 31 Milliarden. Aber der Öffentlichkeit erzählten sie, sie würden der Wirtschaft dienen. Goldman hat den größten Teil seines Geschäfts in einen Bereich verlegt, den ich nicht für besonders moralisch oder durchschaubar

halte. Wir haben sogar gegen unsere Kunden gewettet. Banken operieren inzwischen wie Hedgefonds – mit dem Unterschied, dass die Banken jedermann in die Karten gucken können. Goldman war mal der Goldstandard. Das haben wir weggeschmissen mit unserer Jagd nach mehr und mehr Geld.

SPIEGEL: Sehen Sie sich als Verräter?

Smith: Mir ist klar, dass die ältere Generation von Tradern glaubt, Loyalität sei das Wichtigste. Aber bis heute haben wir die Probleme, die zur Finanzkrise führten, nicht beseitigt. Wir haben einen berstenden Damm mit ein bisschen Klebeband gestopft. Derivate sind nach wie vor so undurchsichtig, wie sie stets waren. Die Banken ziehen ihre Kunden immer noch ab. In internen E-Mails werden Kunden „Muppets“ genannt. Also Trottel.

SPIEGEL: Goldman Sachs hat die Firmen-E-Mails nach dem Wort „Muppets“ gescannt: Es sei darin fast immer um den „Muppets“-Film gegangen.

Smith: Das Wort „Muppet“ ist doch nicht das Problem. Jeder benutzt ständig Ausdrücke. Das Problem ist die Haltung. Dass man stolz darauf ist, gerade einen Rentenfonds ausgetrickst zu haben, der nun zwei Millionen Dollar mehr zahlt, weil er das Produkt nicht versteht. Du rätst deinen Kunden, in europäische Banken zu investieren, während du selbst gerade gegen sie wettetest.

SPIEGEL: Goldman Sachs lässt durchsickern, Sie seien ein frustrierter Mitarbeiter, dessen Gehaltsforderungen abgelehnt wurden. Man sei unzufrieden mit Ihnen gewesen, bei den Beurteilungen seien Sie in der unteren Hälfte geblieben, man habe sogar überlegt, Sie zu entlassen.

Smith: Es enttäuscht mich, dass Goldman selektive Informationen streut. In meinen letzten Personalgesprächen bekam ich nur exzellente Beurteilungen. Ich weiß nicht, ob Goldman diese Beurteilungen nun nachträglich manipuliert hat.

SPIEGEL: Sie haben am Ende 500 000 Dollar inklusive Boni verdient. Gilt das nach zwölf Jahren in der Firma als gut?

Smith: Es war mehr als 500 000. Goldman tut jetzt so, als wäre es ungewöhnlich, dass so jemand wie ich mehr Geld fordert. Das ist aber normal. Jedes Jahr gibt es ein Gespräch mit einem Vorgesetzten, in dem man zwei Fragen beantworten muss: Was willst du verdienen? Und wo soll deine Karriere hingehen? Jeder will da mehr Geld, jeder befördert werden. Wenn man das nicht täte, würde man wahrscheinlich entlassen. Goldman versucht logischerweise jetzt jemanden zu killen, der unangenehme Fragen stellt.

SPIEGEL: Sie wirken wie jemand, der sehr geliebt hat und bitter enttäuscht wurde.

Smith: Ich habe den Job geliebt. Das ist korrekt.

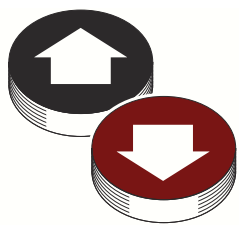
SPIEGEL: Mr. Smith, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Kinder SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Jetzt am Kiosk
für 3,40 Euro
oder im Abo unter
www.deinspiegel.de/abo



Das Nachrichten-Magazin für Kinder.



Unser Mann im Hades

FILMKRITIK: In „Skyfall“ taucht James Bond ins Jenseits ab und feiert furios Auferstehung.

Film ist Film, und ein WikiLeaks-Schrat kann eigentlich kein Bond-Schurke sein – trotzdem werden Julian Assange und seine Freunde an dem neuen James-Bond-Abenteuer „Skyfall“ keine rechte Freude haben. In diesem Werk ist der Mensch, der militärische Geheimnisse für jedermann zugänglich ins Netz stellt, sehr böse; er sorgt für Aufruhr in fernen Ländern und für die Enthauptung diverser Terroristenunterwanderer; und er hat nicht bloß schrecklich helles, zu einer Idiotenfrisur gestriegeltes Haar, sondern ist dazu noch von einer sexuellen Hyperaktivität angetrieben, die beim Kinopublikum für einige Heiterkeit sorgen wird.

Javier Bardem verkörpert in „Skyfall“ jenen Gegenspieler, der nach ehrwürdiger Tradition dem Geheimagenten 007 das Überleben schwermacht und die Weltherrschaft praktisch in der Tasche hat. Bardems Filmbösewicht heißt Silva und hat das Internet in seinem Krakengriff, er kann beliebig hetzen, auf fremde Computer zugreifen und sogar im Chefbüro des britischen Geheimdienstes MI6 Verheerungen anrichten, die der von Judi Dench gespielten Führungskraft M die Zornesröte ins götig zerknitterte Gesicht zaubern.

Dazu ist Silva scharf auf Bond. Das kostet den Agenten ein Lächeln. Charmant lässt Bond durchblicken, gelegentliches Schwulsein verstehe sich für ihn von selbst.

„Skyfall“ ist der dritte James-Bond-Film nach „Casino Royale“ und „Ein Quantum Trost“, für den sich Daniel Craig in die Agentenrolle hineintrainiert hat – und er ist sicher der furioseste und auch lustigste dieser drei Filme. Man sieht Motorradverfolgungsjagden über die Dächer und durch den Basar von Istanbul oder eine entgleiste U-Bahn, die in ein Londoner Kellergewölbe donnert. Doch nicht aus den Explosionen, zerberstenden Gemäuern und Superstunts entsteht die Kraft dieses Films, der den Zuschauer 143 Minuten lang in

seinen Bann zieht, sondern aus der Ruhe, mit welcher der Regisseur Sam Mendes dieses James-Bond-Abenteuer erzählt.

Mendes zeigt den Helden Bond endlich nicht mehr als grundsätzlich fragwürdige Figur. Er schenkt ihm ein Seelenleben. Statt, wie es die bisherigen Craig-Bond-Filme taten, seine Zuschauer ständig mit dem Zweifel zu piesacken, ob der Held noch zeitgemäß sei, ist dieser Bond stolz auf seine Macken. Seine Leidenschaft ist die Jagd, egal ob es um Mistkerle, um Frauen oder um Autos geht. Seine kindli-

che Schwäche ist der Spaß am Herumbalieren. Auch wenn seine Hand leicht zittert. Bonds verlorene Leichtigkeit hat vielleicht damit zu tun, dass Daniel Craigs Figur eine gewisse Verbissenheit ins Gesicht gemeißelt ist. Er ist immer noch der Typ, der in „Casino Royale“ auf die Bond-Frage, ob er seinen Martini gerührt oder geschüttelt trinke, geantwortet hat: „Sehe ich aus, als ob mich das interessiert?“ Auch die Sache mit den Frauen ist für diesen Kerl in erster Linie: Arbeit. Die Spielcasino-Schönheit Bérénice Marlohe, diesmal Bond-Girl Nummer eins, beflirtet Craig mit dem Putin-Lächeln des zähen Kämpfers. Einzig mit seiner taffen Agentenkollegin Eve (Naomie Harris) findet dieser Bond auch im Bett ein Quantum Lust.

Abgründe tun sich in „Skyfall“ gleich zweimal auf. Kurz nach Beginn wird Bond von einer Kugel getroffen, stürzt von einer

Brücke und taucht ins tiefe Wasser. Dann ist er Tage und Wochen verschwunden. Wir Kinozuschauer sehen ihn beim Schnapssaufen in Spelunken, wo Skorpione auf dem Tresen lungern, und am Strand eines düsteren Meeres. James Bond ist unser Mann im Hades, und als er aus der Unterwelt zurückkehrt, tut dieser Bruder des Orpheus seine Erlebnisse grimmig ab. Jeder Mann brauche ein Hobby, sagt er, wie heiße wohl seines? „Auferstehung.“

Noch düsterer als die Todeslandschaft zu Beginn ist die Seelenödnis, in der Bond und sein Feind Silva zum Showdown antreten. Bond verschanzt sich mit seiner Dienstherrin und Übermutter M im Haus seiner Kindheit. Das liegt, so hat es sich sein Erfinder Ian Fleming ausgedacht, im schottischen Hochland. Nach dem Unfalltod der Eltern wurde der kleine Bond dort angeblich großgezogen – in einem Geisterhaus, wie Mendes uns jetzt zeigt. Natürlich geht kaputt, was kaputtgehen kann, Bond aber sieht die Zerstörungen wie jeder Seelenklemmerpatient, der Schlussstriche zieht: „Ich habe den alten Kasten eh nie gemocht.“

Wie wird es weitergehen mit Bond? Wahrscheinlich verschlägt es ihn demnächst

nach Wattenscheid. Denn dort wartet das nächste, härteste Kindheitstrauma auf den Agenten Ihrer Majestät. Ian Fleming hat ihm Wattenscheid im Ruhrgebiet als Geburtsort zugedacht. Ausgerechnet! Die Eltern waren auf Reisen, als der kleine James dort geboren wurde, an einem Novembertag. James Bond – in Eton und Cambridge geschult, in den Armen toller Frauen zum Mann gereift, beim MI6 mit der Lizenz zum Töten bestückt. Aber im Herzen bis heute: ein Typ aus Wattenscheid.

WOLFGANG HÖBEL



„Skyfall“-Darsteller Marlohe, Craig: Sex ist Arbeit

2012 SONY PICTURES RELEASING



Video:
Ausschnitte aus
„Skyfall“

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app442012skyfall

Kinostart: 1. November.



Die Welt gehört denen,
die nicht lang fackeln,
sondern für was brennen.

DIE WELT GEHÖRT DENEN, DIE NEU DENKEN.

DIE  WELT

Ihre Meinung zu BILD, Uli Hoeneß?

Ihr habt die
meisten Fans und
die meisten Gegner.



Dir Deine Meinung!

BILD bedankt sich bei Uli Hoeneß für seine ehrliche und unentgeltliche Meinung.
Übrigens: BILD informiert und unterhält täglich 12,31 Mio.* Leser. Mehr Infos auf www.fakten.bild.de

AFFÄREN

„Schweigen, abwarten“



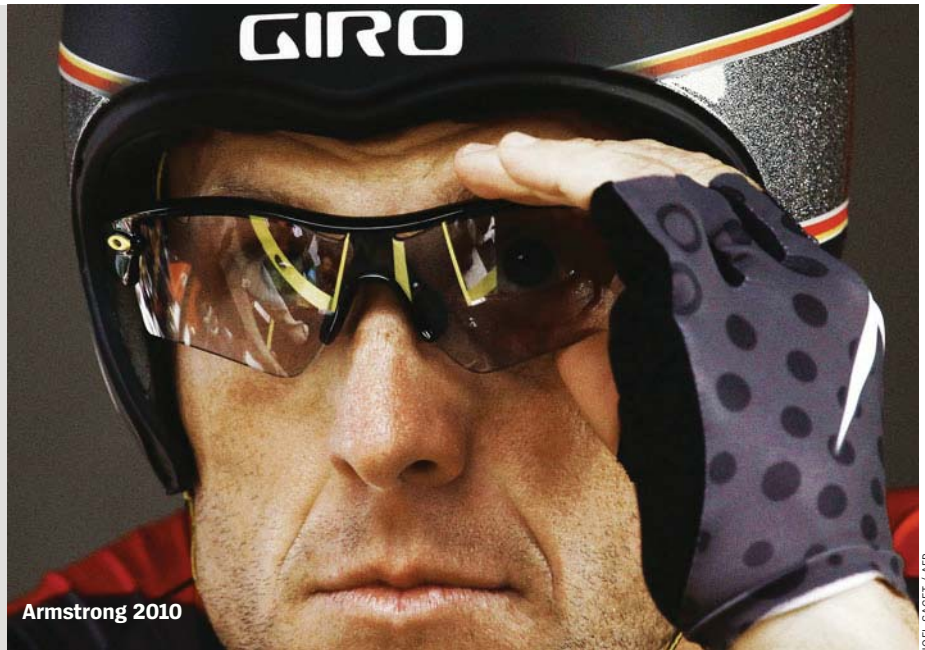
Der Heidelberger Rechtsanwalt Michael Lehner, 57, über mögliche juristische und finanzielle Konsequenzen für Lance Armstrong

SPIEGEL: Armstrong sind die sieben Siege bei der Tour de France wegen Dopings aberkannt worden, der Amerikaner soll seine Siebprämien zurückzahlen. Außerdem haben Sponsoren wie Nike oder Oakley ihre Verträge mit ihm gekündigt. Könnten auch sie Geld zurückverlangen?

Lehner: Wohl kaum. Seine Leistung als Werbeträger hat Armstrong während der Laufzeit der Verträge erfüllt, und die Firmen haben davon profitiert. Einfach gesagt: Nike hat dank Armstrong in der Vergangenheit vermutlich mehr Produkte verkauft, als es ohne ihn der Fall gewesen wäre.

SPIEGEL: Nun aber leidet Nike, lange Zeit eng mit Armstrong verbunden, unter dessen Image-Absturz. Muss er diesen Schaden ersetzen?

Lehner: Wie sollte sich der nachweisen und beziffern lassen? Wir reden von einem Schaden, der erst noch eintreten müsste: dass Nike künftig tatsächlich weniger verkauft. Und dann stellte sich die Frage, ob das daran läge, dass sie früher mit jemandem geworben haben, der sich nun als Doper erweist. Alles juristisch sehr dünn.



Armstrong 2010

JOEL SAGET / AFP

SPIEGEL: Armstrong hat seine Strafe als Sportler bekommen, gibt aber nichts zu. Würde ein Geständnis einen Unterschied ausmachen?

Lehner: Nein. Ich gehe davon aus, dass das, was gegen ihn vorliegt, in einem rechtsstaatlichen Verfahren jederzeit zum Beweis taugen würde. Das Material überzeugt, vor allem wegen der vielen Zeugenaussagen. Er könnte höchstens Zeit gewinnen. Vermutlich sagt er nichts, weil er strafrechtlich auf eine Verjährung hofft. Seine Anwälte werden ihm deshalb raten: schweigen, nichts zugeben, abwarten.

SPIEGEL: Erst im Februar hatte die Staatsanwaltschaft in Los Angeles Ermittlungen gegen Armstrong und sein damaliges US-Postal-Radteam eingestellt. Es ging um Missbrauch von Steuergeldern. Was passiert dort nun?

Lehner: Wenn ein Ermittlungsverfahren eingestellt wird, ist das kein Freispruch. Es kann bei neuen Erkenntnissen jederzeit wiederaufgenommen werden. Armstrong muss das fürchten.

SPIEGEL: Ihm droht ja noch weiterer Ärger. Das Versicherungsunternehmen SCA Promotions zog gegen Armstrong vor Gericht und musste ihm 2006 eine Prämie von fünf Millionen Dollar auszahlen, trotz eines damals schon bestehenden Dopingverdachts. Wie stehen Armstrongs Chancen, dieses Geld behalten zu können?

Lehner: Anders als Sponsorengelder sind Prämien an Erfolge geknüpft. Der Zusammenhang ist eindeutig: Niemand zahlt eine Prämie aus, wenn der Erfolg mit unsauberen Mitteln erzielt worden ist. Auch hier kann das Verfahren wiederaufgenommen werden.

TALENTSUCHE

Özils fürs Tennis

Deutsche Tennisvereine sollen verstärkt Kinder aus Einwandererfamilien für sich gewinnen, um die Nachwuchsprobleme vor allem bei den Männern zu lösen. Das fordert Carl-Uwe Steeb, Vizepräsident des Deutschen Tennis Bundes. „Solche Kinder führt das Leben normalerweise nicht in einen Tennisclub. Die Barrieren sind zu hoch“, sagt Steeb. „Das kann man aber ändern, etwa durch Kooperationen von Schulen und Vereinen. Oder indem ein Club einmal pro Woche zum Trai-



Kinder beim Tennistraining

GETTY IMAGES

ning einlädt, speziell Jugendliche aus solchen Familien.“ Vorbild sei die Entwicklung im Fußball. „Wenn man heute die Nationalmannschaft sieht mit all den Özils und Podolskis, dann sind wir im Tennis weit davon entfernt“, sagt der ehemalige Davis-Cup-Sieger. „Aber unser Ziel muss es sein, auch dort hinzukommen.“ Um den Rückgang der seit 1994 sinkenden Mitgliederzahlen zu stoppen, seien außerdem Investitionen bei den Vereinen nötig. „Wenn jemand heute zum Sport geht, ob ins Fitnessstudio oder auf die Anlage eines Trendsports, dann ist da alles nagelneu und modern.“ In vielen Tennisclubs dagegen, so Steeb, sehe es aus wie vor 40 Jahren.

AFFÄREN

Bernies Gesetze

Formel-1-Herrscher Bernard Charles Ecclestone muss damit rechnen, in München angeklagt zu werden. Viele sähen ihn gern vor Gericht. Mit 82 Jahren kämpft er um sein Lebenswerk.

Der Mann, der Bernie Ecclestone zu Fall bringen könnte, hat über sein eigenes Leben die Kontrolle verloren. Gerhard Gribkowsky plagen seit Monaten Schmerzen in der Schulter, auch zum Zahnarzt müsste er mal. Aber er kann zur Untersuchung nicht einfach in eine Praxis gehen. Er muss Anträge stellen, auf Genehmigungen hoffen. Und warten. Bis erlaubt wird, dass ein Arzt kommt. Gribkowsky selbst darf seine Unterkunft nicht verlassen. Es ist die Justizvollzugsanstalt München-Stadelheim.

In seinem früheren Leben ist Gribkowsky als Banker viel in der Welt des Geldes unterwegs gewesen. Jetzt, mit 54 Jahren, sitzt er im Gefängnis, weil ihm das Geld zu Kopf gestiegen war. Verurteilt wurde er Ende Juni zu achteinhalb Jahren wegen Bestechlichkeit, Untreue und Steuerhinterziehung. Danach hoffte er auf Milde, zum Beispiel darauf, als Freigänger eine Weile draußen bleiben zu können, wenigstens so lange, bis das Urteil des Landgerichts München I rechtskräftig wird. Gericht und Staatsanwaltschaft war das Risiko der Flucht zu hoch. Antrag abgelehnt.

Nun teilt er sich eine Zelle mit wechselnden Häftlingen, einer war dem Selbstmord nahe. Gribkowsky redete mit ihm, damit er sich nicht aufhängt, wie es in Nachbarzellen wiederholt geschieht. Um den Knastalltag zu ertragen, bleibt Gribkowsky der Gefängnisseelsorger.

Er hätte gern ein paar Zugeständnisse, die ihm die Haft erleichtern oder sogar verkürzen. Zu verlieren hat er ohnehin nichts mehr. Und er weiß angeblich viel. Das macht ihn zum idealen Kronzeugen der Münchner Staatsanwaltschaft.

Sie bereitet derzeit eine Anklage gegen Bernard Charles Ecclestone vor, den Boss der Formel 1, und schon im November könnte es so weit sein. Belastet wird Ecclestone vor allem von Gribkowsky. Dessen Aussagen sollen helfen, den Briten der Bestechung zu überführen. Der Bestoche-ne soll auf den Bestechenden zeigen, und es sieht so aus, als ergreife Gribkowsky diese Chance, seine Lage zu verbessern.

Käme es vor dem Landgericht tatsächlich zum Prozess, dann wäre das Verfahren gegen Gribkowsky bloß der Auftakt

gewesen für das wahre Spektakel: Ecclestone vor dem Richter. Im Saal säße ein greiser Unternehmer als Angeklagter, klein an Statur und groß an Einfluss, ein Milliardär, der seinen Reichtum mit Cleverness angehäuft hat und es gewohnt ist, nach eigenen Gesetzen zu handeln, Bernies Gesetzen. Es ginge, ganz praktisch, darum, ob Ecclestone weiterarbeiten könnte als oberster Manager der Formel 1 oder seinen Posten aufgeben müsste.

Hinter dem Kronzeugen Gribkowsky steht ein ganzer Schwarm: Juristen, Ban-



Angeklagter Gribkowsky
Von Ecclestone geschmiert?

ken, Politiker, Geschäftsleute und Konzerne haben jeweils ihr eigenes Interesse daran, dass Ecclestone vor Gericht zapelt. Sie wollen sich mit ihm als Beute schmücken, sie wollen etwas von seinem Geld abhaben oder ihn loswerden, weil seine Methoden ihnen nicht passen.

Am Ende stünde die Frage: Was bleibt übrig vom Lebenswerk des 82-Jährigen?

Seit 40 Jahren kümmert sich der Brite um die Formel 1, mit viel List hat er aus einem Wanderzirkus die ertragreichste Roadshow der Welt gemacht. Er versteht es, die Gier der Menschen für seine Zwecke einzusetzen. So hat es immer funktioniert. Bis jetzt.

Ecclestone und seine Familienstiftung hatten Gribkowsky 44 Millionen Dollar gezahlt, und der kassierte das Geld, heimlich über eine eigene Stiftung in Österreich und vorbei am deutschen Fiskus. Als Risikovorstand der Bayerischen Landesbank, der BayernLB, hatte er 2005 dafür gesorgt, dass deren Anteile an der Formel-1-Holding bei einem Käufer landeten, der dem Chefmanager genehm war. Ecclestone hatte im vergangenen November als Zeuge vor Gericht eingeräumt, Gribkowsky all die Millionen gegeben zu haben, sagte aber, er habe sich von ihm erpresst gefühlt. Das halten die Ermittler für eine Ausrede. Sie glauben, was Ecclestone weiterhin bestreitet: dass er den Banker schlicht geschmiert habe.

In seinem eigenen Prozess hat Gribkowsky zum Schluss so ziemlich alles zugegeben, was ihm vorgeworfen wurde, und dafür ein milderer Urteil bekommen. Drei Wochen nach seiner Verurteilung erweiterte er seine Aussagen sogar um einen wichtigen Punkt – diesmal als Zeuge gegen Ecclestone. Fünfmal vernahmen ihn die Staatsanwälte in dieser Sache, innerhalb von nur zwei Wochen. Am 18. Juli gab Gribkowsky in Raum C 530 zu Protokoll, Ecclestone habe ihn mehrmals als „civil servant“ oder „civil servant banker“ bezeichnet. Und die Bank gern als „Beamtenladen“.

Die BayernLB gehört teilweise dem Freistaat, und Gribkowsky behauptet auf einmal, der Formel-1-Chef habe das gewusst. Würde das stimmen, dann hätte Ecclestone laut Staatsanwaltschaft einen Amtsträger korumpiert. Ecclestone allerdings will Gribkowsky nie so bezeichnet haben. Vorerst steht Aussage gegen Aussage. Aber die Staatsanwälte sehen darin Grund genug, die Anklage gegen Ecclestone voranzutreiben.

Dass die Münchner so eifrig ermitteln, liegt womöglich auch daran, dass ihr Ruf etwas gelitten hat. Die Strafverfolger führten in den vergangenen Jahren einige Korruptionsverfahren gegen Großkonzerne wie MAN, Siemens oder Ferrostaal, die allesamt mit großer Bugwelle begannen. Meist endeten sie mit Geldbußen. Das spülte zwar Millionen in die

ALEXANDRA BEIER / GETTY IMAGES



Staatskasse, zu Haftstrafen verurteilt wurde jedoch kaum einer der Bosse.

Im bayerischen Justizministerium schaut man deshalb interessiert auf die Arbeit der Münchner Ermittler. In der Behörde heißt es, vor den Landtagswahlen im nächsten Jahr solle der Eindruck vermieden werden, „Großkopferte“ wie Ecclestone könnten sich mit Geld vor einem Prozess drücken. Und falls Ecclestone im Fall einer Verurteilung zusätzlich etwas zahlen müsste, könnte sich das Finanzministerium auch gleich freuen.

So viele Feinde. Und es sind noch mehr. Nicht nur die Politik, sondern auch frühere Eigentümer der Formel 1, die sich geprellt fühlen, setzen Ecclestone zu. Seit 2000 ist die Rennserie durch viele Hände

Peter Gauweiler, des Nächsten aus dem Schwarm von Ecclestones Feinden.

Der Münchner CSU-Politiker hat beste Kontakte, und er macht Druck, wo er nur kann. So hatte er der Staatsanwaltschaft ein Schreiben geschickt, das offenbar gewirkt hat. Gauweiler wies darauf hin, dass sich die BayernLB ja vielleicht der Untreue schuldig mache, wenn sie Ecclestone nicht auf Schadensersatz verklage und damit womöglich auf Millionen verzichte, die ihr zustünden. Die Staatsanwaltschaft fand das ebenfalls nicht abwegig und leitete ein Prüfverfahren ein.

Seit voriger Woche möchte die BayernLB, Gribkowskys frühere Bank, sehr viel mehr Geld von Ecclestone sehen, als sie lange Zeit gefordert hatte: nun insge-

siert. In seinem eigenen Prozess hatte Gribkowsky noch darauf bestanden, damit das Optimum für seine Bank herausgeholt zu haben. Knapp einen Monat später gibt er an, es sei viel mehr drin gewesen. Was soll denn nun stimmen?

Ecclestone hat seinen Gegnern immer offen ins Gesicht geschaut. Auch einem Showdown auf der Anklagebank, mit Gribkowsky gegenüber, sehe er „geohnt kampfeslustig“ entgegen. Sagen Vertraute von Ecclestone.

Er betont seine Unschuld. Die 44 Millionen Dollar, die er Gribkowsky zuschanzte? Ecclestone bleibt dabei, er habe sich von dem Banker unter Druck gesetzt gefühlt. Es sei zu befürchten gewesen, dass Gribkowsky den britischen Finanz-



Fahrerfeld der Formel 1 in Monte Carlo: Aus einem Wanderzirkus machte Ecclestone die ertragreichste Roadshow der Welt

gegangen. Zuerst hatte sich die New-Economy-Sternschnuppe EM.TV eingekauft, dann übernahm die Kirch-Mediengruppe, und als die pleiteging, landeten die Anteile bei Kirchs Hauptgläubiger, der BayernLB. Vielen aus diesem Kreis käme es sehr gelegen, wenn Ecclestone vor Gericht gezerrt würde. Sie wittern eine Chance, an sein Geld heranzukommen.

Es geht so weit, dass die Constantin Medien AG mitmischte, eine Produktionsfirma von Filmen und Sportsendungen, die kaum etwas mit der Formel 1 zu tun hat. Doch weil sie aus EM.TV entstand und somit als Rechtsnachfolgerin gilt, erhebt auch sie Ansprüche. In London hat sie Ecclestone auf Schadensersatz in Höhe von 171 Millionen Dollar verklagt. Nun hofft sie darauf, dass die Ermittlungen gegen Ecclestone in München zu ihren Gunsten ausgehen. Inzwischen hat sie dort Akteneinsicht bekommen, auf monatelanges Drängen ihres Anwalts hin:

samt 416 Millionen Dollar. Fast alles davon, 350 Millionen, als Schadensersatz für einen zu geringen Verkaufspreis der Formel 1. So hat sie es angekündigt.

Denn auch sie durfte inzwischen in die Vernehmungsprotokolle blicken, die Staatsanwaltschaft hatte zugestimmt. Nun weiß auch die Staatsbank, was Gribkowsky nach seiner Verurteilung plötzlich so alles eingefallen war. Und dass er sich dabei in einem Punkt korrigierte, der die BayernLB betrifft. Mit seinem „Wissen von heute“, so hatte Gribkowsky es am 18. Juli ausgesagt, sei die Formel 1 zum Zeitpunkt des Verkaufs an den Finanzinvestor CVC deutlich mehr wert gewesen als damals angesetzt. Bezogen auf deren Anteile wären das für die BayernLB knapp 350 Millionen Dollar zusätzlich gewesen. Deshalb hätte er als Bankvorstand eigentlich versuchen müssen, „einen höheren Preis zu erzielen“.

Tatsächlich hatte die BayernLB damals 837 Millionen Dollar für die Formel 1 kas-

siert. In seinem eigenen Prozess hatte Gribkowsky noch darauf bestanden, damit das Optimum für seine Bank herausgeholt zu haben. Knapp einen Monat später gibt er an, es sei viel mehr drin gewesen. Was soll denn nun stimmen?

Ecclestone hat seinen Gegnern immer offen ins Gesicht geschaut. Auch einem Showdown auf der Anklagebank, mit Gribkowsky gegenüber, sehe er „geohnt kampfeslustig“ entgegen. Sagen Vertraute von Ecclestone.

Er betont seine Unschuld. Die 44 Millionen Dollar, die er Gribkowsky zuschanzte? Ecclestone bleibt dabei, er habe sich von dem Banker unter Druck gesetzt gefühlt. Es sei zu befürchten gewesen, dass Gribkowsky den britischen Finanz-

mas, 64. Der Düsseldorfer Jurist gehört zu den scharfsinnigsten Strafrechtlern der Republik.

Ecclestones Verteidiger verfolgen das Ziel, einen Prozess zu verhindern. Denn käme es zu einer Anklage, könnte ihr Mandant die Formel 1 womöglich nicht weiterführen, wenigstens so lange, bis alle Vorwürfe geklärt wären. Das könnte Jahre dauern, und so arbeiten sie offenbar auf einen Deal mit den Strafverfolgern hin, damit das Verfahren gegen Zahlung einer Millionenbuße eingestellt wird, sei sie auch empfindlich hoch.

Erst Anfang Oktober ging bei der Staatsanwaltschaft ein weiteres Schreiben ein, knapp 150 Seiten dick. Darin erwidern Ecclestones Anwälte die Bestechungsvorwürfe und bieten auch an, dass der Formel-1-Boss „nach vorangehender Absprache“ zu einer Vernehmung nach München käme. Mit einiger juristischer Brillanz und Spott versuchen sie, Gribkowskys Glaubwürdigkeit zu zerpfücken. Der verurteilte Banker wird als notorischer Lügner dargestellt, der aus Raffgier selbst beste Freunde hintergangen habe.

Dem Kern von Gribkowskys Anschuldigungen, dass Ecclestone ihn als Amtsträger wahrgenommen habe, widmen sich die Anwälte intensiv. Warum habe Gribkowsky diesen Vorwurf nicht bereits in dem Prozess gegen sich zur Sprache gebracht? Wieso habe sich Gribkowsky erst am 18. Juli, bei seiner dritten Anhörung als Zeuge, an den Begriff erinnert? Weshalb tauche die Passage so seltsam unvermittelt in dem neunseitigen Protokoll auf, ohne erkennbaren Zusammenhang zu Gribkowskys weiteren Aussagen?

Unterschwellig fragen sie damit: Hatte Gribkowsky sich erst Hafterleichterungen zusichern lassen, bevor er Ecclestone belastete und sein Vorwurf an beliebiger Stelle im Protokoll landete? Diesen Verdacht weisen die Staatsanwälte von sich.

Viel kann Ecclestone nicht daran gelegen sein, die Auseinandersetzung vor Gericht zu suchen. Vielleicht kämen die Ankläger dann auf die Idee, grundsätzlich nach Ecclestones Geschäftsgebahren zu fragen. Zeugen könnten im Gerichtssaal aufmarschieren und munter über Ecclestones Methoden plaudern, weil sie es für ganz normal halten, wie er die Formel 1 führt.

Als Ecclestone Anfang der siebziger Jahre den Rennzirkus übernahm, hatte er es mit Teamchefs zu tun, die lieber an ihren Autos als an Vertragsklauseln herumschraubten. Ecclestone verschaffte ihnen Geld, indem er die lästigen Verhandlungen mit den Betreibern von Renn-

strecken und Fernsehsendern führte. Dass dabei Millionen um Millionen bei ihm hängenblieben und er nur ein paar Prozente weiterreichte, nahmen sie lange hin. Sie verdienten ja immer noch genug.

Egal wem die Formel 1 gehörte, Ecclestone blieb der Boss, der Mann, der die Dinge regelt. Er spielt Leute gegeneinander aus und schafft Abhängigkeiten in einem System aus Geschäft und Gegengeschäft. „Je näher man ihm ist, desto mehr hat er einen in der Hand“, sagt ein Teammanager. „Wenn er etwas für dich tut, solltest du schnell etwas für ihn machen, um quitt zu sein.“

Sogar als Autokonzerne sich in großem Stil in der Formel 1 engagierten und mehr von den Einnahmen abhaben wollten,

Geschäftspraktiken zu verhindern. Es könnte sogar deutlich teurer werden.

Denn noch steht Daimler unter Bewährung. Verstößt der Konzern in nächster Zeit gegen die Auflagen, droht ihm eine Milliardenstrafe. Deshalb fürchtet er den geringsten Anlass, der ihn mit Korruption in Verbindung bringen würde. Womöglich reicht es schon aus, wenn sein Geschäftspartner Ecclestone in München überführt werden würde. Bereits bei einer Anklage sähen sich die Stuttgarter zum Handeln gezwungen. Einen Prozess, gar ein Urteil, wollen sie nicht abwarten. „Wir würden vorher reagieren“, sagt ein Spitzenmanager. Es bliebe nur die Wahl, aus der Formel 1 auszusteigen – oder Ecclestones Absetzung zu fordern.

Nicht einmal in seinem Inner Circle gilt Ecclestone noch als unantastbar. Wie die Londoner „Times“ berichtet, soll Formel-1-Hauptaktionär CVC Headhunter beauftragt haben, einen Nachfolger ausfindig zu machen für den Fall, dass Ecclestone vor Gericht landet. Zudem macht es die Wirtschaftskrise in Europa und Amerika den Teams schwer, Sponsoren aufzutreiben. Auch die Rennwagenteknik ist zu teuer. Um die Kosten zu begrenzen und das Überleben zu sichern, müssten sich alle Teamchefs auf verbindliche Limits einigen. Das misslingt. Einen Rennstall wie Red Bull interessiert es wenig, Geld zu sparen, weil in seinem Fall genug Geld da ist.

Ecclestone unternimmt nichts, um dieses Problem zu lösen. Er könnte die Teams dazu bringen, klare Regeln für alle aufzustellen, dazu hätte er die Macht.

Aber dazu müsste er sich komplett anders verhalten, als er es immer getan hat. Er müsste die Teams einen, statt sie wie üblich aufeinander losgehen zu lassen und so seine Position abzusichern. Er spielt sein altes Spiel weiter.

Offen Kritik zu äußern traut sich keiner. Kaum jemand kann sich recht vorstellen, dass es eines Tages eine Formel 1 ohne den Paten geben könnte, der mit ein paar leisen Worten Millionen verschieben und Karrieren fördern oder zerstören kann. Ecclestone kann es sich ja selbst nicht vorstellen. „Ich werde hier bleiben, arbeiten, bis ich sterbe“, sagte er vor einem Jahr, zu der Zeit, als er als Zeuge gegen Gribkowsky aussagte. „Der Tag, an dem ich nicht im Büro auftauche, ist der Tag, an dem sie mich in mein Grab runterlassen.“

Oder es ist der Tag, an dem er nach München zurückkehrt, weil ihm dort der Prozess gemacht wird.



Formel-1-Chef Ecclestone*: „Gewohnt kampfeslustig“

scheiterten sie an Ecclestones Gerissenheit. Vor ein paar Jahren drohten die Hersteller, eine Konkurrenzserie aufzuziehen. Ecclestone köderte daraufhin Ferrari mit einem Bonus von 100 Millionen Dollar. Teuer, aber effektiv: Ferrari nahm das Angebot an und blieb. Damit war die Front von Ecclestones Gegnern gesprengt.

Doch die Welt um die Formel 1 hat sich geändert, und die Frage ist, wie sehr Ecclestone das kapiert. Ob überhaupt.

Korruption ist ein Delikt, das in vielen Ländern mittlerweile streng verfolgt wird. Daimler, mit der Marke Mercedes in der Formel 1 am Start, bekommt das gerade zu spüren. Der Autohersteller ist in den USA von Börsenaufsicht und Justizministerium der Korruption in 22 Ländern beschuldigt worden und hat sich mit den Behörden auf eine vorläufige Buße geeinigt. Daimler zahlte 185 Millionen Dollar und verpflichtete sich, künftig unsaubere

* Mit Partnerin Fabiana Flosi 2011.

MITTWOCH FÜR **MORDSKERLE**

PRISON BREAK

DIE US ERFOLGSSERIE
21:05

ALCATRAZ

DIE NEUE SERIE IM FREE TV
20:15

MITTWOCHS
20:15

RTL**NITRO**

FERNSEHEN FÜR HELDEN

Der neue Free TV Sender ist empfangbar
über Satellit, digitales Kabel und IPTV.

RTL**NITRO**.DE

Tatort „Tatort“

Was ist noch schlimmer als Til Schweiger? Die Vorab-Berichterstattung über sein „Tatort“-Engagement. Die bisherigen Höhepunkte lassen sich wie folgt zusammenfassen: Til Schweiger soll Kommissar werden. Til Schweiger findet den „Tatort“-Vorspann dämlich. „Tatort“-Kollegen finden Til Schweiger dämlich. Til Schweiger findet alle dämlich, dreht aber ab Oktober (und vielleicht auch noch mal durch). Nun wurde „Bild“ eine „Fassung des Drehbuchs“ zugespielt, wonach Schweiger in seiner ersten Szene durch einen Flur laufen, „Fuck“ sagen und einem Kapuzenmann einen

Toaster über den Kopf hauen wird. „Bild“-Bilanz: „Action Pur!“ Vielleicht ist die Action in anderen Fassungen noch purer, man weiß es nicht:

Schweiger könnte „Scheiß, echt jetzt, ey!“

sagen und mit drei handelsüblichen Eierkochen werfen. Jedenfalls sind die „Tatorte“ mittlerweile unfassbar erfolgreich, weshalb die ARD das Geschäft föderal ausbauen möchte. Sicher ist, dass es einen fränkischen Ableger und – mit Nora Tschirner und Christian Ulmen – einen aus Weimar geben wird. Doch das ist erst der Anfang. Dem SPIEGEL wurde eine Businessplan-Fassung zugespielt, nach der bis 2017 jede ostfriesische Insel ein Ermittler-Team stellt. Ebenso das Weserbergland und die Niederlausitz (mit einer sorbischen Dialektversion). Die Oberpfalz bekommt nach telefonischer CSU-Intervention zwei: „Tatort“ Pfreimd sowie Neustadt an der Waldnaab. Damit die flankierende Berichterstattung gewährleistet ist, muss jede Woche ein Kommissar wahlweise rausfliegen / Drogenprobleme beichten / hinschmeißen (wie jüngst die hessische TV-Polizistin Nina Kunzendorf). Am Ende werden 248 Ermittler-Teams rund um die Uhr für die ARD im Einsatz sein (inklusive Kinder-„Tatörtchen“ aus dem Europa-Park). Weil es im öffentlich-rechtlichen Fernsehen nicht genug Schauspieler mit Burgtheater- oder wenigstens Lee-Strasberg-Seminar-Erfahrung gibt, wird auch mit Cindy aus Marzahn verhandelt. Deren Einsatzort wird vorläufig geheim gehalten. „Bild“ ist dran.



Jauch (M.), Kollegen

ARD

ARD

Aus fünf mach vier

Die Flut der Polit-Talkshows im Ersten findet auch innerhalb der ARD immer weniger Rückhalt. In einem vertraulichen Papier für die Programmklausur der Intendanten vor zwei Wochen hat Programmdirektor Volker Herres eine Reduzierung der Talks von fünf auf vier vorgeschlagen. Herres will zunächst eine Bilanz der bisherigen Erfahrungen mit den fast täglichen Plauderrunden ziehen – dann sollen die Intendanten entscheiden. Dort gilt der Herres-Vorschlag als mehrheitsfähig; konfliktbehaftet ist allerdings die Frage, welche Sendung weichen soll. Günther Jauch ist wohl ungefährdet, auch wenn

die letzten Talk-Einsätze des 56-Jährigen in der Schaltkonferenz der ARD-Chefredakteure Teilnehmern zufolge auf ein eher gemischtes Echo gestoßen sind, insbesondere die Sendung mit Jörg Kachelmann und dessen Ehefrau. Im Kreis der Chefredakteure wird unterdessen schon diskutiert, ob nicht auch drei Plauderrunden pro Woche im Ersten ausreichen würden. Dieses Modell hat allerdings nur eine Chance, wenn sowohl NDR („Anne Will“, „Beckmann“, „Günther Jauch“) als auch WDR („Hart aber fair“, „Menschen bei Maischberger“) auf jeweils ein Format verzichten.

TV-PROGRAMM

ZDF testet Eckes als Talkerin

Das ZDF überarbeitet sein quotenschwaches Nachmittagsprogramm – und liebäugelt dabei mit einem Engagement von RTL-Moderatorin Nazan Eckes („Let's Dance“, „Explosiv Weekend“). Mehrere Produktionsfirmen haben auf Bitte des Senders insgesamt 70 Konzepte für neue Sendungen eingereicht; Gameshows sind ebenso dar-



Eckes

RALF SUCCO / SUCCOMEDIA

unter wie unterhaltsame Dokumentationen. Bis zu zehn Formate sollen nun probeweise produziert werden. Eines davon ist eine von Studio Hamburg entwickelte werktägliche Talkshow mit Eckes, 36. Während die private Konkurrenz RTL und Vox am Nachmittag mit Trash-Formaten wie „Familien im Brennpunkt“ oder „Verklag mich doch!“ beim Publikum punktet, liegen die ZDF-Kochshows „Küchenschlacht“ und „Topfgeldjäger“ quotenmäßig unter Senderschnitt.

TV-PRODUKTIONEN

Likes für Laien

Die RTL-II-Vorabendserie „Berlin – Tag & Nacht“ ist Proletenfernsehen – und sehr erfolgreich, auf dem Bildschirm wie im Internet. Auch andere Daily Soaps sollen deshalb nun weniger professionell und noch banaler werden.

Als vor zwei Wochen in Berlin die Herbstferien zu Ende gingen, schrieb die 18-jährige Hanna eine Nachricht auf Facebook. Sie lautete: „Meine Ferien sind schon fast vorbei. :(Gehts euch genauso? Hanna.“ Das blieb nicht ohne Folgen. Mehr als 13 000 Personen klickten auf „Gefällt mir“. Die Leute antworteten „ja, die Schule nervt“ und „wir bekommen in 2 Wochen“. Es wurden über 1400 Kommentare.

So geht das jeden Tag. Hanna ist bloß eine Figur aus der RTL-II-Serie „Berlin – Tag & Nacht“ („BTN“), und die Sätze hat nur jemand aus der Redaktion auf der Facebook-Seite der Sendung veröffentlicht. Aber diese Seite hat mittlerweile rund 2,3 Millionen Fans. Und die sie lesen, mögen und kommentieren alles.

Banalität ist dabei kein Hindernis. Banalität ist Ausdruck von Nähe und Kommunikation auf Augenhöhe.

„Berlin – Tag & Nacht“ ist die Fernseh-sensation des Jahres. Und das eben nicht nur im Fernsehen. Mit riesigem Abstand führt es die Rangliste aller TV-Formate bei Facebook an, „BTN“ ist ein crossmediales Phänomen. Die Produktionsfirma Filmpool, maßgeblich verantwortlich für den Fluch der Laiendarstellerei im deutschen Fernsehen, hat das mit recht schlichten Mitteln erreicht: Sie kombinierte einfach zwei Genres industrieller TV-Produktion und erzählt eine tägliche Seifenoper mit den Mitteln der gescipten Pseudo-Dokumentationen.

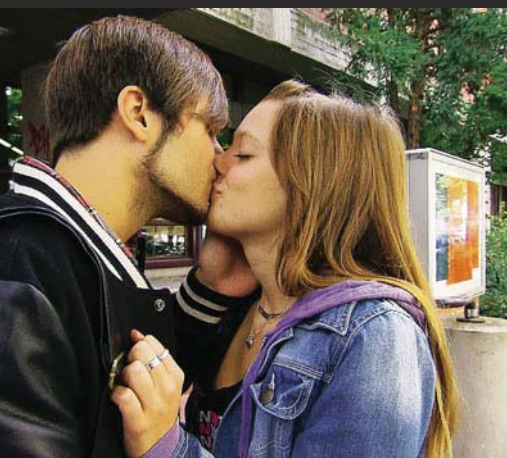
„Berlin – Tag & Nacht“ handelt vom Leben einer Gruppe relativ flächendeckend tätowierter und gepiercter junger Menschen in der Hauptstadt. Im Mittelpunkt steht eine Wohngemeinschaft, erzählt werden Alltagsdramen um Liebe und Freundschaft, Party und Beruf, gute und schlechte Laune. Es geht um unerfüllbare Kinderwünsche, plötzlich entdeckte Homosexualität, unaufgeräumte Küchentische und die Frage, wer ein Kegeltturnier gewinnt oder beim Verlieren die besten blöden Sprüche macht. Die Mitglieder einer zweiten, jüngeren WG müssen kaum mehr tun, als mit einem Auto anfahren und einparken zu üben, um die Zielgruppe der Teenager eine Folge lang zu unterhalten.



Szenen aus „Berlin – Tag & Nacht“

Die Akteure sind Laiendarsteller, die die Dialoge auf der Grundlage von Handlungsbeschreibungen mehr oder weniger frei improvisieren. Nichts hier ist filigran, ausgefeilt oder komplex. Aber im Gegensatz zu den immer bizarrer werdenden, denunziatorischen Geschichten aus dem Hartz-IV-Elend in Nachmittagssendungen zelebriert „Berlin – Tag & Nacht“ bloß harmlose Proligkeit.

An diesem Mittwochmorgen sind die Dreharbeiten auf dem Hausboot im Berliner Osthafen ins Stocken geraten. Eine Darstellerin, die eine Episodenrolle spielen sollte, ist krank geworden.



FOTOS: RTL II

BERLIN TAG & NACHT

Durchschnittlicher Marktanteil bei den 14- bis 49-Jährigen, 2012	11,0 %
Senderdurchschnitt RTL II	6,3 %
Facebook-Fans zum Vergleich: „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“	2,3 Mio. 1,1 Mio.

Das kann den Betrieb nicht lange aufhalten. 150 000 Laiendarsteller hat Filmpool inzwischen in seiner Datenbank Castbase. Es dauert nur ein paar Stunden, bis darin Ersatz gefunden ist und eine andere junge Frau die Stewardess spielen kann, die mit einem Handtuch bekleidet aus der Dusche kommt und ihre Kollegin und deren Freundin beim Küssen ertappt. („SBSA“ steht an solchen Stellen im Drehbuch: Sex bahnt sich an.)

Es gibt grundsätzlich keine Studioaufnahmen. Das Tattoo-Studio ist tatsächlich ein Tattoo-Studio, der Schönheitssalon ein Schönheitssalon und das Hausboot ein Hausboot. Der Kameramann kann dort unter Deck mit der Kamera auf den Schultern kaum aufrecht stehen, und der Tonmann jongliert mühsam zwei Mikrofonangeln, während er die Truppe durch die engen Gänge verfolgt.

Produziert wird „Berlin – Tag & Nacht“ wie eine billige Dokumentation: mit nur einer Kamera, die zwischen den Akteuren hin- und herschwenkt, ohne großes Licht, ohne Kunst. Das sei, sagt Felix Weseler, der bei Filmpool das Business Development verantwortet, eine Herausforderung: den Kameraleuten ihre störende Professionalität auszutreiben, die sie dazu bringt, immer möglichst perfekte Aufnahmen drehen zu wollen. Trotzdem muss die Handtuch-Szene dreimal gedreht werden. Hinterher „checkt“ das Team die Szene auf einem kleinen Monitor. Die Produktionsleute gucken halb skeptisch, halb stolz: Im Vergleich könne man deutlich sehen, sagt Filmpool-Geschäftsführer Vittorio Valente hinterher, was für Fortschritte die Laiendarsteller gemacht hätten, die jetzt schon seit einem Jahr dabei sind.

Es muss sich um sehr, sehr subtile und für den Laienzuschauer kaum erkennbare Hölzernheitsnuancen handeln.

Dem Publikum bieten die munter vor sich hin dilettierenden Darsteller eine doppelte Identifikationsmöglichkeit: mit den Rollen, die sie spielen, und den Darstellern, die zwar Stars sind, aber doch auch sichtbar ganz normale Leute. Sie sind gleichzeitig Schauspieler und authentische Personen.

Die Serienfigur und ihr Darsteller, Fiktion und Realität, sind bei „Berlin – Tag & Nacht“ kaum trennbar miteinander verwoben. Dass Marcel in der Serie ein leidenschaftlicher Sprayer ist, der mehrere Wände in der WG gestaltet hat, liegt daran, dass sein Darsteller Patrick leidenschaftlicher Sprayer ist – und die Graffiti angeblich nach eigenem Geschmack machen durfte. Die Darsteller bringen Elemente aus ihrem Leben in ihre Rollen mit. Und umgekehrt wird aus der Fiktion Realität.

Falko Ochsenknecht ist ein junger Mann, der davon träumt, Schlagersänger zu werden. In der Serie spielt er Ole Peters, einen jungen Mann, der davon träumt, Schlagersänger zu werden. Ole gelingt das in der Serie mit einem Kirmesschlager namens „Ich bin kein Model und kein Superstar“. Der Titel schaffte es in die Charts – und so ist der Traum auch für Felix wahr geworden.

Für die meisten Zuschauer ist Falko Ole. Sie wissen wohl, dass „Berlin – Tag & Nacht“ keine Doku eines realen WG-Lebens ist, aber das scheint ihnen egal zu sein. Sie sind Fans von Ole, nicht von Falko.

Der Chefredakteur der „Bravo“, Alex Gernandt, spricht von einem „relativ neuen Trend“, den man auch bei anderen Serienhelden beobachtet. Und so sprechen „Meike“ und „Marcel“ aus „Berlin – Tag & Nacht“ mit der „Bravo“ darüber, wie groß die Chancen ihrer (fiktiven) Liebe sind. Und natürlich hat Falko der aktuellen „Bravo“ ein Interview als Ole gegeben, auch wenn er Kinderfotos mitgebracht hat und über seine Jugend spricht.

Die Verwechselbarkeit von Rolle und Ich ist zuweilen problematisch. Die Darstellerin der Jessica leidet bisweilen darunter, dass sie ein Star zum Anfassen ist – und deshalb von Fans auf der Straße gern angefasst wird. Die Darsteller und ihre Rollen sind den Zuschauern so nah, dass es keine Distanz gibt. Die Produktion beschäftigt eine eigene Psychologin, die den Laiendarstellern helfen soll, mit dem plötzlichen Ruhm (und womöglich naheliegenden Identitätsproblemen) umzugehen.

Für die Macher etablierter Daily Soaps wie „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ („GZSZ“) oder „Alles was zählt“ ist „BTN“ ein Problem. Ihre Produkte, einst auch als Laienspiel verschrien, sind im Vergleich teurer Hochglanz. Als einen „Tritt in den Hintern“ bezeichnet GrundyUfa-Kreativchef Guido Reinhardt den plötzlichen Erfolg der neuen Konkurrenz und deutet Konsequenzen an. Es scheint darauf hinauszulaufen, „Alles was zählt“ roher, ungeschliffener wirken zu lassen, während sich „GZSZ“ eher in die umgekehrte Richtung entwickeln könnte: mit noch größerem Kontrast zu den Häppchen, die „BTN“ anbietet.

Es spricht nichts dafür, dass der Druck auf die anderen Vorabendserien nachlässt, im Gegenteil: Filmpool und RTL II drehen in Köln schon ein zweites Ein-Stunden-

Deutschlands größtes
Finanz- und Börsenportal
www.finanzen.net

WO WAREN SIE ZWISCHEN 9:32:45 UND 9:32:46 UHR?

Kostenlose Börsen-Realtimekurse auf www.finanzen.net

finanzen.net

AGOF Internet Facts 2012 - 07: mit über 2,1 Mio. Unique Usern

Format mit dem Titel „Köln 50667“. Andererseits ist offen, wie groß die Lebensdauer solcher Serien sein kann. Ungefähr dreimal so schnell wie eine normale Soap erzählt „BTN“ seine Geschichten. Entsprechend groß ist der Bedarf an immer neuen Dingen, die den immer gleichen Personen passieren. Eine „BTN“-Figur hat einen Schicksalsschlag in kürzester Zeit verarbeitet, muss ihn dann nicht mehr als Ballast mit sich herumtragen und kann wieder fröhlich mit den anderen Party machen.

„Berlin – Tag & Nacht“ gelingt das seltsame Kunststück, von seinen Zuschauern nicht viel Aufmerksamkeit zu verlangen, aber Treue zu bekommen. Die Geschichten sind so läppisch und die Erzählweise ist so redundant, dass sich ein konzentriertes Ansehen fast verbietet, aber die Fans sind extrem involviert.

Facebook spielt dabei eine wichtige Rolle. Fast rund um die Uhr können die Zuschauer hier das „Leben“ ihrer Lieblings-WG-Bewohner verfolgen. Ein Online-Redakteur ist bei den Dreharbeiten dabei und dreht mit den Darstellern kurze Filmchen, in denen sie erzählen, wie es ihnen geht, worüber sie sich geärgert haben. Manchmal wird die Internetplattform auch bewusst in die Fernsehsendung eingebaut, wenn zu sehen ist, wie Ole einen Streit mit dem Handy filmt und sagt, dass der perfekt für Facebook sei, und der Film dann dort auch auftaucht. Es reicht aber auch ein harmloses Partybildchen aus einer Szene, um Hunderte oder Tausende Fans zum Klicken oder Kommentieren zu bewegen.

Markus Piesch, der Online-Chef von RTL II, glaubt aus den Zahlen ablesen zu können, dass es „Berlin – Tag & Nacht“ sogar gelungen sei, aus jungen Internetnutzern Fernsehzuschauer zu machen. Die Sendung kommt nach Senderangaben zwar auf bis zu eine Million Videoabrufe täglich auf rtl2now.de, aber die verschiedenen Medien kannibalisieren sich nicht.

Wie wertvoll eine konsequente Facebook-Strategie für ein Format sein kann, hat „Berlin – Tag & Nacht“ bewiesen. Darüber hinaus gibt es Überlegungen, wie sich das monetarisieren ließe – beispielsweise durch Product-Placement. Im Fernsehen hat Ferrero in der Serie erfolgreich seine „Tic Tac“-Dragees untergebracht: WG-Mitglied Sofi lutschte sie viele Folgen lang. Ähnliche Werbeplatzierungen ließen sich der Industrie auch auf Facebook verkaufen.

Ein konkretes Konzept gibt es noch nicht, aber die Möglichkeiten werden von RTL II und seinem Vermarkter geprüft – und offenbar kontrovers diskutiert. „Die größte Gefahr wäre, die wahrgenommene Authentizität der Kommunikation auf Facebook zu gefährden“, sagt Piesch.

Hanna hat auf Facebook gepostet: „Nur weil man nicht gut in der Schule ist, heißt das nicht gleich, dass man dumm ist.“ 22 485 Personen gefällt das.

STEFAN NIGGEMEIER

Harvard Business Manager:

**Jetzt 3 Monate testen und
mehr als 34 % sparen!**



Sinus-Soundtube

- Perfekter Anschluss für Ihre Lieblingsmusik:
- Lautsprecher für iPods und MP3-Player
- mit Autoscan-Radio
- Maße: ca. 18,5 x 4,8 x 4,8 cm
- Lieferung ohne iPod

GRATIS!

» Schnell bestellen und profitieren:

Gleich anrufen: **040 3007-3400**

Bitte nennen Sie die Aktionsnummer: HB12-525

oder online: **www.harvardbusinessmanager.de/test**



**Harvard
Business
manager**

DAS WISSEN DER BESTEN

INTERNET

Online-Suche nach der Sippe

Finanzinvestor Permira will das führende Ahnenforschungsportal Ancestry übernehmen.

Deutsche Genealogen sehen die Kommerzialisierung mit Argwohn.

Wenn US-Präsident Barack Obama für den Wahlkampfsputz noch Sympathiepunkte sucht, sollte er auf Ancestry.com vorbeischauchen. Zweimal will die Ahnenforschungs-Website über seine Herkunft schon Interessantes herausgefunden haben: Danach ist er entfernt mit Brad Pitt verwandt und soll von einem der ersten afrikanischen Sklaven in den USA abstammen.

Mit derlei Fundstücken aus der Promi-Welt wirbt die Website gern um Aufmerksamkeit. Madonna etwa ist laut Ancestry eine entfernte Cousine von Camilla Parker Bowles. Vorige Woche machte das Portal in eigener Sache von sich reden. Für 1,6 Milliarden Dollar soll die Mehrheit der US-Firma an den Finanzinvestor Permira gehen; die Anleger müssen noch zustimmen.

Um den Weltmarktführer für digitale Ahnenforschung hatten auch andere „Heuschrecken“ gebuhlt, denn die Online-Suche nach der eigenen Sippschaft ist ein boomendes Geschäft. Das Interesse wächst, seit viele Quellen übers Internet zugänglich werden und Amateur-Genealogen sich nicht mehr durch staubige Archive quälen müssen. Ahnenforschung ist vorwiegend ein Rentnerhobby, doch auch die Generation 55 plus ist längst im Netz unterwegs.

Neben kostenlosen Anbietern wie FamilySearch – der weltweit größte Dienst wird von den Mormonen in den USA betrieben – sind auch diverse kommerzielle Seiten am Start.

Darunter ist Ancestry mit über zwei Millionen Kunden mit Abstand die größte. 13 bis 35 Dollar monatlich zahlen Mitglieder in den USA für den Zugang zu rund elf Milliarden Daten aus aller Welt: Heiratsurkunden, Volkszählungen oder Auswandererregister aus Europa. US-Kunden können für 190 Dollar sogar einen Gentest machen, um ihre Herkunft zu erfahren, Fotos und Urkunden an die eigene Sippe verschicken und sich per News-Alarm

über neuauftauchte Verwandte informieren lassen. Ancestry startete 1983 als genealogischer Verlag, die Gründer aber erkannten schnell die Schubkraft des Internets. 1996 ging die Seite online und kurz danach an die Börse. Die Zahl der Abonnenten wuchs auch dank TV-Shows: Bis zum Frühsommer war Ancestry mit dem Format „Who Do You Think You Are?“ im US-Fernsehen auf Sendung.

Der eigenen Verwandtschaft hinterherzuspüren hat offenbar Suchtpotential, wer einmal angefangen hat, ist angefixt. Die Kündigungsraten sind minimal, das macht das Geschäft so interessant für Investoren. „Ein Stammbaum ist nicht einfach irgendwann fertig, das geht immer weiter“, schwärmt Jörg Rockenhäuser, Deutschland-Chef von Permira. Der Ausbau der Site zu einem sozialen Netzwerk

zentralen Registern sind die meisten Urkunden über regionale und kommunale Archive verstreut. Kirchenbücher mit Trauungen, Taufen und Beerdigungen befinden sich bis heute weitgehend im Besitz von Pfarreien und Bistümern. Daten der Standesämter sind mittlerweile öffentlich zugänglich, doch erst nach langen Schutzfristen. Geburtsurkunden etwa sind 110 Jahre lang gesperrt.

Manche Profi-Genealogen in den Archiven sehen die Kommerzialisierung der Ahnenforschung zudem mit Argwohn. Einer US-Firma, die mit der Digitalisierung der Daten Gewinn machen will, wollen sie ungerne Zugang zu den eigenen Schätzen gewähren. Das Staatsarchiv Leipzig etwa übergab sein genealogisch interessantes Material auf Mikrofilm an FamilySearch, die es gratis zur Verfügung stellen.

An eine Zusammenarbeit mit Ancestry sei nicht gedacht, heißt es hier. Vor allem bei den Kirchen ist die Skepsis groß. Das Bistum Passau entschied sich gegen eine Zusammenarbeit und stellte seine Pfarrmatrikel lieber selbst ins Netz, kostenlos. Die Ancestry-Leute hätten umfangreiche Rechte an dem Material haben wollen, sagt Herbert Wurster, Archivdirektor des Bistums. „Die Vermarktung von öffentlichem Kulturerbe ist der falsche Weg“, so Wurster. Genealogie sei doch eine „Open-Access-Wissenschaft“.

Ancestry-Deutschland-Chef Nikolai Donitzky müht sich, die Bedenken zu zerstreuen. Bei vielen Archivaren finde „ein Umdenken gerade erst statt“, nicht zuletzt wegen der klammen Kassen. „Wir scannen auf eigene Kosten, die Archive bekommen eine digitale Kopie für ihre Nutzer vor Ort“, sagt Donitzky. Meist darf Ancestry die digitalen Dokumente drei Jahre lang exklusiv für sei-

ne Mitglieder ins Netz stellen, danach können die Archive sie selbst online geben.

Derzeit digitalisieren die Ancestry-Leute Standesamtsdaten im Landesarchiv Berlin. In Hamburg haben sie die Passagierlisten der Schiffe von 1850 bis 1934 gescannt, im Landeshauptarchiv Schwerin sicherten sie sich Daten der mecklenburgischen Volkszählungen.

Insgesamt 50 Millionen Datensätze hat die Firma in Deutschland bisher zusammengetragen. „Damit es für die Nutzer richtig Spaß und Sinn macht, muss man weiter in Datenbestände investieren“, sagt Rockenhäuser. Die Firmendaten von Ancestry hat er genau analysiert, sagt er. Auf den praktischen Teil aber hat der Permira-Chef bisher verzichtet: seine eigene Familiengeschichte via Ancestry zu analysieren.

ISABELL HÜLSEN

Startseite von Ancestry.de: „Vermarktung ist der falsche Weg“

sei noch lange nicht am Ende, das Potential in Europa nicht ausgeschöpft, sagt Rockenhäuser. Noch kommt das Gros der Mitglieder aus den USA und Großbritannien, doch gerade in Deutschland wittern die Finanzleute Wachstumschancen.

Der deutsche Ableger Ancestry.de ist mit rund 20000 Abonnenten bisher vergleichsweise winzig. Dabei ist das Interesse der Deutschen an der eigenen Vergangenheit groß. Allein 150 genealogische Vereine gebe es in Deutschland, schätzt Günter Junkers, Beirat im Verein für Computergenealogie, dem größten Ahnenforscher-Club in Deutschland mit über 3000 Mitgliedern. Das Interesse gehe aber weit über die Vereine hinaus.

Doch vor allem die historisch bedingte deutsche Kleinstaaterei macht Anbietern wie Ancestry das Leben schwer: Statt in

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · Facebook www.facebook.com/DerSpiegel · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.), Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, René Pfister (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Ulrike Demmer, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Jörg Schindler, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen
Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Gerald Trauffetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann
Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weizierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühnl, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Degeger, Özlem Gezer, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klavitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg. *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Jan Puhl, Daniel Steinvorth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter
Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thaddeus, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Ochmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Katharina Stelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershöf (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mingels, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongard (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterbug, Uwe Klüßmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü, Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jezawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz
E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselst (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Würst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuhe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm
Besondere Aufgaben: Michael Rabanus
Sonderhefte: Rainer Sennwald

TITELBILD Stefan Kiefer, Suzie Barrett, Iris Kuhlmann, Gershom Schwallenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Fidelius Schmid, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smolotzyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 3760494, Fax 37607655

LONDON Christoph Scheuermann, P.O. Box 64199, London WC1A 9FP, Fax (004420) 34902948

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Scheppe, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knap, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEU DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK Ulrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Wukang Road 115, Room 3, Xuhui District, Shanghai 200031, Tel. (008621) 64661293

TEL AVIV Juliane von Mittelstaedt, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810988, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahl (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkins, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitger, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensički, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Ofner, Thorsten Olmer, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Schlarow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szymm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Wibelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2012

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertriebe: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus

verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffa



DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 350 per annum.

K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631.

Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster:

Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-4888
Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg
Telefon: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL
Österreich: zwölf Monate € 234,00
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40
Europa: zwölf Monate € 262,60
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60
Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.
Ich bestelle den SPIEGEL
☐ für € 4,00 pro Ausgabe
☐ für € 3,80 pro digitale Ausgabe
☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur Normallieferung
Eilbotenzustellung auf Anfrage.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle
☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP12-001
SD12-006
SD12-008 (Upgrade)



MICHAEL KAPPELER / DPA

THEMA DER WOCHE

Poker um Problemlösungen

Betreuungsgeld, Zuschussrente, Praxisgebühr: Die Streitpunkte häufen sich in der Koalition. Jetzt sollen alle Konflikte in einer Nacht abgeräumt werden. Am Sonntag treffen sich die schwarz-gelben Spitzen in Berlin zum vielleicht wichtigsten Gipfel in dieser Wahlperiode. SPIEGEL ONLINE ist live vor Ort.

WIRTSCHAFT | Schlecker reloaded

Sie wollen alles besser machen als ihr alter Chef: Frühere Verkäuferinnen der Drogeriekette gründen Dorfläden, um die Nahversorgung zu erhalten. Bei Bürgern sammeln sie Startkapital ein. Auch ein großer Einzelhandelskonzern hat bereits Unterstützung zugesagt.

WISSENSCHAFT | Summendes Ballett

Mit fliegenden Mini-Robotern untersuchen Berliner Wissenschaftler das Geheimnis des Bienenanzuges.

SPORT | Schreck, lass nach

Sechs Bundesliga-Clubs sind schon raus aus dem DFB-Pokal. Jetzt hoffen die Außenseiter, darunter drei Regionalliga-Clubs, in der zweiten Runde auf die nächsten Überraschungen. SPIEGEL ONLINE berichtet live.

einstages.de | Hölzernes Hirngespinnst

AP

Ein Heck wie ein Hochhaus, die Flügel länger als ein Fußballfeld. Das hölzerne Flugboot „Herkules“, 1947 gebaut, war das größte Luftfahrzeug der Geschichte und verkörperte perfekt den Wahnsinn seines Erfinders Howard Hughes. Sein legendäres Monstrum schaffte es sogar in die Luft – für 70 Sekunden.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

SONNTAG, 4. 11., 23.10 – 23.55 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Mietenwahnsinn – Wohnraum als Ware

Es wird immer schwieriger, in Großstädten bezahlbaren Wohnraum zu finden. „42 qm für 1400 Euro“ – Anzeigen wie diese sind keine Seltenheit. Viele versuchen daher, sich den Traum vom Eigenheim zu erfüllen. Doch der endet häufig in der Privatinsolvenz. Inzwischen regt sich



SPIEGEL TV

Rohbau eines Eigenheims

gegen die Spekulanten Widerstand. Die Bewohner ganzer Stadtviertel begehren auf, und Nachbarn verhindern manchmal sogar eine Zwangsräumung.

MONTAG, 29. 10., 21.10 – 21.55 UHR | SKY

SPIEGEL GESCHICHTE

Die neuen Nazis – rechts, dumpf, tot – Teil 1

Beim Verfassungsschutz werden im Umfeld der Affäre um die rechtsextreme Organisation NSU Daten gelöscht, und Staatsschützer aus der Führungsetage nehmen reihenweise ihren Hut. Wer sind „die Rechten“? Welche Ziele haben sie, wie organisieren sie sich? Warum warnt das Bundeskriminalamt aktuell vor neuen rechten Terroranschlägen? SPIEGEL Geschichte beleuchtet die Entwicklung der extremen Rechten seit Gründung der NPD 1964 in Deutschland, Europa und den USA.

FREITAG, 2. 11., 20.15 – 21.10 UHR | PAY TV

BEI ALLEN FÜHRENDEN KABELNETZBETREIBERN

SPIEGEL TV WISSEN

Jürgen Drews – Von Beruf Schlagersänger

Seine Schlager machten ihn zum Millionär, sein Bekanntheitsgrad liegt bei fast 100 Prozent: Jürgen Drews gehört zu den Top-Stars der Schlagerszene. Seit rund 40 Jahren ist der 67-jährige Künstler fast pausenlos unterwegs. Denn der Schlager-Barde lebt weniger von Plattenverkäufen als von seinen Auftritten. SPIEGEL TV Wissen begleitet Jürgen Drews auf und hinter der Showbühne und auch ganz privat mit seiner Familie.



SPIEGEL-Gespräch – live in der Uni

SPIEGEL-Redakteure fragen nach:

Susanne Amann
im Gespräch mit

►► Renate Künast

**Die Landwirtschaft von morgen –
Wie ernähren wir in Zukunft
neun Milliarden Menschen?**

Fachhochschule Kiel
Audimax, Mehrzweckgebäude
Sokratesplatz 3
24149 Kiel
8. November 2012, 16.00 Uhr

Änderungen vorbehalten

Alle Infos und kurzfristige Änderungen
unter www.spiegel.de/uni

Register

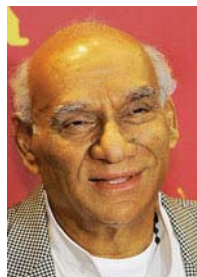
GESTORBEN

Wilhelm Brasse, 94. Wohl kein zweiter Mensch hat so vielen Todgeweihten ins Gesicht gesehen. Um die 50 000-mal drückte Brasse als Lagerfotograf in Auschwitz auf den Auslöser. Bei dem Versuch, als polnischer Soldat nach Ungarn zu fliehen, war er von den Nazis gefangen genommen worden. Da er Fotograf war und Deutsch sprach, sollte er für den Erkennungsdienst die neuen Häftlinge ablichten. Sogar die Experimente des KZ-Arztes Josef Mengele musste er festhalten. Aber auch die Lagerkommandanten ließen sich von ihm fotografieren – in entspannter Pose, für die Angehörigen. Im Januar 1945 bekam Brasse den Befehl, das gesamte Bildmaterial zu vernichten, aber er rettete große Teile, so dass nach der Befreiung von Auschwitz 38 916 Fotos gefunden wurden. „Ich wollte, dass man weiß, was im Lager passiert ist“, sagte er. Nach dem Krieg versuchte er, weiter als Fotograf zu arbeiten, doch er konnte es nicht: „Immer wenn ich durch den Sucher sah, tauchten die nackten jüdischen Mädchen auf.“ Wilhelm Brasse starb am 23. Oktober im schlesischen Żywiec.



CZAREK SOKOLOWSKI / AP

Yash Chopra, 80. Er war einer der bedeutenden Regisseure und Produzenten des Bollywood-Kinos, ein Meister der Opulenz. In seinen Filmen mussten die Farben so bunt und die Gefühle so groß wie möglich sein. Er lernte das Regiehandwerk als Assistent seines älteren Bruders, 1959 inszenierte er seinen ersten Film. Chopra verschmolz in Leinwandepien wie „Chandni“ oder „Darr“ verschiedene Genres, er entdeckte und förderte viele Stars, unter anderen Shahrukh Khan. Chopra erkannte auch, dass die indischen Zuschauer eine große Sehnsucht nach fernen Schauplätzen hatten. Er drehte deshalb in den Alpen und ließ seine Schauspieler so munter durch die Bergwelt tanzen, dass in der Schweiz ein See nach ihm benannt wurde. Sein jüngster Film, „Jab Tak Hai Jaan“ (Solange ich lebe), kommt demnächst in die Kinos. Yash Chopra starb am 21. Oktober in Mumbai.



JENS KALAENE / PICTUREALLIANCE / DPA

Edward Donnall Thomas, 92. Ihm gelang, was Fachleute zu seiner Zeit nicht nur für unwahrscheinlich, sondern sogar für

höchst riskant hielten: Knochenmark zu transplantieren und damit Leukämie zu heilen. Noch zu Beginn seiner Arbeit in den fünfziger Jahren starben die meisten Patienten – viele, weil ihr Körper die fremden Zellen abstieß. Thomas fand schließlich heraus, wie Spender und Patient zueinander passen müssen. Zudem experimentierte er mit einer Arznei, die die Abstoßung dämpfte. 1990 erhielt er für seine Leistungen den Medizinnobelpreis. Mittlerweile wird jährlich 60 000-mal Knochenmark transplantiert; Hunderttausenden Menschen mit Blutkrebs oder anderen Bluterkrankungen konnte auf diese Weise das Leben gerettet werden. E. Donnall Thomas starb am 20. Oktober in Seattle.

Emanuel Steward, 68. Er las nie ein Boxlehrbuch und wurde doch zum Meistermacher, zum wohl erfolgreichsten Boxtrainer der Welt. Mehr als 40 Weltmeistertitel und sechs olympische Goldmedaillen gewannen seine Schützlinge, darunter Giganten wie Lennox Lewis, Thomas



CHRISTOF KOESEL / GETTY IMAGES

Hearns, Oscar de la Hoya und Evander Holyfield. Bis zuletzt bereitete Steward, der selbst als Siebenjähriger seinen ersten Boxkampf absolvierte und mit 16 Trainer wurde, den Schwergewichtschampion Wladimir Klitschko auf dessen Kämpfe vor. Dabei schulte der in Detroit aufgewachsene Steward weniger die Physis als den Kopf: Strategie, Taktik, Koordination. Emanuel Steward starb am 25. Oktober in Chicago.

Fritz Haller, 87. Damals ahnte er nicht, dass es der Auftrag seines Lebens sein würde: Für die Metallbaufirma USM sollte der Schweizer Architekt Anfang der sechziger Jahre Fabrik- und Bürogebäude sowie die Möbel entwerfen. Er schuf ein elegantes System aus Stahlrohren, das schnell zum Designklassiker wurde, weltweit statteten sich Firmen mit USM-Möbeln aus – auch der SPIEGEL. Die Regalsysteme lassen sich immer wieder anders montieren, und dies war auch Hallers Credo als Architekt: Er wollte keine unantastbaren Denkmäler bauen, sondern Gebäude, die immer wieder neu zu nutzen sind. Fritz Haller starb am 15. Oktober.

App|ochal:



Nominiert für den
Grimme Online Award

2 x ausgezeichnet mit dem
**European Newspaper
Award**

Beste deutsche App
einer Tageszeitung
Kress 2010

Es gibt Zeitungs-Apps auf dem iPad. Und es gibt die FR-App für das iPad. Wo Andere Zeitungsseiten auf das iPad kopieren, wird die FR-App täglich für Ihr iPad komponiert. Freuen Sie sich auf Geschichten, die man lesen, sehen und hören kann – in Deutschlands einziger Tageszeitungs-App, die für den Grimme Online Award 2012 nominiert wurde.

NEU! Das FR Digital-Paket + das neue iPad

				
✓ Die FR als ePaper, alle Ausgaben inkl. Frankfurt- und Regionalausgaben ✓ Die preisgekrönte App der FR		+ Das neue iPad (schwarz, alle Modelle) + 2 Jahre AppleCare		
				Ab 29,90 €* monatlich
				plus einmalige Zuzahlung*

Jetzt sichern unter: fr-digital.de

Frankfurter Rundschau
Neues Lesen. Weiter denken.

* Preise inkl. MwSt. Es gelten die unter www.fr-digital.de veröffentlichten AGB. Die Mindestvertragslaufzeit beträgt 24 Monate. Die Eingabe der Bestellungen erfolgt in der Reihenfolge des Eingangs. Der Kauf des iPad steht unter Eigentumsvorbehalt. Mit vollständiger Zahlung des Bezugspreises für die Mindestvertragslaufzeit geht das Eigentum am iPad-Gerät an den Käufer über. Nur solange der Vorrat reicht. Das Angebot kann nur online abgeschlossen werden und gilt nur in Deutschland und einmal pro Haushalt. Lieferung in der Regel innerhalb von 14 Tagen. Lieferverzögerungen sind je nach Modell möglich. Im monatlichen Bezugspreis von 29,90 € ist das ePaper-Abo zum Preis von 18,99 € im Monat enthalten. Die Zuzahlung ist abhängig vom gewählten iPad-Modell und variiert je nach Gerät zwischen 99,- € und 399,- €.

Apple, the Apple Logo and iPad are Trademarks of Apple Inc., registered in the U.S. and other countries. Appstore and AppleCare are Service marks of Apple Inc.
Handelsregister: Druck- und Verlagshaus Frankfurt am Main GmbH | Sitz Frankfurt am Main | Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 7139 | Geschäftsführer: Karlheinz Kroke



METROPOLIS LLC

Herr und Hund

In einem New Yorker Tierbedarfsladen namens „Who's Your Doggy?“ werden sogenannte Gassibeutel – zur Entsorgung von Hundekot – mit den Konterfeis von **Barack Obama**, 51, und **Mitt Romney**, 65, angeboten. Die Verkaufszahlen der blauen Obama-Tüten und der roten Romney-Säckchen im 80er-Pack für 8,99 Dollar, biologisch abbau-

bar, werden, glaubt Geschäftsführerin Julia Rosenfeld, das Ergebnis der Wahl am 6. November vorhersagen. Je mehr „poop bags“ über den Ladentisch gehen, so Rosenfelds waghalsige Prognose, desto weniger Stimmen erhält derjenige Kandidat, dessen Porträt das Tütchen zielt. Bis Freitag vergangener Woche waren bereits mehr als fünfmal so viele rote Romney- wie blaue Obama-Tüten verkauft worden.

Tierische Diva

Was für ein Killer-Lächeln. Wir sehen hier Hollywoods derzeit kleinste Starschauspieler: Sie heißt Crystal, ist ein Kapuzineräffchen und immerhin schon 18 Jahre alt, aber nur etwa 50 Zentimeter groß. In „Nachts im Museum“ ohrfeigte sie den Hauptdarsteller Ben Stiller mit großer Hingabe. In „Hangover II“ war sie als kettenrauchender Drogendealer so überzeugend, dass Tier-

schützer das gar nicht lustig fanden und sich beschwerten. Und in der NBC-Serie „Animal Practice“ trat sie als Assistenztierärztin auf. Doch die Serie wurde nach nur wenigen Folgen abgesetzt, was kaum an Crystals Performance lag, sondern eher an dem Trash-Konzept der Comedy. Ihr früherer Kollege Ken Jeong sagt über sie: „Crystal ist wahrscheinlich die beste Schauspieler, mit der ich bislang zusammengearbeitet habe.“



JEFF MINTON / NEW YORK MAGAZINE

Christian Ude, 65, Oberbürgermeister von München und SPD-Spitzenkandidat für die bayerische Landtagswahl 2013, muss jetzt einige seiner politischen Aktivitäten in die Freizeit und unter Tage verlegen. Seine Dienstaufsicht habe ihm untersagt, zu landespolitischen Themen Interviews oder Pressekonferenzen in den Diensträumen des Oberbürgermeisters abzuhalten, sagt Ude. Die aktuelle Affäre um den inzwischen zurückgetretenen CSU-Sprecher Strepp kommentierte Ude in seiner Mittagspause, weitab von seinem Amtszimmer: im Bacchuskeller tief unter dem Rathaus.

Erkki Tuomioja, 66, finnischer Außenminister, erlitt am vorvergangenen Donnerstag eine krachende Niederlage, als sein Land im Rennen um einen Sitz im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen gegen das kleine Luxemburg unterlag – und erwies sich als vorbildlicher Verlierer. Als er am Abend mit seinen Diplomaten ins New Yorker Restaurant „The Press Box“ ging, um das Fiasko zu vergessen, traf er dort ausgerechnet auf den luxemburgischen Außenminister Jean Asselborn. Der hatte das Lokal für seine Siegesfeier ausgesucht. Tuomioja ging zu Asselborns Tisch, umarmte ihn und sang „For He's a Jolly Good Fellow“.

Fady Abboud, 57, libanesischer Tourismusminister, erwägt, die Macher der US-amerikanischen Erfolgsserie „Homeland“ zu verklagen. Die Emmy-prämierte TV-Produktion um eine CIA-Agentin und einen Marine erzählt vom Krieg gegen den Terror. Beirut, so Abboud, werde dabei völlig einseitig als terrorgefährdete Stadt dargestellt. Dieser Eindruck sei schädlich für das Image des Libanon in der Welt. Zu allem Überfluss, ärgerte sich Abboud, seien die Szenen gar nicht in der Hauptstadt gedreht worden, sondern in Israel. Die TV-Serie verbreite also „Lügen“.

Helmut Brunner, 58, bayerischer Landwirtschaftsminister, hat Personalführung beim Umgang mit seinem Haflinger gelernt. Der Münchner „Abendzeitung“ verriet der CSU-Mann kürzlich, wie gern er in wildem Galopp durch Wälder und Wiesen seiner Heimat im Bayerischen Wald reite. Dabei müsse er die Zügel mal kräftig anziehen, aber auch mal locker lassen. So sei es auch bei seinen Mitarbeitern. Mensch und Tier wollten motiviert, aber auch geführt werden: „Das Pferd soll schon spüren, dass es nicht tun und lassen kann, was es will.“



SAMMY HART / ROBA PRESS

Nachwuchsregisseurin

„Ich hätte nie gedacht, dass es dieser Film in ein Festivalprogramm schafft“, sagt die Schauspielerin **Karoline Herfurth**, 28, über ihr Regiedebüt. Der 30-Minüter „Mittelkleiner Mensch“, in dem die Erzählstimme einem Baby gehört, war vergangene Woche der Überraschungshit beim Publikum der Hofer

Filmtage. Die von Herfurth geschriebene Kurzkomödie offenbart ihr staunenswertes Talent für prächtig platzierte Pointen. Der ohne Fördermittel realisierte Film glänzt durch die Spielfreude der Darsteller. Die Regisseurin, die als Schauspielerin durch den Kinofilm „Das Parfum“ bekannt wurde, konnte zur Premiere nicht anreisen. Sie entschuldigte sich mit ihrer Schwangerschaft.

Verkaufsschlager

Der Konsument ist unberechenbar. Das musste jetzt auch der französische Industrieminister **Arnaud Montebourg**, 49, erfahren. Vor zehn Tagen posierte er in einem blau-weißen Ringel-Shirt der französischen Traditionsmarke Armor Lux auf der Titelseite des Magazins der Zeitung „Le Parisien“. Unter dem Motto „Made in France, er glaubt daran, man hat es getestet“ warb der „ministre du redressement productif“ (in etwa „Minister für produktive Wirtschaftsbelebung“) außerdem für Mixer der Marke Moulinex und für Luxus-Uhren von Michel Herbelin. Für die beiden Letzteren wurde kein belebender Effekt vermeldet, doch die Verkaufszahlen der klassischen Ringelpullis aus der Bretagne stiegen sofort: Bereits am Tag nach der Veröffentlichung wurden gut 60 Prozent mehr Streifen-Shirts verkauft als noch am Samstag zuvor. Auch Laurence Parisot, Präsidentin des Arbeitgeberverbands Medef und eigentlich keine Freundin des Sozialisten Montebourg, lobte das Foto: „Sehr sexy.“



Wimperntusche-Opfer

In einer Anzeige der Firma Dior ist die Schauspielerin **Natalie Portman**, 31, zu sehen, mit Wimpern, so dicht und schwer, dass sie aus eigener Kraft kaum noch einen Augenaufschlag hinbekommen dürfte. Die Konkurrenzfirma L'Oréal hat deswegen die britische Werbeaufsicht ASA eingeschaltet. Es werde der Eindruck erweckt, als könnte das Produkt tatsächlich völlig unrealistische Wimpern zaubern. Die Beschwerde ist zum einen ziemlich unsportlich, denn vermutlich sind sie bei L'Oréal einfach nur eingeschnappt, weil ihre eigenen Anzeigen mit Julia Roberts oder Christy Turlington in der Vergangenheit ebenfalls von der ASA moniert worden waren. Zum anderen ist die L'Oréal-Aktion geradezu beleidigend: Keine Frau, die halbwegs klar denken kann, wird glauben, dass es bei irgendeiner dieser Anzeigen mit rechten Dingen zugeht. Dennoch hat die ASA entschieden, dass die Dior-Reklame in der „aktuellen Form“ nicht mehr gezeigt werden darf.

Hohlspiegel

Aus dem „Tagesspiegel“: „Frauen, die zehn Jahre lang Hormone einnahmen, starben seltener.“



Stellenangebot des Unternehmens Pflegen & Wohnen Hamburg

Aus dem „Rüsselsheimer Echo“: „Die Tage werden kürzer, die Zeitumstellung in einer Woche wird den morgendlichen Berufsverkehr um eine Stunde weiter in die Dunkelheit verschieben.“

Rauchen und Kaffee trinken helfen dem Rücken

Aus dem Magazin „GesundLebenHeute“

Aus der „Apothekenumschau“: „Begründete Zuversicht: Malaisen der Prostata sind kein Männerschicksal.“



Hinweisschild im „Naturschutzhaus“ in Flörsheim am Main

Aus der „Butzbacher Zeitung“: „Hundebesitzer sind oft die Leidtragenden: Wenn sie etwas fressen, das mit Giftstoffen belastet ist, wie beispielsweise Erbrochenes, kann das böse Folgen nach sich ziehen.“

Dezember							
KW	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
48						1	2
49	3	4	5	6	7	8	9
50	9	10	11	12	13	14	15
51	16	17	18	19	20	21	22

Aus einem Kalender der Musikzeitschrift „GoodTimes“

Aus einer dpa-Meldung: „Der deutsche Sektengründer Peter Brunck sitzt nach dem spektakulären Feuergefecht mit einem Toten in der Karibik in Untersuchungshaft.“

JEDES FASS EIN UNIKAT

Wenn unser Master Distiller sich in die oberen Etagen unserer Barrelnhäuser begibt, ist er auf der Suche nach dem Einzigartigen. Hier reift der Whiskey am intensivsten in seinem Fass und erhält in Farbe und Aroma seinen eigenen, unverwechselbaren Charakter. Doch erst durch die sorgfältige Auswahl werden die besten von ihnen – weniger als jedes hundertste – zum JACK DANIEL'S SINGLE BARREL.



www.jdsinglebarrel.de

Massvoll-
genießen.de

GENIEßEN SIE JACK DANIEL'S SINGLE BARREL
VERANTWORTUNGSBEWUSST.

JACK DANIEL'S Single Barrel is a registered trademark of JACK DANIEL'S. ©2012 JD

Rückspiegel

Zitate

Die „New York Times“ zum SPIEGEL-Bericht „Made aus China“ über verseuchte Lebensmittel aus China (Nr. 42/2012):

Zhou Li, Lebensmittelexperte und Dozent an der Renmin-Universität in Peking, sagte dem SPIEGEL, dass die chinesischen Bauern früher das Gleiche aßen, was sie anbauten und verkauften. Jetzt, nachdem ihnen der schädliche Einfluss von Pestiziden und Düngern, Hormonen und Antibiotika bewusst sei, produzierten sie nach wie vor einen Teil ihrer Produkte für den Markt und einen Teil für die eigenen Familien. Der einzige Unterschied sei der, dass sie die Nahrungsmittel für ihre Familien auf traditionelle Weise anbauten.

Der frühere rheinland-pfälzische und thüringische Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU) in einem Beitrag für die „Welt“ zur SPIEGEL-Affäre 1962:

Der SPIEGEL, seit Jahren das Kampfblatt gegen Adenauer und die Union, wollte uns in Misskredit bringen, wollte die demokratisch legitimierte Regierung stürzen. Aber bald wurde ich nachdenklich. Ein Sturm der Entrüstung brach los. Franz Josef Strauß hatte das Parlament belogen. ... 50 Jahre später erscheint für den Historiker das damalige Geschehen in einem anderen Licht. Die SPIEGEL-Krise erweist sich heute als die erste wirkliche Nagelprobe unseres demokratischen Verfassungsstaates, nicht nur als Vorspiel kommender Entwicklungen. Die Bundesrepublik hat diese Krise bestanden. Sie ist gestärkt aus ihr hervorgegangen. Fast sollte man Franz Josef Strauß im Rückblick dankbar sein, dass er den Rechtsstaat und die Pressefreiheit als eine seiner Grundlagen auf die Probe gestellt hat.

Die „Bild“-Zeitung über ein Interview von SPIEGEL-Chefredakteur Georg Mascolo mit Altkanzler Helmut Schmidt anlässlich der Vergabe des Helmut-Schmidt-Journalistenpreises:

Mascolo spielt auf Schmidts „Wegelagerer“-Zitat über Journalisten an.

Antwort Schmidt: „Das waren Fernsehjournalisten, die einem auf dem Weg zum Lokus aufgelauret haben! Da sagte ich: Schert euch zum Teufel, ihr Wegelagerer! Dass daraus dann ein geflügeltes Wort wurde ...“

Mascolo: „Printjournalisten sind also nicht gemeint.“

Schmidt: „Ich würde sie nachträglich durchaus miteinbeziehen.“

Mit Felsquellwasser gebraut.

Gebraut nach dem deutschen Reinheitsgebot in der Krombacher Privatbrauerei
57215 Krefeld - Am Rothaargebirge • Internet: www.krombacher.de

ÖKO-TEST
RICHTIG GUT LEBEN

Krombacher Pils
Gesamturteil:

sehr gut

Ausgabe 08/2009

KROMBACHER.
EINE PERLE DER
NATUR.



OMEGA

SKYFALL

007TM
TM KINO

JAMES BOND'S CHOICE.



Ω
OMEGA

OMEGA Boutiques: Berlin • Hamburg • München • 06173/606-219

www.omegawatches.de

SKYFALL ©2012 Danjaq, United Artists, CML, Skyfall, 007 Gun Logo and related James Bond Trademarks. TM Danjaq.